

Aus Tagebüchern
1850—1899
von
Adolf Pichler

Adolf Pichler

Aus Tagebüchern

Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band III

Aus Tagebüchern

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905

Adolf Pichler

Born Sept 4, 1818

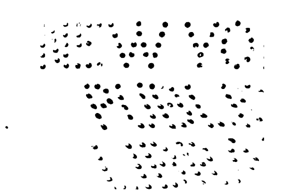
Aus Tagebüchern

1850—1899

Der autobiographischen Werke

Bd. III

München und Leipzig
bei Georg Müller
1905



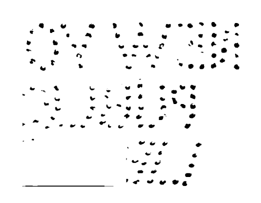
Vorwort.

Meine Aufzeichnungen habe ich in alter Weise noch mehrere Jahre fortgeführt. Bei reiferer Einsicht kam ich jedoch zur Überzeugung, daß diese kleinen Schicksale im Sturm, der jetzt die Welt erschüttert, keine Teilnahme erwarten dürfen, und ich zerriß daher die Handschriften bis auf die Einleitung, die mein Verhältnis zum öffentlichen Leben, zu Gesellschaft und Schule kurz schildert.

In Tagebüchern späterer Zeit sind wohl kleine Begebenheiten, Einfälle und Skizzen von Land und Leuten niedergelegt; manches gedachte ich später ausführlich zu behandeln. Auch das unterblieb, weil ich es für verlorene Arbeit hielt. Vieles fiel in den Papierkorb; nur einiges, was mir Beachtung zu verdienen schien, wurde ausgewählt. Vielleicht verträgt der Wind diese Körner oder wirft sie auf die Straße, vielleicht wurzelt eines oder das andere in fruchtbarer Erde, für mich ist Alles Vergangenheit, und ruhig lasse ich die Wasser laufen, wohin sie ihre Schwere führt.

Innsbruck, 16./4. 96.

Adolf Pichler.



Meine Jugend zu schildern war für mich ein wehmütiger Genuß: die Zeit unbegrenzten Ahnens und Wachsens, der Arbeit an sich selber; und wenn mein Schiff später nicht strandend auf den Sand lief, verdank' ich es den herrlichen Tagen, wo ich Mut und Kraft gewann und trotz mancher Verirrung den starken Glauben an die sittlichen Mächte, die über dem Einzelnen wie über der ganzen Menschheit walten, in mir fest gründete.

Sieben Jahre sind verflossen, seit ich das letzte Wort geschrieben; wenn ich jetzt wieder die Feder ergreife, so will ich auf wenigen Bogen abtun, was den Raum von Dezennien umfaßt. Die Ereignisse, die mein Land betrafen, im Zusammenhang darzustellen fühle ich mich kaum berufen. Zwar habe ich den Gang derselben beobachtet wie der Meteorolog das Wetterglas, jedoch in meiner Stellung ohne Einfluß nirgends mitgewirkt und bei der eigentümlichen Lage der Dinge nie gewünscht, Hand anzulegen. Zur Ohnmacht verurteilt sein, wo sich Kraft und Fähigkeit des Wirkens regt, ist bitter genug; noch höher als die Tat steht aber das Gewissen, wenn sich der Weg zu jener nur auf Kosten von diesem öffnet.

Nun muß ich meine Stellung am Gymnasium und die daraus entspringenden Verhältnisse kurz berühren. Ich erhielt im November 1848 als Supplent die Kanzel der Naturgeschichte an der philosophischen Fakultät. Nach der Reform des Studienwesens ward diese als 7. und 8. Kurs zum Gymnasium geschlagen. Mein Gesuch um feste Anstellung wurde abgewiesen; an meinen Platz kam ein Wiener, der nicht mehr oder eigentlich eben so wenig wissenschaftliche Verdienste besaß als ich und bald an das Polytechnikum abging, wo er seitdem verschollen ist. Als er fort war, übernahm ich wieder seine Kanzel, mußte jedoch auch dieses Mal weichen und zwar dem ehemaligen Kreisarzt in Pilsen, Johann Köhler.

So machte ich denn 1850 meine Lehramtsprüfung; man bezeugte mir ausdrücklich, daß mich meine Kenntnisse für eine Universität befähigten; die Anstellung am Gymnasium verzögerte sich aber dennoch, weil ich mich nicht bückte und stets mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit schwarz schwarz und weiß weiß nannte. Der treffliche Schulrat Mayr hatte Mühe genug, meine Ernennung durchzusetzen, die endlich mit Dekret vom 18. Juni 1851 erfolgte.

Köhler wurde 1859 wegen verschiedener Mißgriffe an die Realschule zu Olmütz verbannt. Man berief mich statt seiner — das dritte Mal! an die Universität. Ich trug dort zu allgemeiner Zufriedenheit ein Jahr über Naturgeschichte vor, wie dieses ein Zeugnis des philosophischen Dekanates beweist, das ich erhielt, ohne es zu verlangen, und glaubte nun, weil ich mittlerweile doch auch etwas geleistet, um so mehr Anspruch auf die Lehr-

kanzel zu haben, da ich von der Fakultät an erster Stelle vorgeschlagen war. Es wurde jedoch Dr. Anton Kerner aus Pest angestellt, der als systematischer Botaniker viele neue Pflanzenarten einführte und sich dadurch einen Namen machte, während er als Physiologe mit lathraea squamaria durch Professor Heinricher eine schmähliche Niederlage erlitt. Ich lehrte nun wieder am Gymnasium vom Februar 1861 bis Juni 1867, wo ich mit Dekret vom 23. April, nachdem man die naturwissenschaftlichen Fächer geteilt, als Professor der Mineralogie und Geognosie an die Universität versetzt wurde.

Zur Zeit von Bach war ich unter strenger Aufsicht; es kam vor, daß mich, wenn ich auf der Eisenbahn in den Waggon steigen wollte, ein Polizeikommissär anhielt und fragte: wohin ich reise? Auch schwarze Spione belauschten jeden Atemzug von mir; ich verdanke es nur dem edlen Direktor Sibinger, wenn ich nicht entlassen wurde, wie das Gerücht öfters verkündete. Er stand für mich ein, ohne daß ich es wußte; zu Wien hatte er mich vor dem Minister Thun zu verteidigen, weil ich die Messe nicht besuche. Er sagte, man könne das nicht beweisen, und mich wie einen Schulbuben unter Kontrole zu stellen gehe doch nicht an.

Ich hielt meine Ehre zu hoch, um mit dem Strome zu schwimmen, dawider vermochte ich es nicht, deswegen zog ich mich voll grimmigen Hasses ganz auf mich zurück. Bald lernte ich die Denunzianten schon aus der Ferne wittern; nahte mir ein solcher Schuft, so fertigte ich ihn mit Hohn oder Grobheit ab, daß

ich wenigstens für einige Zeit Ruhe hatte. Weil man Briefen von mir und an mich auflauerte, wurden sie auf Umwegen meistens durch Kaufleute befördert und entgingen so den Diebsgriffen des k. k. Gesindels. Der Statthalterei unter dem Erzherzog Karl Ludwig waren insbesonders die Korrespondenzen in auswärtigen Blättern unlieb. Nach Augsburg schickte man, um den Verfasser mancher Berichte in der Allgemeinen Zeitung zu ermitteln, eigens einen Beamten. Dieser ward jedoch schimpflich abgewiesen.

Das wirkte auch auf mein Verhältnis zu den Schülern. Von Kunst und Wissenschaft begeistert, hätte ich mich gern mit den talentvolleren in Verkehr gesetzt, mußte das jedoch bald aufgeben, wollte ich nicht mir und ihnen schaden. Ein Kollege verhörte die Knaben über das, was ich vortrug, so daß ich mich streng auf den Inhalt der Lehrbücher beschränkte. Schweigend glitt ich über alles, was der herrschenden Richtung entsprach, weg oder warf ein scheinbar unverfängliches Wort, das zum Nachdenken anregte, hin; ich weiß, daß ich auf diesem einzigen mir offenen Wege manches weckte und freue mich dessen noch.

Die schönen Träume einer idealen Wirksamkeit zerrannen bald, doch verzagte ich deswegen nicht: ich lernte einsehen, daß es unendlich wichtiger sei, allgemeine Bildung zu verbreiten, als vielleicht in einem Jahrzehnt immer Einen genialen Jüngling zum Flug anzuleiten. Ich behaupte sogar, strenge Zucht und Disziplin, wo man sich als Glied einem Ganzen fügen muß, sei auch dem Genius förderlich, indem sie ihn zwingt, Maß zu halten: manchmal die beste Probe für

seine Echtheit. Zudem hätte ja das eine das andere nicht ausgeschlossen, ich befand mich aber stets der goldenen Mittelmäßigkeit gegenüber.

Naturgeschichte hatte ich in fünf, deutsche Grammatik und Stilistik gewöhnlich in zwei Klassen vorzutragen. Allmählich erkannte ich es als die wichtigste Aufgabe des Unterrichtes, die jungen Leute ihre Sinne gebrauchen und ein vorgelegtes Objekt sicher auffassen zu lehren. Dabei erschließt sich auch die Schönheit und die Bedeutung der Form, und der Verstand gewinnt durch die Beziehung des Besonderen auf das Allgemeine. Die Fülle des Stoffes in den Alpen habe ich fleißig benutzt und ausgebeutet. Auch hier soll der Lehrer vor allem das nächstliegende verwerten; die Schule hat nicht die Grenze der Wissenschaft nachzumessen, sondern durch wissenschaftliche Gymnastik für die Wissenschaft selbst vorzubereiten.

Am leichtesten gerät der Unterricht beim deutschen Sprachfach auf Abwege.

Ein Pedant führt seine Schüler in das Dorngestrüpp der Wortklauberei, daß sie weder lesen noch schreiben lernen, und verleidet ihnen sogar Meisterwerke, die er vor ihnen zerfasert, für immer. Ein anderer mißbraucht die Aufgaben für eine langweilige Moral, von jenen nicht zu reden, die höchstens heuchlerisch ihre Achseln zucken, daß Goethe, Schiller und Lessing nicht bei der Inderkongregation anfragten oder die Encyklika nicht mehr erlebten, um sich ihr zu beugen. Ein dritter fordert bombastische Aufsätze über Medea vor dem Kindesmord oder Curtius am Abgrund, ein

vierter läßt seine Buben den Mond anflennen, wie die Großmütter vor hundert Jahren usw.!

Die Phantasie der Jugend ist ohnedem übermächtig; es bedarf wenig, sie leidenschaftlich aufzuregen und manchmal in Flammen zu setzen, die, wenn sie auch wie Brillanten funkeln, jede gesunde Kraft aufzehren und die Brust ausbrennen. Schwerlich trifft mich der Vorwurf, den Schwarm ohnmächtiger Dichterlinge durch mein Zureden vermehrt oder ermuntert zu haben. Im Gegenteil! Ich warnte stets vor dem Tändeln mit Versen und behandelte jeden, der sich meldete, mit strenger Kritik. Daß mein Verfahren richtig gewesen, zeigen mir jene ästhetischen Gourmands, die, für jede männliche Tätigkeit zu schwach, nach einander geistig und sittlich in's Nichts zerflatterten; das beweist mir auch der Umstand, daß die wenigen, welche den Ernst ertrugen, was tüchtiges wurden, wenn auch nicht gerade Poeten.

Bei den schriftlichen Aufgaben suchte ich den Stoff zuerst nach allen Seiten klar zu machen; daraus ergab sich die Gliederung von selbst, und leicht fand sich dann der angemessene Ausdruck, wenn der Schüler nur die Technik der Sprache und des Satzbaues besaß. Oft brachten jedoch die Knaben aus den Landschulen nur geringe Kenntnisse mit, und so mußte ich manchmal zu den Grundlehren der Grammatik und Orthographie zurückgreifen, wollte ich nicht auf Sand weiter bauen. Die Themata wählte ich aus dem Gesichtskreise der Knaben; Land und Leute lieferten sie nicht selten, bisweilen auch ein Kunstwerk, das auf dem Friedhof oder in einer Kirche aufgestellt wurde. Auch auf den Vor-

trag von Lesestücken wurde Zeit verwendet. Während sich der Romane im öffentlichen Leben leicht und frei bewegt, gerät der Deutsche häufig in Verlegenheit, stockt unbeholfen und ringt mit dem Ausdruck oder versteigt sich in ein hohles Pathos. Ich ließ nun meine Schüler Vers und Prosa einfach, natürlich und dem Inhalt angemessen vortragen und habe das nicht ohne Erfolg gethan. Zu wenig Beachtung widmet man in deutschen Schulen der Metrik. Man entschuldige sich nicht mit dem Schwanken deutscher Prosodie; einen richtigen Reim kann jeder merken, und Verse gut zu lesen braucht man nicht die Finger. Mag man auch manches von Platen als Übertreibung erklären, so sollte er doch nicht bloß für die Poeten, sondern auch für die Schule einen Wendepunkt bezeichnen. Oder sind die Ohren der Deutschen, angeblich so fein für den musikalischen Wohllaut, seit dem Mittelalter, das die Reime genau sichtete und den Rhythmus dreigliederigen Strophenbaues zu pflegen verstand, dicker geworden?

Viel Not bereiteten mir die vorgeschriebenen Lehrbücher. Zuerst das von Mozart. Es war mit der Scheere gemacht, entstellte und fälschte jedoch nicht. Das vom ultramontanen Bone paßte für den Unterricht noch weniger.

Warum ich es dennoch benutzte?

Das hat seine eigene Geschichte, die erzählt zu werden verdient. Beim Beginn eines neuen Schuljahres trat ich in die fünfte Klasse, schlug auf dem Katheder Mozart auf und bezeichnete die Seite, wo begonnen werden sollte. Die Schüler begannen laut zu lachen; endlich reichte mir einer den Bone, der sei

heuer vorgeschrieben. Direktor Gaßner, ein Geistlicher, hatte am Schluß des vorigen Schuljahres, ohne mir ein Wörtlein zu sagen, einfach die Einführung Bones, der bereits am Jesuitengymnasium zu Feldkirch im Gebrauch war, — und vielleicht gerade deswegen — verfügt. Ich erklärte nachträglich — freilich vergebens — meinen Protest und fertigte in der Schule die schiefen Urteile des Buches mit schneidender Schärfe ab. An mich getraute man sich deswegen doch nicht, wohl aber an einen Supplenten, dem es verwiesen wurde, daß er Lessing zu loben gewagt.

1849.

Die ersten Jahre meines Aufenthaltes in Innsbruck drängten mich vom öffentlichen Leben fast ganz ab, kaum mochte ich eine Zeitung lesen, und nur der innige Verkehr mit der Natur bewahrte mich davor, daß ich nicht in Haß und Groll verstockte.

Die Sammlungen des Gymnasiums waren sehr mangelhaft, insbesondere die botanischen und entomologischen; ich verwandte viel Zeit für Herstellung und Ergänzung derselben, obwohl die Regierung fast nichts beisteuerte. Der Statthaltereirat Probst versicherte mir nur gnädigst, man wolle allenfalls die Frachtkosten übernehmen.

In freundlichen Verkehr trat ich mit Friedrich Hebbel, dem mich Sigmund Engländer vorgestellt hatte. (Unser Briefwechsel ist gedruckt.) Anlaß gab die Gründung der belletristischen Wochenschrift „Phönix", wie sie Johannes Schuler benannte. Der Buch-

händler J. Witting wagte aus eigenem Antrieb sein Geld daran. Er wollte zuerst Flir, dann mich bewegen, die Redaktion zu übernehmen; wir lehnten ab und verwiesen auf Ignaz Zingerle, der sich der Aufgabe, von welcher er verschiedene Vorteile erhoffte, gern unterzog. Der Absatz war anfangs ganz gut; wir erhielten, obschon kein Honorar bezahlt wurde, Beiträge hervorragender Schriftsteller; als sich jedoch Tobias Wildauer zur Redaktion gesellte und sich dabei dem Ministerium Thun empfehlen wollte, verfiel alles, und die Teilnahme des Publikums erkaltete. So erlosch das Blättchen, nachdem es früher in den Verlag der Wagnerschen Buchhandlung übergegangen war, am 26. März 1853 aus Mangel an Beiträgen und Abonnenten.

Die Muse gönnte mir bisweilen einen freundlichen Blick; auch meldeten sich allmählig die Hymnen; sie zeigen, in welch' ernster Gedankenwelt ich mich damals bewegte. Von einer, die ich, wenn ich mich recht erinnere, zu Ostern dichtete, erhielten sich nur Bruchstücke; die andere stellte ich an die Spitze der dreißig aus späterer Zeit.

1850.

Die Ereignisse in Schleswig-Holstein erregten bei uns lebhafte Teilnahme, den kräftigsten Widerhall derselben finden wir in der Innsbrucker Zeitung. Sie brachte am ersten August 1850 den von mir verfaßten Aufruf:

„Die Redaktion der Innsbrucker Zeitung hat bisher

immer gezaudert, einen Aufruf zu Sammlungen für Schleswig-Holstein zu erlassen, wie solche bereits durch ganz Deutschland eingeleitet wurden. Sie fürchtete, dies als Parteidemonstration ausgelegt zu sehen, wiewohl sonst überall Blätter jeder Farbe sich auf das eifrigste dabei beteiligten und dadurch bewiesen, daß diese Sache nicht Angelegenheit irgend einer Partei, sondern der ganzen deutschen Nation sei. In diesem letzteren Sinne erläßt nunmehr die Redaktion einen Aufruf für die bedrängten Schleswig-Holsteiner. Es sind unsere Brüder; Deutschlands Grenzhut im Norden, wie wir Tiroler im Süden; so lang es eine Weltgeschichte gibt, wurde nie ein heiligeres Recht verfochten, als das, wofür die Söhne Schleswig-Holsteins jetzt bluten. Wir wollen uns erinnern an jenes große Jahr 1809, wo auch Tirol, preisgegeben von der Diplomatie, im letzten Verzweiflungskampfe alles einsetzte, wie jetzt Schleswig-Holstein. Wir können nicht unsere Stutzen hinauftragen in den fernen Norden; wir wollen aber tun, was in unseren Kräften liegt, wir wollen unsere Brüder nach Maß und Vermögen unterstützen. Nur wenige Worte sind es, welche die Redaktion allen Männern von echt deutscher Gesinnung in Tirol und Vorarlberg zuruft, aber sie weiß, daß sie in den Herzen derselben nicht spurlos verhallen werden."

Diese Zeilen hatten einen überraschenden Erfolg; von allen Seiten kamen Beiträge, ja auch Schützen erboten sich nach Schleswig-Holstein zu ziehen. Da schien es mir geraten, mich vom Stande der Dinge selbst zu überzeugen, und ich begab mich nach Schleswig-Holstein.

Mein erster Brief, datiert vom 24. August.

„Diesen Brief erhalten Sie aus Rendsburg, der letzen deutschen Grenzfestung an der Eider, wo Sie mich wohl schwerlich suchen würden. Sie erlassen mir wohl den weitläufigen Bericht über die Herreise und begnügen sich dafür mit einigen Notizen von allgemeinerem Interesse. Ich war zu Hamburg bei einem der ehemaligen Minister des im Jahre 1848 erstandenen, bald jedoch wieder bundestäglich im seligen Frieden entschlafenen heiligen deutschen Reiches gewesen; er nahm mich sehr zuvorkommend auf und empfahl mich auf förderliche Weise in Altona und Rendsburg. Hamburg ist noch immer von preußischem Militär besetzt, so wie denn Preußen de facto im Norden die herrschende Macht ist, wenn man sich auch überall mit Händen und Füßen dagegen stemmt, preußisch zu werden. Das schöne Geschlecht scheint freilich anderer Meinung und unterwirft sich in dieser Hinsicht leichter: nachdem die Preußen 5 Monate in Hamburg waren, befanden sich 300 Mädchen in jenem interessanten Zustande, in welchem sich laut Zeitungsberichten Her most gracious Majesty of England fast immerwährend befindet. Von preußischer Windbeutelei etwas beizusetzen ist mehr als überflüssig, die Preußen tragen die Windlöcher an den Helmen nicht umsonst. Das preußische Militär ist feindlich gegen Österreich gesinnt und setzt ziemlich allgemein das frühere oder spätere Eintreffen von Katastrophen voraus, die den stillen Haß einem gewaltsamen Ausbruch mit Waffen entgegenführen. Es hat großenteils von unserer Armee sehr alberne Vorstellungen; namentlich fiel es mir auf,

daß man zum Teil glaubt, es fehle Österreich an tüchtigen Offizieren. Nun! unsere Offiziere studierten freilich nicht Hegel, gehen auch nicht auf die Potsdamer Parade, können sich aber jedenfalls auf dem Felde mit diesen Herren messen. Sehr bezeichnend sind zwei Anekdoten, die ich deswegen, und weil sie aus zuverlässigen Quellen stammen, hier mitteile. Einer der allerhöchsten jungen Herren äußerte: Wenn sich die Österreicher nicht bald fügen, marschieren wir mit 200 000 Mann nach Wien. Da erwiderte ein Fremder: „Gegen Wien marschieren, ist leicht, aber in Wien einmarschieren, dürfte sehr schwer werden." Bei einer anderen Gelegenheit äußerte ein Bürger: „Ich lasse meinen Sohn nicht Musik lehren; Musik verweichlicht, und damit schlägt man nicht die Österreicher."

Diese Tatsachen deuten darauf hin, welche Ansichten in den höchsten und niedersten Schichten der Bevölkerung Preußens weithin herrschen. Besonders übel fällt es hier in Hamburg auf, daß die Preußen überall herum gemächlich garnisonieren, während in unmittelbarer Nähe die Schleswig-Holsteiner, deren Staatsschiff einzig und allein durch die preußischen Winde auf das Meer der Gefahr hinausgeschleudert wurde, den Kampf auf Tod und Leben bestehen. Ein Flüchtling aus Schleswig erzählte mir mit wahrem Ingrimm, daß preußische Offiziere beim Abzug von den Herzogtümern mit dänischen Offizieren Brüderschaft gemacht und ihre Freude darüber geäußert hätten, daß sie nun nicht mehr für „die Revolution und die Insurgenten" einzustehen brauchten. Von Österreich

war nirgends die Rede, man hofft von dieser Seite nichts oder sehr wenig. Leicht konnte ich aber entnehmen, daß, wenn Österreich in dieser Sache etwas unternähme, im tiefsten Süden und im höchsten Norden tausendfältiger Jubel eine solche Tat begrüßen würde, — daß eine solche Tat, anerkannt als die „rettende Tat" nicht nur für Schleswig, sondern auch für Deutschland, das Schwert Deutschlands in die Hände Österreichs legen würde. Wahrlich, es steht hier mehr zu erringen als ein Lorbeerkranz; es klingt zwar sehr vornehm: Österreich ist eine Großmacht! Das ist auch eine unbestrittene Wahrheit, jedoch mit Deutschland würde Österreich die erste Großmacht Europas sein. Von Altona reiste ich auf der Eisenbahn nach Rendsburg. Mit demselben Train fuhren auch einige hundert neu Angeworbene und auch Verwundete, die, kaum hergestellt, wieder ihre Fahnen aufsuchten. Von einer Niedergeschlagenheit, wie man dieses nach dem Unglück bei Idstedt befürchten sollte, nirgends eine Spur; diese jungen Leute zeigten eine freudige Entschlossenheit, die vollkommen der edlen Sache würdig ist, für die sie die Waffen ergriffen. Was befremdend erscheinen mußte, war der Umstand, daß in Holstein, so weit meine Beobachtung reicht — und damit stimmt alles, was mir andere erzählten, völlig überein —, nichts von dem Enthusiasmus zu bemerken war, wie dieser unter ähnlichen Umständen bei Volkskriegen zutage tritt. Wollte man jedoch glauben, es sei, weil die Leute des Krieges und der außerordentlichen Lasten, die er notwendig auflegt, satt, gern hinter dem Ofen auf der Bank in der beliebten Weise des deutschen

Michels ihr Bier tränken, so wäre das eine sehr verkehrte Ansicht. Man will den Krieg, jedoch führt man ihn nicht mit dem begeisterten Enthusiasmus des Jünglings, sondern mit der kalten Entschlossenheit des Mannes, der da weiß, daß es sich hier nicht bloß um Ruhmesglanz, sondern um das Wohl eines ganzen Landes handle. Alles dieses steigert die Hochachtung, die ich für Schleswig-Holstein schon so lang hegte, nur noch mehr; es ist wahrhaft die Perle Deutschlands im Nordmeere.

Die Gegenden, die ich auf der Eisenbahn durchflog, kommen mit diesen Torfmooren und fahlen Heiden dem Auge eines Tirolers freilich nicht absonderlich schön vor, indes eignen sie sich vortrefflich zum Tirailleurgefecht. Die Sümpfe decken überall gegen Kavallerie, die hier so selten in Anwendung kommt, wie im wälschen Kriege; auch die Entwickelung größerer Infanteriemassen ist aus demselben Grunde sehr schwierig, während lange Erddämme, oft mit Gebüsch gekrönt und durch vorgelegte Gräben gesichert, ausgedehnten Plänklerketten einen vortrefflichen Anhalt gewähren. Deswegen ist auch hier die zerstreute Fechtart überwiegend und der Wert guter Schützen in hohem Grade anerkannt.

Rendsburg, gegenwärtig der Stützpunkt der schleswig-holsteinischen Armee, ist ein ganz abscheuliches Nest; hinter den breiten Wällen liegen die sehr niedern Häuser; die schmalen, schmutzigen Gassen sind förmliche Kloaken voll stinkenden Unrates, so daß man sich nicht wundern darf, wenn hier die Cholera ziemlich heftig wütet. Feldärzte erzählten mir, daß ihr

namentlich die Verwundeten unterliegen, was um so weniger befremdet, da eben keine weiten Räume zu ihrer Unterbringung vorhanden sind und die bisher herrschende Hitze dem Fortschreiten der Epidemie nur förderlich sein konnte. Auch die Stelle, wo das Laboratorium in die Luft flog, besah ich; das Gebäude ist bis auf die Grundmauern vernichtet, die Explosion soll an Furchtbarkeit alle Schrecknisse des Krieges übertroffen haben. Die Bäume nebenan sind geknickt wie Strohhalme, weithin konnte man zerschmetterte Glieder auflesen, die Hälfte eines Leichnams hing an einem Baume. Offiziere befanden sich bei der Explosion im Saale des Hotels, wo ich gegenwärtig wohne; sie glaubten anfangs, das Haus stürze ein, und sprangen über Tische und Stühle ins Freie. Noch immer liegen Ziegeltrümmer auf den Straßen, und Holzsplitter bedecken die Kanäle. Einige Vermißte hat man bis jetzt noch nicht aufgefunden.

Die Stimmung in der schleswig-holsteinischen Armee ist ausgezeichnet, sowohl bei den Offizieren als auch der Mannschaft, wie ich vielfältig beobachten konnte. Ich war an Offiziere empfohlen; einer vom Generalstabe stellte mich dem Generale Willisen vor. So erfüllte sich mein Wunsch, diesen Mann, dessen Schriften ich schon früher mit Teilnahme gelesen, persönlich kennen zu lernen. Willisen ist von ziemlich großer Statur, hager, das Haar gemischt aus Grau und Braun, sein Gesicht zeigt die Spuren des Soldatenlebens. Er ist eine feste, bestimmt ausgeprägte Persönlichkeit, der man wohl bei der Führung eines Krieges in allen Wechselfällen vertrauen darf. Dieses ist auch

in der Armee wirklich der Fall, trotz dem Unstern von Idstedt. Gerade dieses Vertrauen zeugt am besten für Willisen, um so mehr, da die Armee Freiwillige aus allen Gegenden Deutschlands enthält und eben deswegen die Disziplin immer straff gehandhabt werden muß. Hier will ich auch der Freischaren gedenken, die in den letzten Jahren in Schleswig-Holstein auftraten. Die Ansicht, daß mit Freischaren kein Krieg zu führen sei, wurde mir völlig durch die Mitteilungen hiesiger Offiziere bestätigt, die zwar der Tapferkeit der Freischärler alles Lob zollen, jedoch beisetzten: diese eine gute Eigenschaft sei durch ihre Zügellosigkeit und Widerspenstigkeit gegen jede Disziplin, ferner durch die verhältnismäßig übergroße Menge ihrer Bedürfnisse und den daraus entspringenden Kostenaufwand völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Man kann es daher nur billigen, daß die schleswig-holsteinische Regierung die Erfahrungen der letzten Jahre nicht aus den Augen ließ und die deutschen Brüder, die mit Paukenschlag und Kling und Klang freischarlen wollten, ohne weiteres abwies. Das Exerzitium soll in hiesiger Armee noch hie und da mangelhaft erscheinen, eben aus diesem Grunde wären tüchtige Unteroffiziere hoch willkommen. Nach einstimmiger Aussage der Offiziere sind dagegen die Dänen sehr gut eingeschult und geübt und führen die schwierigsten Manöver mit vollkommener Präzision aus. Sold und Verpflegung der hiesigen Truppen sind ausgezeichnet; ich will als Beleg dafür die Löhnungen, auf Reichswährung reduziert, und die Naturalbezüge des einzelnen Mannes beisetzen.

Ein Unteroffiz. I. Kl. erhält Sold tägl. 27 Kr.
„ „ II. „ „ „ „ 25 „
„ Jäger II. „ „ „ „ 14 „

An Naturalverpflegung erhält jeder täglich 1½ Pfund Brot, Fleisch oder Speck ½ Pfund, 6 Loth Reis oder Erbsen und 1½ Loth Salz, 1½ Loth Kaffee oder ⅛ Quart Branntwein, statt dessen bei Waffenstillstand oder in Garnison 9½ Kreuzer, dazu freies Quartier, Montierung und Waffen.

Ebenso wird auch verhältnismäßiges Reisegeld bezahlt, zu welchem Zwecke die Beträge der Sammlungen, die aus Orten einfließen, aus denen Freiwillige wegziehen, verwendet werden können und dann nach Verhältnis als quittiert gelten. Invaliden erhalten für ihr Leben einen Sold, der wohl dadurch, daß Holstein selbst im ungünstigsten Falle immer bei Deutschland bleibt, einigermaßen garantiert sein dürfte.

Auch etliche Tirolerschützen befinden sich hier. Offiziere erzählten mir, daß einer derselben bereits zehn Dänen erlegt habe und von diesen einen aus sehr großer Entfernung, wobei er vor dem Schusse genau angab, welchen er auf das Korn nehmen werde. Ich konnte den Namen dieses Schützen, der sich durch seine Tüchtigkeit so auszeichnete, nicht in Erfahrung bringen. Auch eine Anzahl der sechsläufigen Pistolen aus der Innsbrucker Fabrik ist hier zum Verkaufe angelangt; der Überbringer erntet durch die Sicherheit der Schüsse, die er mit dieser schönen Waffe macht, viel Beifall. Dagegen fehlt es auch nicht an Komödianten, die mit Gemsbart und Lodenrock gern den Tiroler Wastel vor-

stellen, um auf solche Art etwas zu fischen. So soll letzthin ein solcher Mensch gekommen sein, der 74 Kugeln vorzeigte und dabei sagte: „Mein Vater hat mir aufgetragen, diese 74 Kugeln gegen die Dänen zu verschießen; wenn ich aber mehr als viermal fehle, darf ich nimmer heimkehren.“ Die hiesige Armee hat unter den Holsteiner Jägern viele gewandte Schützen; man kann sich daher wohl vorstellen, daß die Rede dieses Tirolers, und noch obendrein in solcher Weise vorgebracht, sehr wenig Beifall fand.

Gute Schützen, die sich durch Zeugnisse über ihr sittliches Wohlverhalten und besonders darüber, daß sie irgendwo in einer Schützenkompagnie dienten, ausweisen können, werden hier gewiß mit offenen Armen empfangen; solche Komödianten sollten aber anderswo ihre „Manderln machen“, sonst bringen sie dem Lande nur Unehre; es wird durch sie dasjenige, was jedem Tiroler Herzen heilig ist, nur lächerlich.

Im gegenwärtigen Augenblicke, — eigentlich schon seit mehreren Tagen — herrscht hier völlige Stille; ob es die Stille vor dem Sturm ist, oder das schändliche Quos ego unserer sauberen Diplomaten, darüber läßt sich nichts entscheiden. Aus sehr verläßlicher Quelle — wenn überhaupt jetzt etwas verläßlich sein kann — entnehme ich, daß man Ereignissen von Wichtigkeit entgegensieht. Schwerlich dürften diese jedoch schon heute oder morgen eintreten. Möge dieser Kampf segenvoll enden für Schleswig-Holstein und rühmlich für Deutschland.

Kiel, 25. August. Heute Nachmittag verließ ich Rendsburg und erreichte nach kurzer Fahrt die be-

rühmte Universitätsstadt des Nordens. Die Gegend ist wohl die schönste, die ich bisher im nördlichen Deutschland antraf: sanft wellige Hügel, kaum 100 bis 150 Fuß hoch, mit herrlichen Eichen- und Buchenwäldern, dazwischen saftige Triften, wo fette Herden weiden, unter denen Störche mit hohen Stelzfüßen ganz ungeniert herumlaufen. An dem trefflichen Kieler Hafen, der die größte Flotte mit völliger Sicherheit zu bergen im stande ist, verläuft das Düsternbrooker Gehölz gegen das offene Meer. Von einer kleinen Anhöhe überschaute ich die Wasserfläche, auf der bisher so manches Seegefecht stattgefunden. Ein Schiff unter schwarz-rot-goldener Flagge zog langsam dahin, die Matrosen sangen zum Takte des Ruderschlages: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Wie lange wird dieses Lied noch hinausklingen über die Wellen? — Da muß man freilich die traurige Antwort geben: „So lange es dem Zaren gefällt.“ — Und was dann? — Hamlet sagte sterbend: „Der Rest ist Schweigen!“ — Eine Überzeugung geht durch ganz Deutschland, ich hörte sie aussprechen im Süden und im Norden, von Männern jeder Partei, jeden Ranges und jeden Bildungsgrades: daß Deutschland noch eine Revolution haben werde, furchtbarer als jene Frankreichs, furchtbarer selbst als der Bauernkrieg. Die Allgemeinheit dieser Überzeugung hat das Gewicht einer Prophetie, die nur jene leugnen, durch deren Schuld eben diese Überzeugung so allgemein geworden.

Vor dem Kieler Hafen liegt unbeweglich das dänische Linienschiff Skiold, und weiter hinaus liegen als Wächter deutscher Ehre die russischen Fahrzeuge mit

hochaufragenden Masten. Ein Mann, der soeben der dänischen Gefangenschaft entronnen war, erzählte mir, daß diese Schiffe keine Landestruppen enthielten. Die dänische Armee hat sehr viele schwedische Offiziere, während die Holsteiner noch immer Offiziere benötigen. Namentlich kämen Unteroffiziere, die in irgend einer Weise gut geschult sind, sehr erwünscht, denn die schleswig-holsteinische Armee ist zu jung, als daß sie schon zahlreiche und hinlänglich gebildete Kadres haben könnte. Zudem hat Willisen ein Exerzierreglement eingeführt, das von denen aller anderen Armeen in mancher Hinsicht abweicht. Die Infanterie ist in zwei Gliedern aufgestellt, was allerdings nach dem Urteile berühmter Feldherren — ich erinnere an Wallenstein — vieles für sich hat. Bei unserer Schützenkompagnie ist das nichts neues, denn manche waren bereits in derselben Weise eingeteilt, und wenn das Landesschützenreglement nach dem Entwurfe Roßbachs in Zukunft volle Geltung erlangen sollte, so wird auch bei uns diese Art Aufstellung allgemein. Zugleich hat Willisen eine weit größere Anzahl berittener Offiziere bei seiner Armee angestellt, als dies bei irgend einer anderen der Fall ist. Der Vorteil davon springt gleich in die Augen; jedoch ist der Offizier dabei mehr Gefahren ausgesetzt, denn einmal wird er mehr zur Zielscheibe, und dann fliegen bekanntlich die Kugeln der Infanteriegewehre eher zu hoch als zu tief, was eben für die Reiter verderblicher wird. Der Zufluß von Freiwilligen ist keineswegs so groß, als man sich das anderswo vorstellt; einige Offiziere äußerten sich, daß dem Generalkommando das Zuströmen tüchtiger Freiwilliger noch

erwünschter wäre als die Geldbeiträge, so erwünscht auch diese immer sind. Offiziere fragten mich öfters: „Kommen denn nicht bald Tiroler Schützen? Die könnten wir so gut brauchen. Man kann ja mittels der Eisenbahnen von München nach Rendsburg in drei Tagen gelangen, und München liegt nicht gar so weit von Innsbruck. Man sende uns aus Tirol wackere Schützen, als Reisegeld benutze man die eingegangenen Gelder. Schützen wären uns hochwillkommen, doch sollten sie bald kommen." Die Stellung beider Armeen ist sehr eigentümlich. Eine kann die andere nicht angreifen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, und doch dürfte es für beide schwer sein, stets auf dem gleichen Punkte zu bleiben. Die Holsteiner haben das feste Rendsburg als Pivot; da werden sich die Dänen wohl hüten, den Stier bei den Hörnern zu packen. Ebenso haben auch die Dänen große Schanzwerke aufgeführt, die sie nach den neuesten Nachrichten durch Blockhäuser zu verstärken gedenken. Es klingt parador und ist dennoch völlig wahr: Eine jede dieser Armeen ist gegenüber der anderen zu schwach; es bedürfte die eine oder die andere tüchtiger Reserven. Eben weil aber beide Armeen diese Schachpartie nicht lange fortsetzen können und bloßes Harcelieren zu nichts führt, dürften in Bälde wichtige Ereignisse eintreten. Zudem hat seit kurzem die Witterung ganz umgeschlagen; es ist Herbst im wahren Sinne des Wortes: kalte Nebel und Frostwinde, was man auf Moor und Heide nur schwer verträgt.

* *
*

Diese Briefe sind kein Beitrag zur Zeitgeschichte; wohl aber habe ich in manchen Dingen klar gesehen, wobei man sich nur an Bronzell zu erinnern braucht; anderes hat die Folgezeit berichtigt. Nach Idstedt versumpfte alles; den traurigen Anteil, den Österreich an der weiteren Entwickelung der Dinge nahm, kennen wir alle: die neuere Geschichte Österreichs ist eine Geschichte versäumter Gelegenheiten.

Ich eilte von Kiel nach Innsbruck zurück in der Absicht, Schützen zu holen. Da wurde ich zum Statthalter Bissingen berufen; dieser erklärte mir, daß die Regierung die Teilnahme von Tirolern am dänischen Kriege nicht gestatte — und damit war ich für immer kalt gestellt und kehrte zu meiner Lehrthätigkeit zurück.

Von meinen Kollegen verdienen einige Erwähnung. Michael Lisch aus Vorarlberg war ein milder, aufgeklärter Priester, der sich von allen politischen Kämpfen fernhielt und deswegen von den Klerikalen mit schiefen Augen betrachtet wurde. Er beschäftigte sich viel mit französischer und italienischer Literatur; für den „Phönix“ schrieb er einiges, so den „Weiberaufstand in Vorarlberg“.

Dann der schneidige und satyrische Josef Daum aus Pollingen. Er war hochbegabt und ein sehr tüchtiger Lehrer, dessen Kenntnisse, namentlich auch der modernen Sprachen, das Niveau österreichischer Gymnasiallehrer weit überragte, brachte es jedoch nicht vorwärts, obwohl er 1859 als Schützenhauptmann einen Orden erhielt. Er ging keine krummen Wege; sein scharfer Spott bereitete Wildauer, Zingerle und all diesen Herren manchen bittern Verdruß. 1872 starb

er in der besten Manneskraft; obgleich wir uns hier und da stritten, von mir tief betrauert. Zum Schluß eine kleine Geschichte, die jene Tage charakterisieren mag. Es erschien — ich weiß nicht mehr wo — ein Aufsatz, der dem Statthalter, Erzherzog Karl Ludwig, mißfiel. Daum galt als der Verfasser. Der Polizeidirektor berief ihn; es wurde ihm ein Schriftstück vorgelegt, worin er erklären sollte, daß er es bedauere, jenen Aufsatz veröffentlicht zu haben. Daum brauchte nicht zu leugnen; er konnte allsogleich nachweisen, daß er ihn nicht geschrieben. Damit glaubte er die Sache abgetan, allein die empörte See brauchte zur Beruhigung noch Öl. Nun mutete man ihm zu, ein Papier zu unterzeichnen: „Es sei ihm leid, daß man dem Erzherzoge diesen Verdruß gemacht habe!" — Das ging ihn nun freilich gar nichts an; um Ruhe zu haben, gab er dennoch seinen Namen her. Hätt' er es lieber nicht getan!

Der Geistliche Moriggl erteilte in Logik und griechischer Sprache Unterricht. Der kleine Simmele mit den großen Kanonenstiefeln, wie man ihn scherzweise nannte, organisierte die klerikale Partei in Tirol und leitete sie auf eine Weise, die der damals liberalen Regierung manche Schwierigkeit bereitete. Schlau, wie alle Vinstgauer, wußte er sich aber so gut zu verstecken, daß man nur die Fäden des Netzes, aber nie die Spinne fand. Endlich gelang es, ihn zu erwischen, und zwar auf eine niederträchtige Weise: man stahl einen Brief, auf dem er sich unvorsichtig durch die Handschrift der Adresse verriet. Nun war er unrettbar kompromittiert; bei den Verhören soll er sich nicht

sehr fest benommen haben, konnte jedoch der Falle nicht mehr entrinnen. Er wurde des Dienstes enthoben und in seinen alten Tagen der Armut preisgegeben. Es konnte genügen, ihn zu pensionieren; die Durchführung dieses Prozesses und der Schluß desselben machte der Regierung keine große Ehre.

Selbstverständlich trieb Moriggl für seine Partei geheime Polizei: er verzeichnete in sein Tagebuch alles, um es gelegentlich zu benutzen. Mir wiederholte er einmal bei einem Glase Wein, was ich in einem Wirtshause zu Matsch dem Lehrer gesagt hatte: harmlose Scherze, Fragen über die Zustände der Schule und das Volksleben, die mir überhaupt nicht schaden konnten. Da ich mit ihm auf gutem Fuße stand, tat er es wohl, um mich zu warnen.

Noch schlimmer erging es Tobias Wildauer, obwohl er an Schlauheit als geborener Zillertaler ein Gegenstück zu dem Vinstgauer liefern konnte. Er bewarb sich um einen Sitz im Landtage. Zuerst versuchte er sein Glück bei den Klerikalen, denen er versprach, für die Glaubenseinheit einzutreten. Sie ließen ihn fallen. Nun schrieb er die Aufsätze: „Zur Verständigung über die Protestantenfrage in Tirol" und wendete sich an die Liberalen. Um den Sachverhalt richtig zu stellen, wurde von beiden Parteien 1862 am 26. Dezember abends eine Versammlung in den großen Saal des „Österreichischen Hofes" einberufen und er vorgeladen, sich zu rechtfertigen. Es war nun geradezu unheimlich, wie Greuter, Vorhauser, Moriggl aus dem Dunkel hervortraten und ihm die Lappen Stück für Stück mit seinen eigenen Worten

vom Leibe rissen. Er floh vernichtet. Dieses Gottesgericht ist ausführlich in den Zeitungen beschrieben; ich dachte an Sallust: ambitio multos falsos fieri coegit. Bei dem Mangel an Kandidaten gelang es ihm später, nachdem er bindende Reverse ausgestellt, von den Liberalen zuerst ein Mandat für den Landtag und dann für den Reichsrat zu erhalten. Große Erfolge errang er hier nicht, er blieb stets in der zweiten Linie, und selbst die berufenen „Wildauerschen Anträge" sind nicht von ihm; er erhielt sie vom Landesschulrat und brachte sie in abgeschwächter Form beim Reichsrat ein. Seine Gewandtheit ersetzte ihm nicht die politischen Kenntnisse oder den Dämon des Redners, der auch dort fortreißt, wo er nicht überzeugt. Kein ursprüngliches Talent, verstand er das Materielle zu sammeln, zu sichten, zu scheiden und gruppieren, und dadurch konnte er einer Partei von Nutzen sein. Das begriff die Regierung. In meinen Aufzeichnungen zur „Geschichte" findet sich Oktober 1868 folgende Erzählung aus dem Munde eines Freundes: „Lasser kam zu ihm und ersuchte ihn, daß er Wildauer für die Redaktion des Tiroler Boten gewinne. Dieser lehnte ab, erbot sich aber zur Mitarbeiterschaft. Es handelte sich um das Honorar; Wildauer wollte nicht auf den Dispositionsfonds erscheinen und schlug vor, man möge ihn Vorträge über Rhetorik halten lassen und diese zahlen. Der Unterrichtsminister erklärte: Vorträge über Kunstgeschichte seien nötiger. Obwohl Wildauer bisher nie Kunststudien gemacht hatte und zu Innsbruck wohl auch nicht machen konnte, nahm er an. Dafür wurde ihm das Gehalt

ausgezahlt, auch wenn er die Vorlesungen nicht hielt und die Bestätigung des Dekans, daß er sie gehalten habe, fehlte. Die Sache war vor der Erledigung der Fakultät vorzulegen, man überging sie jedoch und traf während der Ferien die nötigen Verfügungen. Wildauer bezog diesen Sold auch noch unter dem Ministerium Taafe. Darüber äußerte sich J. Greuter, der alles das genau wußte, so derb, daß ich es nicht mitteilen kann. Er diente der Regierung unter anderem dadurch, daß er entschiedene Beschlüsse seiner Partei milderte oder lähmte; man nannte ihn deswegen den „Resolutionsschwächer" und traute ihm, wie mir Mitglieder des Reichsrates versicherten, nicht mehr über den Weg. Als ich bei der Gründung des konstitutionellen Vereins in das Programm gesetzt hatte: „Förderung des deutschen Bewußtseins", suchte er dieses, wenn auch damals vergebens, zu beseitigen, wie er überhaupt nirgends eine ernsthafte Opposition wagte. Von Kufstein drohte ihm gelegentlich ein Mißtrauensvotum, man wählte ihn aber wieder — weil sich niemand zum Kandidaten hergeben wollte, wie das die Geschichte des modernen Konstitutionalismus auch sonst bestätigt. Dem Hofe hatte er sich durch die Scene beim Schützenfeste zu Frankfurt empfohlen. Dort gab ihm Metz durch seine Phrase von den Schmerzenskindern ex abrupto die Einleitung zu einer Rede und verschaffte ihm dadurch den Orden der eisernen Krone. Er war übrigens den Schützen, die selbstverständlich unter polizeilicher Aufsicht reisten, ex offo als Redner beigegeben. Seine politische Laufbahn ist damit abgeschlossen. Er half der Regierung das für die Kleri-

kalen günstige Schulgesetz durchzudrücken, erhielt den Hofrattitel und die Fakultät wurde verständigt, daß der Betrag für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen in die Pension einzubeziehen seien.

Er war 1848 als Lehrer an das Gymnasium zu Innsbruck gekommen, wo er sich als ein Muster von Pünktlichkeit auszeichnete. Als die Wochenschrift „Phönix“ wegen ihrer Richtung vom Minister Thun günstig aufgenommen wurde, trat er in die Redaktion und schrieb zum Lobe des Dichters Redwitz, von dem man damals in Wien die Umkehr der Wissenschaft erwartete. Vor allem hängte er sich als Schildknappe an den einflußreichen Professor der Philosophie Georg Schönach. Dieser war im Vormärz Kurat in Pill, ließ dort ein Mädchen vom Küster peitschen, weil es mit einem Liebhaber zu tun hatte, war dann kurze Zeit Direktor des Gymnasiums und endlich Professor der Philosophie. Hier veröffentlichte er sein Werk: „Der konkrete Monismus“, welches ihm die nicht unbedingte Anerkennung Pius IX. eintrug, während S. Ruf es als „absoluten Cretinismus“ bezeichnete. Graf Thun und sein Adlatus V. v. Ehrhart schwärmten dafür; der Verfasser wurde als auserwähltes Rüstzeug zur Bekehrung der Ungläubigen nach Wien berufen. Sein Buch wurde in Fachblättern mit Achselzucken aufgenommen; ein Tiroler, J. Perkmann, schrieb in einem norddeutschen Blatt eine dem Sachverhalt gemäß nicht sehr anerkennende Besprechung. Dagegen trat nun Wildauer anonym in der Schützenzeitung mit einem rohen Schmähartikel auf. Perkmann erwiderte allsogleich ruhig und gemessen

mit Unterschrift seines Namens und forderte den Gegner auf, das gleiche zu tun. Wildauer ließ einen zweiten Artikel folgen und nannte sich auch dieses Mal nicht. Für solche Verdienste erwarb er sich den gebührenden Lohn: er wurde, wie in den Briefen von Flir gedruckt zu lesen ist, durch die Verwendung des Bischofs von Brixen Professor der Philosophie. Er folgte der Strömung im ultramontanen Fahrwasser, wie das ein Artikel des Tiroler Boten vom 31. März 1858 beweist. Graf Thun hatte auf ihn sein größtes Vertrauen, wollte mit ihm bei der Philologenversammlung vor den Ausländern prunken und ließ ihn auf Kosten des Staates nach Wien berufen. Fachmännern gegenüber reichte sein hohles, leeres Pathos nicht aus; bei der schwülstigen Rede „über die deutsche Sprache an den Gymnasien" mußte ihn Bonitz als Vorsitzender mehrmals zur Sache weisen, während ihm die Anwesenden zuriefen: „Das wissen wir schon längst!" Der Mißerfolg wurde dann so gedeutet: die fremden Philologen und Bonitz hätten sich aus Neid zu einer Intrigue verschworen! — Diese Mitteilungen verdanke ich Franz Hochegger, der als Augenzeuge gegenwärtig und völlig unbefangen war. Als Hoftiroler spielte sich Wildauer in seinem Buche „Das Kaiserschießen in Tirol" auf. Zu ausgiebigen wissenschaftlichen Leistungen hatte er keine Zeit. Eine Studie über die Psychologie des Sokrates, dem später Platon und Aristoteles folgen sollten, bespricht Jodl in seinem Buche; das Lob wird durch Rügen mehr als aufgehoben. Aus Ehrgeiz ließ er dieses Feld brach liegen; sein scharfer, kombinierender Verstand hätte ihm hier gewiß dauernde Erfolge ver-

schafft; zum selbständigen Philosophen fehlten ihm die Ideen. Er war ein tüchtiger Schulmann, ein braver Familienvater, jedoch nur ein gewöhnlicher Charakter, indem er fast ausschließlich persönliche Interessen verfolgte und sich dabei auch auf Kosten von Rivalen Platz zu verschaffen suchte. So ist er alt geworden; er hat einige äußere Vorteile errungen — befriedigt haben sie ihn kaum, denn sein Flug ging höher, und so konnte er am Abend des Lebens nicht mit stolzem Selbstbewußtsein auf die zurückgelegte Bahn blicken, vielleicht mit stiller Ergebung.

Sehr klug wußte Ignaz Zingerle den Weg zu wählen, der ihn aus der Theologie auf eine Lehrkanzel der Universität führte. Er begann seine Laufbahn am Gymnasium, den Doktortitel verschaffte er sich in Deutschland. Darauf wurde er plötzlich an die Universität als Bibliothekar versetzt, obwohl er in diesem Fache nie und nirgends praktiziert hatte. Nun schuf man eine neue Lehrkanzel für deutsche Sprache und Literatur und übertrug sie ihm. Er war damals bei den Klerikalen gut angeschrieben; Daum und ich schauten ihm vom Fenster des Bognerwirtshauses in Absam zu, wie er bei der Fronleichnamsprozession neben seinem Schwager Hans von Kripp eine Stange des Baldachins trug, unter dem der Geistliche mit der Monstranz einherschritt. Mir sagte er gelegentlich, ich solle mich, wenn ich an die Universität kommen wolle, an den Bischof von Brixen halten.

Er widmete mir — trotz meiner Ablehnung — seine „Schildereien aus Tirol“; die Absicht war mir leicht

erkennbar: ich sollte für seinen Sohn bei der Bewerbung um die Professur für deutsche Sprache und Literatur wirken; ich trat jedoch für J. Wackernell ein um so mehr, als Zingerle gegen diesen in wenig nobler Weise intrigierte; wagte er doch unter anderem in einer Eingabe zu behaupten: sein Sohn habe mehr geleistet als jener; erst als dagegen Einsprache erhoben wurde, strich er die Stelle, jedoch so, daß man sie im Ministerium noch lesen konnte. Diese Tatsachen, die ich noch beträchtlich vermehren könnte, genügen, wenn sich jemand ein Urteil bilden will. Seine matten geistlosen Vorträge regten niemand an; so mancher zog an eine fremde Universität, weil er ihm nichts bieten konnte. Er schritt nicht mit der Wissenschaft vorwärts und sagte selbst, daß er über den Standpunkt der Romantiker nicht hinausgegangen sei.

Als sein bestes Werk bezeichnete Müllenhoff die Sagen aus Tirol. Aber auch diese sind nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Ein Student erdichtete wichtige Beiträge vom Zireinersee und dem Sonnwendjoch. Er rühmte sich nachträglich mir gegenüber, „daß er den Natz habe aufsitzen lassen". Den vielen Ausgaben und Neudrucken, die er machte, werfen Fachmänner Mangel an Kritik vor. Mußte er doch an Scherer schreiben, er kenne sich im Metrum Vintlers nicht aus, und ihn um Hilfe bitten. Die Gedichte, die er bei Wagner herausgab, werden seinen Namen nicht in die Zukunft tragen.

Zingerle wurde 1887 zum Regierungsrat ernannt. Beim Übertritt in den Ruhestand erhielt er den Adel; er starb am 16. September 1892. In's Grab folgte ihm eine Salve erlogener Nekrologe.

Auf das Grab des unglücklichen Georg Vonbank aus Schruns im Alpental Montavon will ich hier den Zweig einer Trauerweide legen.

Ein Bauernsohn, trug er das Gepräge des echten Romanen: stark gebaut, muskelkräftig, schwarzhaarig, braun, im Gesicht glühten zwei dunkle Augen.

Ob ihn der Zwang äußerer Verhältnisse, mit welchen Eltern und Verwandte leider manchmal auf unerfahrene Jünglinge drücken, indem sie ihnen, wenn sie nicht nach Brixen gehen, jede Unterstützung entziehen, in die Theologie trieb oder auch jugendliche Schwärmerei, die über sich selbst und die Welt im Unklaren ist, kann ich nicht angeben.

Zum Seelsorger scheint er weniger Beruf gehabt zu haben; wir treffen ihn daher in verschiedenen Gymnasien als Professor, so in Dalmatien, wo er zumeist italienische Studien betrieb und sich mit Dante beschäftigte. Dann wurde er nach Innsbruck versetzt und ließ sich hier — ich weiß nicht warum — vorzeitig pensionieren. Dann übernahm er eine zeitlang die Redaktion der Tiroler Stimmen. Seit er sie niedergelegt hatte, führte er ein unstätes Leben und tauchte bald da bald dort auf, überall begleitet und verfolgt von übler Nachrede. Unbezähmbare Sinnlichkeit brachte ihn mit dem Strafgesetze in Berührung.

Nachdem er aus dem Gefängnis entlassen war, ging er nach Südafrika als Missionär. Bald kehrte er wieder zurück; mit dem langen Barte, dem dunklen Talar und schwarzen Hute erkannte ich ihn im ersten Augenblick gar nicht, als er mich zu Innsbruck auf der Straße anredete.

Dann erhielt er eine Stelle in Niederösterreich, wo am 1. Februar 1894 der Tod sein vielbewegtes Leben schloß. Er hatte ein Alter von 70 Jahren erreicht.

Der Mann war hochbegabt. Es liegt von ihm ein Band Gedichte vor, meist Sonette; sie sind gedankenvoll und inhaltreich, in der Form oft schwerfällig, aus mancher Strophe klingt die Zerknirschung eines leidenschaftlichen Gemütes, der Widerhall schweren Kampfes. Verurteilt ihn nicht, sondern urteilt mild, denn mancher vielleicht mit einer Bischofsmütze oder Tiara müßte ihm gegenüber sich beschämt an die Brust klopfen, wenn er der eigenen Sünden gedenkt. Friede seiner Asche!

Mit vollen Ehren und aufrichtiger Dankbarkeit nenne ich noch den Piaristen Josef Sibinger aus Wien, der als Direktor das Gymnasium viele Jahre mit großer Umsicht leitete, Gegensätze auszugleichen und zu vermitteln wußte, die Kräfte in angemessener Weise zu verwerten und der Anstalt in jeder Beziehung einen hervorragenden Platz zu sichern verstand. Er wurde 1861 pensioniert, die Lehrer sahen ihn ebenso ungern scheiden als die Schüler.

Sein Nachfolger, der Benedektiner Theodor Gaßner aus Admont, war ein etwas zaghafter Mann, der nirgends anstoßen wollte, am wenigsten beim fürstbischöflichen Ordinariat, und sich bei den Schülern keiner großen Beliebtheit erfreute. Unter solchen Verhältnissen wird man begreifen, daß ich das Dekret, welches mich vom Gymnasium abrief, als ein Wort der Erlösung begrüßte. Dennoch schied ich mit Weh-

mut von einer Anstalt, wo ich so lange gewirkt, so bitter gekämpft, so vieles erduldet!

Der Unterricht erschöpfte meine Tätigkeit nicht; Erholung boten mir Wissenschaft und Kunst. Von meinen Studien will ich nur insoweit reden, als sie mir Stoff zu Aufsätzen und Büchern lieferten, und auf manchen Baustein hinwiesen, den ich für die Hallen der Wissenschaft gebrochen. Handschriften alter Passionsspiele im Sterzinger Archiv gaben die Anregung zu dem Büchlein: „Das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck bei Wagner 1850." Schüler brachten mir auf meinen Wunsch die Bauernkomödien aus ihrer Heimat; ich übergab sie dem Museum, und so ward dort der Grund zu einer Sammlung gelegt, die seitdem in erfreulicher Weise anwuchs. Dazu gesellten sich Programme von Festspielen der Jesuiten zu Innsbruck und Hall. Die Bauernkomödien, welche man nicht mit der Passion verwechseln darf, haben hier ihre Wurzel, aus der sie sich dann volkstümlich entwickelten bis auf unsere Tage, wo sie der Verderbnis durch die städische Bühne zu erliegen scheinen. Ich behandelte den Gegenstand 1854 in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, der Beilage zur Wiener Zeitung; neue Gesichtspunkte dürften wohl schwerlich mehr zu entdecken sein, und so war für mich die Sache abgetan. Auf das Drama des Mittelalters griff ich noch einmal zurück; nachträgliche Funde in Sterzing, wo ich auch die später von Zingerle benutzte Miszellaneen-Handschrift entdeckte, und dann manches, was ich von Sebastian Ruf aus den Raitbüchern des Haller Archives erhielt, veranlaßten mich zu zwei neuen

Aufsätzen: „Das Drama des Mittelalters in Tirol“ 1866 und „Ein Passionsspiel in Tirol“ 1867, beide in der österreichischen Revue. Diese Arbeiten sind jetzt überholt und veraltet; ich veranlaßte daher unseren Germanisten Dr. J. Wackernell sich damit zu beschäftigen, der bereits auf diesem Acker reiche Ernte einheimste.

Die tirolische Kunst begleitete ich mit Aufmerksamkeit. Gern zeigten mir Künstler ihre neuen Werke; wurde was altes aufgefunden, sah ich es meistens im Museum. So ward ich für die „Zeitschrift für bildende Kunst“ Berichterstatter, bis ich es 1881 einstellte, weil der neu ernannte Professor der Kunstgeschichte, Hans Semper, jedenfalls für diese Aufgabe berufener war als ich.

Zunächst erregte die Pflanzenwelt in ihrer reichen und schönen Entwickelung meine Aufmerksamkeit. Wenige Gegenden fördern die Liebe zur Botanik so sehr, wie das Inntal. Südlich ragt das Schiefergebirge, nördlich die Zone der Kalkalpen und bedingt durch die Verschiedenheit der Unterlage die Verschiedenheit der Gewächse. Ebenso wechseln die Pflanzenarten senkrecht aufsteigend von Stufe zu Stufe, wenn man an den milden Hügeln, wo noch die Rebe reift, emporklimmt bis zu den unwirtlichen Gletschern, deren Moränen nördliche Weiden und Moose überkleiden. Was ich hier und in anderen Fächern gesammelt, erhielt das Museum, wo ich lange Fachdirektor der botanischen Abteilung war und das Naturalienkabinett des Gymnasiums; über meine Funde habe ich jedoch nichts veröffentlicht, sondern das Verzeichnis dem Baron Haus-

mann zu Bozen eingesandt, der es für seine Flora Tirols, insoweit sie noch nicht gedruckt war, verwerten konnte.

Auf das Studium der Zoologie ging ich nicht tiefer ein, doch lohnte mich auch hier die Entdeckung einiger Seltenheiten, welche — wie eine schöne Spinne: Eressus sanguinolentus — zeigen, daß das Klima Innsbrucks wärmer ist, als es nach dem Breitengrad beanspruchen darf. Das bewirken die Ströme des Scirocco, den die nördliche Bergkette ins Tal zurückstaut.

Die Pflanzen lenkten mich bald auf den Boden, aus dem sie Nahrung sogen. Ich begann 1859 mit dem Studium der Geognosie, das ich, — anfangs in mannigfachen Beziehungen zur geologischen Reichsanstalt — unverdrossen fortsetzte. Fast jedes Jahr schenkte mir eine wichtige Entdeckung; ich erinnere hierbei an die Steinkohlenformation bei Trins und den Glimmerdiabas bei Rößlach; an Bellerophon zu hinterst in Villnös, den ich bereits am 23. Mai 1870 dort fand. Weil ich jedoch die Sache weiter verfolgen wollte und daher vorläufig nicht veröffentlichte, so kamen nachträglich die Wiener Geognosten und entdeckten die Bellerophonschichten ebenfalls. Ferner an das Röt und die Schichten der natica Stanensis auf dem Stanerjoch, die Gliederung des Muschelkalkes und Keupers, die Keuperpflanzen von Zirl, Telfs und Achenkirch, die Planorbisschichten der Pertisau, die Kreidepflanzen von Brandenberg und die Porphyre ebendaher, die Stellung der Schwazerkalke und Wildschönauerschiefer mit dem Gabbro, die Basalte des Baldo, die Porphyrite bei Ehrwald, Vintl und der

Töll; an die Untersuchung des Granits und der Oligoklasschiefer von Mauls, den Verrucano und die Trias bei Welfenstein, die gekritzten Geschiebe bei Innsbruck, an den Aufbau des Sonnwendjoches mit den Gschöllerschichten, an die mikroskopische Analyse der Phyllite, an so manche von mir beschriebene Petrefakte, etliche fossile Harze aus Brandenberg, von der Breitlahn und aus dem Kochentale; an neue Fundorte bereits bekannter Mineralien; den Jamesonit, den Gibbsit, an die zahlreichen von mir beschriebenen Pseudomorphosen, an die Carditaschichten bei Mieming; ein kleiner Aufsatz über Diluvialkohle bei Obsteig war meine letzte Arbeit; den geognostischen Hammer überließ ich als Andenken der Universität. Das ist nur einiges; Naturforscher verweise ich auf die „Beiträge zur Geognosie Tirols" in der Zeitschrift des Ferdinandeums, den Jahrbüchern der geologischen Reichsanstalt, die mich zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannte, den Jahrbüchern für Mineralogie und Geologie von Leonhard und Bronn und den mineralogisch-petrographischen Mitteilungen in Wien. Erwähnen darf ich wohl auch, daß Forscher von Rang überall auf meine Arbeiten zurückkommen und zahlreiche Versteinerungen nach mir tauften.

Nebenbei liefen seit 1857 die phänologischen Aufzeichnungen für die meteorologische Centralanstalt in Wien, zu welchen auch eine Zeitlang Schüler von mir beitrugen. Man wird meinen Namen in den Schriften jenes Instituts mehrfach erwähnt finden.

Die Ausflüge behufs meiner Studien gaben Anlaß zu vielen Beobachtungen von Land und Leuten. Ich

verwob sie gewöhnlich zu Skizzen, welche, um die Kosten für meine Reisen zu decken, in Wochenschriften erschienen: im Heimgarten, im Morgenblatt, im Daheim, im deutschen Museum und anderen, bis später ein Teil derselben zu dem Buch: „Aus den Tirolerbergen" vereinigt wurde, das 1862 aus Rohsolds Verlag in München hervorging. Der wirtschaftete schlecht, brannte schließlich durch und sein Verlag wurde nebst allen Büchern unter gerichtliche Sperre gelegt, wobei natürlich die Schriftsteller, die sich mit ihm eingelassen, zu kurz kamen. Ich war noch überdies um die Hälfte des geringen ausbedungenen Honorars geprellt.

Hundert Gulden empfing ich nach dem Abdruck, hundert Gulden sollte ich erhalten, wenn sechshundert Exemplare verkauft wären. Als der Bankrott ausbrach, waren bereits über siebenhundert abgesetzt. Ein großer Sold, nicht wahr? — Jetzt ist das Werk endlich vergriffen.

Daß mein Buch nebenbei fleißig ausgeraubt und bestohlen wurde, ist selbstverständlich. Wie sollte sich auch der Verfasser in seinem abgelegenen Bergwinkel dagegen wehren? Ging es doch seinen geologischen Arbeiten nicht besser!

Die politischen Zustände Österreichs seit 1848 brauche ich nicht näher zu schildern; der Erfolg, dieses Mal ein wahres Gottesgericht, hat die Schuldigen in einer Weise verurteilt, daß kaum je die Nemesis so sichtbar aus den Wolken griff. In diesen traurigen Tagen habe ich mich nie und nirgends zum Anbeter brutaler Gewalt erniedrigt oder Unrecht Recht ge-

heißen, obschon mir manche Zurücksetzung erspart geblieben wäre, hätte ich den schamlosen Cancan der Reaktion mitgetanzt. Wenn mehr Männer diese Art des Widerstandes versucht hätten, anstatt servil zu heucheln, so würde Österreich schwerlich seine vorragende Stellung eingebüßt haben. In solchen Tagen ist ein echter Adel berufen, das geknebelte Volk zu vertreten; allein unter den Aristokraten diesseits der Leitha war kein Broughton und Gray, sie gingen Hand in Hand mit Klerus und Bureaukraten, sie hatten meistens als große Herren nie denken und arbeiten gelernt. Man nenne mir nicht Anastasius Grün: Ausnahmen bestätigen die Regel.

Mir blieb die Feder; daß ich sie redlich benutzt, dürfte wenigstens in Tirol bekannt sein. Ich habe oft genug meine Stellung gewagt; niemand wird es mir verdenken, wenn ich mich gegen Niederträchtigkeit mit List wehrte und es so den Vipern und Spitzeln trotz aller verschmitzten Kniffe nicht gelang, mich zu ertappen. Man fürchtete den Lärm, wenn man mich kurzweg gemaßregelt hätte, zu sehr, um mich auf Vermutungen hin, mochte man auch für sich davon überzeugt sein, anzutasten. Der Statthalter Graf Bissingen bezeichnete mich als einen der gefährlichsten Menschen, die ihm je vorgekommen. Mir sagte er einmal höhnisch, nun sei der Schlund der Revolution für immer geschlossen. Und es brauchte nicht einmal eine solche, um nach wenigen Jahren ihn und seinen Meister Bach mit ihren Systemen spurlos wegzuschwemmen.

Die Beschäftigung mit Publizistik führte mich auf das Gebiet der Geschichte, insbesondere der neuen, und

ich darf wohl sagen: es ist mir kein bedeutendes Werk entgangen; manches las ich zwei- bis dreimal. Auch militärischen Schriften widmete ich manche Stunde; die Kriegsgeschichte Tirols wurde mir durch die genaueste Kenntnis der Pässe und Schlachtfelder zu frischer Anschauung, doch bin ich nicht mehr ins Feld gezogen. Im Jahre 1859 erwiderte ich auf die Anfrage, ob ich eine Kompagnie übernehmen wolle, daß ich zwar nichts zurückweisen werde, was mir die Ehre anzunehmen geböte, aber, gewitzigt durch meine und die Erfahrung anderer, mich auch nicht um eine Stellung bewerbe.

Man fragt mich vielleicht, warum ich nicht nach dem Umschwung der Dinge im Gemeindeausschuß oder Landtag einen Sitz gesucht? Ich hatte in der Zeit der Reaktion die Kelter getreten, man konnte das wissen, und ich fand es daher unter meiner Würde, demütig zu kandidieren, um so weniger, da ich nichts für meine Person anstrebte. Wie die Würmer nach einem Frühlingsregen brachen plötzlich aus allen Winkeln, wo sie sich bisher sicher geborgen, Liberale hervor; bald hieß es: ich sei zu weit links, ein Freimaurer und Atheist, ein Republikaner und Demokrat, meine Wahl würde daher nur der Sache des Fortschrittes schaden. Doch hat später wohl ein oder der andere dieser Herren, wenn ihm die Phrasen nicht mehr über den Zaun halfen, bei meinem Kapital ein kleines Anlehen gemacht und meine Ideen für sich verwertet. Anfangs grollte ich im Stillen, jetzt bin ich froh, daß ich mich nie auf die unfruchtbare parlamentarische Tätigkeit in Österreich eingelassen — dazu genügte die Maultrommel von Leuten, die mich

auf den Gebieten, wo ich arbeitete, wohl nie ersetzt hätten.

* *
*

Im Wirtshause hatte ich nach und nach einige junge Leute kennen gelernt, die sich nicht bloß für den Krug und die Kellnerinnen, sondern auch für Kunst und Literatur interessierten. Wir vereinigten uns zu einer kleinen Gesellschaft, dem Synedrium, wie wir sie scherzweise nannten. Es war ein freies heiteres Treiben, frei, aber nicht schrankenlos, doch angeweht vom Geiste des Idealen. Abends trafen wir uns gewöhnlich um acht Uhr, schwärmten wohl auch tief in die Nacht hinein, besonders wenn der Mond das Schneegebirge mit seinem zaubervollen Lichte übergoß; altes und neues in Kunst und Litteratur wurde besprochen und manche kleine Neckerei in Scene gesetzt. War so was gelungen, so intonierten wir das Lied:

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erfahren!

Da wußte dann der Betroffene sogleich, daß er aufgesessen, und manchmal nach kurzem Schmollen endete die Komödie zu allgemeiner Zufriedenheit mit Scherz und Gelächter.

Endlich wurde man auf unsere Gesellschaft aufmerksam; die ultramontane Augsburger Postzeitung brachte, angeblich aus der Feder meines hochwürdigen Kollegen Simon Moriggl, einen Aufsatz, der uns als einen Klub von Gottesleugnern und Kirchenfeinden denunzierte. Die meisten, und zwar gerade die Armen,

lachten darüber; nur Anton v. Schullern, sonst einer der lautesten, den sein Vermögen unabhängig stellte, fuhr der Schreck so in die Glieder, daß er mir, als ich ihm später begegnete, scheu umherblickend zuflüsterte: „Ich solle ihn nicht mehr anreden, denn es könnte ihm schaden!" —

Es liegt in der Natur solcher Gesellschaften, daß sie sich auflösen müssen: man geht eine Zeitlang zusammen, die Wege scheiden sich, man reicht sich die Hand und trennt sich, meist auf Nimmerwiedersehen. So rufe ich denn hier allen echten lustigen Brüdern des Synedrii, mögen sie in der Welt zerstreut sein, wo immer, einen herzlichen Gruß zu.

Brüderlein fein, Brüderlein fein
Heute muß geschieden sein!

Ja, es muß geschieden sein! Dieses Lied singt die heitere Jugend jedesmal. Im Synedrio nahm die Jugend Abschied von mir; es war ihr letztes helles, freudiges Aufflackern!

Meine Freunde hatten Verbindungen in der Stadt; sie besuchten Kränzchen, Kasino und Bälle, was ich schon längst aufgegeben. Der Gesellschaft zulieb löste ich ebenfalls Karten. Bald trat ich aus meiner Zurückhaltung hervor, und wenn ich auch nicht tanzte, worin ich nie viel geleistet, so plauderte ich doch gern mit Mädchen. Keine dieser Damen weckte jedoch die Sehnsucht, sie für immer zu besitzen, das wäre mir manchmal nicht schwer geworden. Schon begann ich darüber nachzudenken, ob es nicht am besten sei, als alter Junggesell zu vertrocknen. Da lernte ich zu

Weihnachten 1856 im Handelskasino die Tochter des Kunsthändlers Johann Groß kennen, ein Verhältnis entspann sich, an ihrem Namenstage zu Josephi 1857 fand die Verlobung statt.

Sie hatte meinen Namen das erstemal im Erziehungsinstitut zu Bruneck gelesen. Damals erschien zu Innsbruck die belletristische Zeitschrift „Der Phönix". Durch ihre Eltern erhielt sie ein Blatt, voran ein Gedicht von mir, das sie, weil es ihr so gut gefiel, auswendig lernte. Nach Innsbruck heimgekehrt war sie nicht wenig überrascht, als man ihr bei einem sommerlichen Ausflug den Dichter zeigte. Ich war mit Botanisierbüchse und Bergstock abends auf dem Weg nach Innsbruck. Außerhalb des Dorfes Rum fand ich einen Schleier und hob ihn auf. Bald holte ich die Familie des Kunsthändlers Groß ein, eine Tochter desselben mußte ihn verloren haben. — „Wem gehört er?" — rief ich, ihn hoch emporhaltend. Josephine nahm ihn dankend aus meiner Hand zurück. Es war die Symbolik des Zufalls.

Im Herbst ging sie auf etliche Tage nach Steinach zu ihrem Onkel, dem Bezirksrichter. Einmal setzte sie sich auf die Bank vor der Post. Da schien es ihr plötzlich, als führe der Stellwagen, der hier zu halten pflegt, auf der Straße daher und im Wagen säßen wir beide. Dann zerfloß die Erscheinung. Genau so trafen wir ein Jahr später in Steinach als Brautleute ein, um die Verwandten zu besuchen. Die Vermählung erfolgte am 9. September 1857.

Schwerlich wird jemand in die Töpfe meiner Hauswirtschaft gucken wollen. Das Gehalt betrug

1050 fl.; was man sich in Deutschland nebenbei als Schriftsteller verdient, ist bald gezählt; meine Frau erhielt vom Vater eine kleine Zulage. Ich sann aber nicht bloß auf das Sparen, sondern fort und fort auf das Ersparen. Nicht aus Habsucht oder Geiz, wohl aber bestimmten mich zwei wichtige Gründe. Konnte ich auch nicht hoffen, meinen Kindern viel zu vererben, so sollten sie doch nicht den Pfad der Not und des Elendes, den ich über Dornen gewandert, betreten; dann war auch in den Tagen der Reaktion meine Stellung durchaus unsicher. Ich bedurfte eines Notpfenniges für alle Fälle, umsomehr da man mich gelegentlich durch Drohungen einzuschüchtern suchte, so daß ich bereits meine medizinischen Bücher ausklopfte, um allenfalls vom Lehrstuhl in die ärztliche Praxis springen zu können. Ich habe als ehrlicher Mann, als treuer Vater meine Pflichten erfüllt; wenn es anders gekommen ist, als ich erwartete und wollte, so liegt die Schuld nicht, oder vielleicht nur zum kleinsten Teile, an mir.

An die Schriftstellerei dachte ich nie; lieber der Sklave eines absoluten Herrn, als der Nigger eines deutschen Buchhändlers oder gar des Publikums.

Die Poesie begleitete mich auf meinem harten Lebenspfade; was ich nach und nach geschaffen, wurde in Zeitschriften oder in Buchform gedruckt und mag der Zukunft von mir Zeugnis geben; ich wiederhole ruhig die Worte des Römers: Non omnis moriar!

*   *

*

Wenn Aphorismen sind, was sie sein sollen: Resultate und nicht Einfälle, so können sie nur aus einem Geiste stammen, der die Ergebnisse seines Lebens, seiner Anschauung als Denker zusammenzufassen versteht und dadurch demjenigen, was aus dem Individuum und seinen beschränkten Verhältnissen entspringt, den Charakter der Allgemeinheit verleiht. Aphorismen werden deswegen auch wenige Leser finden, denn wer Resultate nicht selbst zu gewinnen weiß, dem können sie auch nicht von außen verliehen werden. Aphorismen gleichen den Punkten auf einer Sternkarte; nur das kundige Auge kann sie zu Gestalten verbinden und aus ihnen die Sternbilder des Himmels zusammenlesen. Wem es nur um Stoff und wieder nur um Stoff der Unterhaltung zu thun ist, der wird sie als überflüssige Lückenbüßer betrachten und sich unbefriedigt von ihnen abwenden; denn wie schon angedeutet wurde: Resultate des Lebens begreift nur derjenige, der sie selbst bereits erreicht hat; ein solcher freut sich, scharf und klar ausgesprochen zu finden, was sich ihm nach und nach bewährte.

Aphorismen haben mit dem Sprichworte das gemein, daß es oft eines eigentümlichen Augenblickes bedarf, der ihren Sinn völlig erschließe; sie unterscheiden sich vom Sprichwort, wie sich in gewisser Beziehung Volksdichtung und Kunstdichtung unterscheiden: das Sprichwort ist plastisch, der Aphorismus abstrakt. Das Sprichwort leitet seinen Ursprung aus der Jugendzeit der Völker oder doch meistens von jenen Ständen her, bei welchen eine gewisse derbe Unmittelbarkeit nicht verkümmerte. Es ist daher sehr bezeichnend,

wenn Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, wie sehr es ihm die feine Leipziger Gesellschaft verargt habe, daß er immer Sprichwörter anzog, welche ihm doch den Nagel mit einem Schlag auf den Kopf zu treffen schienen. Der Aphorismus hat seine Quelle in Zeiten und Individuen, bei welchen die Reflexion bereits vorzuherrschen anfängt. Daher tritt auch bei Aphorismen die Form gegen den Inhalt zurück: wenn es schon Aphorismen giebt, wie die maximes des de La Rochefoucauld, welche stylistische Vollendung zeigen, so ist die Form deswegen doch keine künstlerische. Das beeinträchtigt aber den Wert der Aphorismen nicht im mindesten; sie haben ihre Bedeutung ebenso wenig im Rhythmus, welchen das Sinngedicht verwendet, zu suchen.

Was Radowitz vom Sprichworte sagt, daß es oft unbewußt den größten Einfluß auf unsere Entschlüsse und Handlungen übe, gilt auch von den Aphorismen. Ein solcher Spruch erhellt oft wie ein Blitz, was dunkel in uns gelegen; er öffnet wie ein Schlüssel reiche Schatzkammern der Weisheit und Erkenntnis; nur muß hier vor allem nicht das Auge, sondern auch der Sinn offen sein. Sammelten verständige Männer die Sprichwörter des Volkes, anerkennend, welche Weisheit in denselben liege, so müssen wir auch jenen ernsten Denkern dankbar sein, welche das edle Erz ihrer Erfahrungen in Sprüchen von echtem Schrot und Korn kurz und deutlich ausprägen. Sie führen eine Menge einzelner Fälle auf eine Regel, einen allgemeinen Satz zurück. Es fühlen sich aber manchmal Leute berufen, eine zufällige Erfahrung zu verallgemeinern; das mag

mitunter pikant sein; ein Posten giebt jedoch keine Summe. Gerade liefern Hinz und Kunz überall seichte Gemeinplätze in Vers und Prosa. Wir nennen niemand, wohl aber sprechen wir den Wunsch aus, daß endlich die tiefsinnigen Sprüche des Irrenkaplans Sebastian Ruf, der 1877 im hohen Greisenalter zu Hall starb, gesammelt werden mögen; sie verdienen es!

1851.

Wie ein stinkender Nebel, der den Atem beklemmt und die Aussicht verschließt, lastete die Reaktion schwerer und schwerer auf dem unglücklichen Österreich. Wie so mancher andere wollte ich mich aus der traurigen Außenwelt an den häuslichen Herd flüchten. Ein Verhältnis, das ich mit der Tochter eines Beamten angeknüpft hatte, löste sich jedoch bald wieder, weil sich ihr etwas besseres zu bieten schien als die Hand eines Gymnasiallehrers.

Hierher gehört der kleine Cyklus: „Im Walde“ bis zu den „Herbstliedern“. Nun ergab ich mich den Naturwissenschaften, nebenbei beschäftigten mich Homer und Pindar.

Das Gefühl der Ohnmacht drückt am besten „Der Riese“ aus. Die Geschichte jener schmachvollen Tage kann jedoch nur in Wien geschrieben und dann jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle veröffentlicht werden.

* *
*

August. Nach Prag. Dort besah ich mir im Museum die Waffen. Ein frecher Tscheche traf mich

an und zeigte auf die Streitkolben: „Mit diesen hat man den Deutschen die Köpfe eingeschlagen." — Ich tat die Gegenfrage: „Sind vielleicht auch die Waffen da, welche die Tschechen auf dem weißen Berge verloren?"

*

Unter dem Volke Mißbehagen über die Regierung, die ohne Rücksicht auf das Land und dessen alte Rechte vorgehe. Der Statthalter Graf Bissingen erwiderte auf seiner Rundreise einem Bauern, der sich bitter beklagte, hochfahrend: Die Regierung kann nichts mehr ändern!" — Der Bauer sagte: „Nun, das gefällt mir, dieser Herr lügt doch wenigstens nicht wie der * *

Einem Gemeindevorsteher in Vinstgau, der sich über das Wachsen der öffentlichen Lasten beschwerte, so daß man kaum mehr ein Seidel Wein zu kaufen vermöge, antwortete der Herr Graf: „So trinkt Wasser!"

*

Das Leben macht uns oft weniger für unsere Taten als für unser Wesen verantwortlich.

*

„Ein Ehestand ohne Sorgen ist kein Ehestand!" — hörte ich heut ein altes Mütterchen sagen.

*

Der ethische Gehalt unterscheidet den Dichter vom Virtuosen.

1852.

Das konkrete Leben der Geschichte liegt oft weit jenseits jeder Aufzeichnung; es läßt sich nur dichten.

Die Betrachtung desselben ist für den reifen Poeten von eben so hohem Belang als für den Mann, dem darin sittliche Probleme zur Anschauung kommen, wenn er sich vielleicht auch nie zur vollen Klarheit über das gegenseitige Verhältnis von Tatsache und Kritik durcharbeitet.

*

Cartesius sagte: „Ich denke, also bin ich!" — Meyran de Biron stellte das Axiom auf: „Ich will, also bin ich!" Warum nicht: „Ich bin, also bin ich"?

*

Manche Rezensenten treten mit dem Tintentopf an den klaren Strom einer Dichtung. Nachdem sie ihn hineingegossen, rufen sie: „Ei seht doch, wie trüb er ist!"

*

Das Schelten auf das Schicksal ist wie das Benehmen der Kinder, welche die Tischecke schlagen, wo sie angestoßen sind.

*

8. März. Scharfer Ostwind. Alpenglühen, als wollten sich die Bergspitzen im reinen Äther zu Flammen auflösen, um in den Himmel emporzuschweben.

*

Auf die Osterferien hatte ich mir einiges Geld zusammengespart, um einen Ausflug nach Venedig zu unternehmen. J. Greuter wollte mich begleiten, war aber durch die Predigten der Charwoche verhindert, sich mir sogleich anzuschließen. Am 5. April reiste ich mit

dem Stellwagen über den Brenner bis Verona. Ich erinnere mich noch des herrlichen Sonnenunterganges, den ich von der Zinne der Arena betrachtete. Am 8. führte mich die Eisenbahn nach Venedig; ein Postbeamter hatte mich in die calle Lubina empfohlen, wo eine alte Frau etliche Zimmer vermietete und den Gästen, wenn sie es wünschten, auch kochte.

Am 19. April schrieb ich einen Brief über den Eindruck, den ich von der Stadt empfangen hatte, den ich, obwohl er wenig Stoff enthält, hier mitteile.

* *
*

Das Schönste, was die Poesie je über Venedig gesagt, bieten wohl die Sonette Platens, dessen leitendem Genius ich durch dieses „Labyrinth von Gassen und Kanälen" gern folge.

Ich bin am Donnerstag angekommen und bestieg, um mich zu orientieren, sogleich den Markusturm, von wo man aus der Vogelperspektive Stadt und Inseln nach jeder Richtung übersieht. Von ferne das adriatische Meer, „dem fürder keine Dogen sich vermählen", im weiten Bogen die schneeigen Alpen, und über der Tiefebene von Padua die vulkanischen Hügel der Euganeen! Gerade über mir hingen die großen Glocken, sie begannen im vollen Chore das Ostergeläute. Dann stieg ich auf den Markusplatz herab.

Gestern besuchte ich den Lido, jene schmale Dünenkette, die Venedig und die Lagune vor dem Untergang durch die Fluten schützt. Am Strande des Meeres dachte ich an jenen Dichter, der hier oft gewandelt und

den ein Krämervolk mit seinem blöden Hasse durch die Welt verfolgte. Ich meine Byron. An ihn hat Shelley jene Verse gerichtet, wo er den Lido schildert (Julian and Maddalo):

I rode one evening with Count Maddalo.

Auf der Rückfahrt fragte ich den Gondolier: ob er ein Castellano oder Nicolot sei? Bekanntlich teilten sich die Gondoliere zu Nutz und Frommen der argwöhnischen Republik seit Jahrhunderten in diese zwei einander feindlichen Gruppen, deren Ursprung übrigens bisher die Geschichte, wie so manches andere, nicht aufzuhellen vermochte. Er antwortete: „In der Revolution haben wir uns versöhnt, und seitdem sind wir alle Brüder!" Ich will glauben, daß diese Allianz aufrichtiger sei als manche politische; wenn man jedoch meinen sollte, die Venetianer hätten sich auch mit Österreich völlig versöhnt, so ist das nach dem einstimmigen Urteil solcher, die Land und Leute kennen, keineswegs der Fall: der Groll verbirgt sich nur unter einer gefälligeren Außenseite als bei den Lombarden, er schläft jedoch nicht, und es wäre niederträchtig, wenn er schliefe. Mögen die Austriaci auf der Hut sein, denn es ist zwar:

„Der Leu der Republik erschlagen",

meuchlerisch erschlagen, doch sind die Katzen zurückgeblieben, und die können wenigstens kratzen, wenn ihnen auch die Löwentatze fehlt. Im Jahre 1848 waren die Venetianer ebenso grausam als die Brescianer, die in die Wunden der Erschlagenen, den Österreichern zum Hohn, Blumen steckten. Man erzählt, die Arsena-

loten hätten einen Deutschen bis zur Lähmung gefoltert und ihm dann glühendes Blei in die Ohren gegossen.

Hier will ich noch der berüchtigten Pozzi gedenken, wo der Rat der Zehn die Inquisiten aufbewahren ließ. Sie sind schauerlich genug, die mittelalterlichen Kerker zu Regensburg und manche Burgverließe sind aber ebenso, und erst die neuere Zeit behandelt Gefangene humaner, wobei man jedoch die Österreicher nicht vergessen darf, die Silvio Pellico in die furchtbaren Bleikammern steckten.

Die Venetianer sind gegenwärtig sehr aufgeregt. Kaiser Franz Josef fuhr, obwohl erfahrene Lotsen abrieten, mit dem Geleitschiff Marianne in den Sturm hinaus. Dieses verschwand mit der ganzen Bemannung in den Wellen. Aus verschiedenen Quellen vernahm ich über ihr Los folgendes. Ein Kauffahrer, der auf dem Meere umtrieb, sah das unglückliche Schiff von weitem ohne Schlot, diesen mußte also der Sturm weggerissen haben. Infolgedessen drang wohl der Gischt des Wassers auf das Feuer der Heizung und verstärkte dieses so, wie man es in den Schmieden sieht, wenn man die glühenden Kohlen bespritzt; die eindringende Luft wirkte mit, und es entstand ein Brand, den man nicht zu bewältigen vermochte, so daß er endlich die Pulverkammer ergriff, wo dann freilich alles aus war. Man hat Bretter derselben bereits angebrannt aufgefunden, das Vorderteil des Schiffes liegt bei Chioggia noch unter dem Wasserspiegel. Ein Fischer tauchte um den Lohn von 10 Talern mehrmals unter und befestigte endlich den Blitzableiter des Schiffes an einem Seile, an dem man ihn dann herauf-

zog. So wenigstens wurde das Ereignis mir dargestellt und erläutert; wie es sich im einzelnen verhielt, wird wohl schwerlich zu ermitteln sein.

Die Äußerungen der Venetianer darf ich einem Briefe nicht anvertrauen, der durch die Hände österreichischer Postbeamten geht.

* * *

Die Nachwirkung des Schiffbruches reichte jedoch bis Innsbruck. Vinko Klun, der sich später als Agitator unter den Slowenen zu tun machte, war zu Innsbruck um Lehramtsprüfung abzulegen. Da wurde er plötzlich verhaftet und zwar auf Grund eines Briefes seiner Frau. Wollte man damals einen Brief kapern, so tat man, als ob die Adresse undeutlich sei oder eine Verwechselung der Namen stattgefunden habe, so daß ein Spitzel mit dieser Ausrede das Kuvert öffnen konnte. Das geschah auch hier. Die Frau hatte dem Gatten die beleidigenden Äußerungen geschrieben, die wegen des Unterganges der „Marianne" fielen, und man schämte sich nicht, ihn deswegen zu verhaften. Er wies darauf hin, daß, was sich Eheleute mitteilten, denn doch nicht einen Anlaß zu gerichtlicher Untersuchung biete. Da sagte ein berüchtigter Polizist: „Wenn es seine Majestät betrifft, so sind sie zur Anzeige verpflichtet, und hätten sie im Ehebett etwas ungünstiges gesagt!" Zum Glück erfuhr Professor Lisch die Verhaftung und die Ursache derselben noch zeitig genug; ein Brief an Kluns Frau warnte diese, daß sie alle bedenklichen Schriften beseitige. Um jeden Verdacht abzuleiten, schrieb die grobe Hand einer Magd die Adresse und nähte ihn mit Zwirn zu. Er kam gerade

recht in Laibach an; zwei Stunden darauf erschien die Polizei und suchte jeden Winkel aus, mußte jedoch mit einer langen Nase abziehen. Klun schloß später mit der Regierung als Slave seinen Frieden und wurde Hofrat.

Nun zu Greuter. Wie gesagt, wollte er mir nachreisen und ich hatte ihm meine Adresse geschickt, damit er gleich die Wohnung finde. Am Charsamstag traf ich ihn nun auf dem Markusplatz, wie eine Vogelscheuche mit dem Klapphut und den Kanonenstiefeln, rings ein Rudel von Gassenbuben, die ihn verspotteten und auslachten. Als er meiner ansichtig wurde rief er: „Jaz bin i froh, daß i di endlich hab, schau nur die welschen Teufel an.“ — Ich verjagte die Buben, sein Koffer war bereits in meiner Stube und so veranlaßte ich ihn, sich weniger auffällig zu kleiden. Die Weine in den Speisehäusern wollten ihm nicht recht munden, er sehnte sich nach einem besseren Tropfen. Ich führte ihn zu Giacomuzzi. Zuerst ließ ich Conegliano bringen, da meinte er, das sei ungefähr ein Bozner Leitenwein, wenn die Wälschen nichts Besseres hätten, sollten sie nur still sein. — Ich bestellte Cipro; er kam, wie auch jetzt noch, in irdenem Krüglein, nun brummte er: „Jaz bestellst gar 'n Wein in einem Hafen!“ — Ich schenkte ihm ein Glas voll und deutete mit dem Finger darauf. Er kostete, setzte ab und rief mit der Zunge schnalzend: „Est, est, est! Du, das war a Weindl!“ — Ich: „Greuter trink nit z'viel, der tückt dich, das ist Cipro!“ — Wir gingen in der heitersten Laune zu Bett. — Am nächsten Morgen fuhren wir auf den Lido. Als nun Greuter eine Weile auf das

Meer hinausgeschaut hatte, wandte er sich zu mir: „Sigst's da hast die Unermeßlichkeit, jatz wearst wohl an an Gott glaben!" Ich schwieg; er stand eine Weile, das Funkeln der zitternden Wellen weckte seinen Kater, er wurde leichenblaß und stotterte: „Kehr di um, i kann nit anders . . ." Dann begann er wie Atta Troll vorn und hinten zu nießen. Als er fertig war, sagte ich lachend: „Nun Greuter, da hast du die Allmacht Gottes!" Er stöhnte: „Der Cipro, der Cipro!" Ich führte ihn zur Gondel; er legte sich der Länge nach auf den Boden. Da begann bei der Rückfahrt eine heftige Böe zu wehen, der Schiffer jammerte, wohl um ein Trinkgeld zu erhaschen. Ich sagte zu Greuter: „Die Sache ist ein bischen bedenklich!" — Wenn man liegend über den Bord schaut, so scheinen die Wellen, welche herandringen, höher. Er erschrak daher: „Jesus Maria und Josef! soll i in ar söll'n wälsch'n Drecklack'n versaufen!" Er riß die Weste auf, daß die Knöpfe ausbrachen, um sich zum Schwimmen bereit zu halten; endlich beruhigten wir ihn und gelangten wohlbehalten an die Piazetta. Diese Meerfahrt trug ihm manchen schlechten Witz ein.

Abends führte ich ihn in einige weniger besuchte Gassen neben der Frezzerie. Es war eben Schnepfenstrich. Da gefiel ihm ein Mädchen, er sagte — ohne natürlich in seiner damaligen Weltunerfahrenheit zu wissen um was es sich handle — „Schau die ist a saubers Diendl!" — In seiner gutmütigen Tiroler Art hätte er sie am Ende gar noch angeredet. Ich gab ihm einen Puff: „Mach' weiter, das ist eine —" Wieder kam eine, die ihm gefiel. Die gleiche Szene.

Da blieb er stehen, sah mich von oben bis unten an und sagte: „Du hast a so a Goschn! Du muaßt wirklich a schlechter Kerl sein, weil d' überall nur schlechtes siagst." — „Weißt ich bin Doktor der Medizin!" erwiderte ich, „und da kenn' ich mich besser aus als du." — Als Reichsrat hielt er sich später in Wien und Ofen auf, da rasteten die bösen Zungen nicht und ich warnte ihn gelegentlich: „Wart' nur, ich sag's dem Bischof, daß er dich mit gebundener Route auf die Reise schickt!"

Die italienische Kost bekam ihm nicht gut, da mußte er auf meine Verordnung hin am Freitag Fleisch essen. Wieder eine Sünde. Er soll später an Fasttagen kein Kostverächter gewesen sein, — was nutzte es ihm auch? — Warum denn?

Zu Trient hielt der Stellwagen vor einem Hause, zwei Fräulein guckten herab und winkten uns, wir sollten hier einkehren. Greuter schaute empor und sagte vergnügt: „Da redet man deutsch, da kehren wir ein!" — Ich befahl einem Facchin, unsere Sachen in ein Gasthaus zu tragen, das ich ihm bezeichnete. Mein hochwürdiger Freund schalt mich wieder und wäre ich nicht von seiner felsenfesten Tugend überzeugt, so möchte ich glauben, es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn ich meinen Argwohn unterdrückt hätte.

Zu Brixen lud ich ihn ab; er ging zum Bischof und wird wohl dort seine und meine Sünden gebeichtet haben.

*

20. April. Wieder zu Innsbruck. Ich sage mit Albrecht Dürer: „Wie wird mich nach dieser Sonne frieren!"

Ausflüge im Mittelgebirge. Viel Kryptogamen gesammelt.

6. Juni. Im Halltale bei S. Magdalena. Das Gedicht: „Auf den Klosterruinen." Es schildert, wie die Nonnen in den Tagen der Reformation mit den Knappen entflohen. Wie ich nachträglich erfuhr, ließ Bischof Gaßner nachforschen, ob das wirklich geschehen sei. Zu meinem Glücke fand es sich in den Urkunden so, sonst hätte man mich wohl zu einem Widerruf aufgefordert oder gar des Ärgernisses wegen vom Gymnasium entfernt.

17. Juni. Über die Frauhitt in das öde Gleirschtal. Dann stieg ich zum Stempeljoch empor. Dort wollte ich über die Lahn in das Halltal abfahren; der Bergstock, auf den ich mich stützte, zerbrach jedoch unter der Last meines Körpers; ich schoß eine Strecke über den Firn hinab und konnte von Glück reden, daß ich nicht an das zackige Gestein geworfen und zerschmettert wurde.

*

23. Juni. Auf dem heiligen Wasser. Im Freien bei einem Glase Terlaner. Über die Föhrenwipfel strichen Glühkäfer, aus einer Wolke, die sich auf den Gipfel der Telfsermunde schob, flammten Blitze und erhellten die steilen Wände gegen das Inntal. Allmählich wurde es ganz dunkel, Johannisfeuer loderten auf und drüber die Sterne. Am nächsten Morgen durch trüben Nebel zum Patscherkofel.

*

Auch alte Kindsköpfe halten sich für ewig jung.

*

Manche Leute tragen das Unglück wie der Mülleresel den Sack.

*

Quintilian sagt: „Historia est proxima poetis et quodammodo carmen solutum.“ Er weiß, daß in der Geschichte dichterischer Stoff gelöst ist, der dann krystallisiert wie etwa Plutarch's „Julius Cäsar“ unter dem Zauberstabe Shakespeares. Vor allen Denkmälern ertönte jedoch die Tat im Liede, bis sich die Prosa abschied, die Macaulay wieder in Romanzen umsetzen wollte.

Die Poesie der römischen Geschichte ist vor dem scharfen Auge der Kritik längst zu einer Wolke am Gipfel des Parnasses verflüchtigt, aber gerade so wirkt sie immer und überall auf die Einbildung der Jugend aller Zeiten und Völker. Sie verkündet uns erhabene Gesinnungen, erzählt Kraftworte und schildert große Taten — nicht schlicht und einfach, sondern mit rhetorischem Pomp. Sie singt von Freiheit, während der größte Teil des Volkes kein gleiches Recht besaß oder unter dem Joche roher Sklaverei schmachtete; sie preist das Vaterland, das eigentlich nur die Gemeinde und ihre Angehörigen umfaßte. Zwischen dem absterbenden Rom und dem Beginn eines neuen Weltalters fließt der blutige Strom der Völkerwanderung, wo jedes Bewußtsein einer Heimat erlosch. Dann gebrauchte man all die auf dem Pergament überlieferten Worte in einem idealeren Sinne: ein Mißverständnis, das viel Unheil stiftete — von der Zeit der Renaissance bis zur französischen Revolution mit ihren Liktoren, Tribunen, Konsuln und der Tunica der Madame Tallien. Wenn

die Italiener noch von diesen Dingen schwärmen und Barbiere, auf klassische Namen getauft, herumlaufen, so gönnt ihnen diese patriotische Freude; aber unsere Lehrer tun leider noch zu wenig, ihren Schülern das richtige Verhältnis klar zu machen. Die Ergänzung und Korrektur des Livius findet man im römischen Recht, dieser stahlgeschliffenen Logik eines unerbittlichen Egoismus. Die Römer waren stets die eigentlichen Jesuiten, sie strebten im großen und kleinen immer und überall nach dem Zweck, ohne Rücksicht auf die Mittel, und darum war die Einführung des römischen Rechtes ein großes Unglück für uns Deutsche.

Die psychologische Geschichtsschreibung beginnt erst mit Tacitus: ein scharfer Beobachter im Schatten der Vergangenheit, die für immer entschwand; darum ist sein Urteil furchtbar wahr, aber nicht immer gerecht. Deswegen gehört er aber auch nicht in die Gymnasien, weil er Jahrhunderte zur Voraussetzung hat und sich die Jugend nur am abstrakt Voraussetzungslosen begeistert. Quintilian kannte übrigens auch die Klassiker der Tendenz. Seine Worte sind ihnen heute noch wie damals auf den Leib geschieben: „Totum opus non ad actum rei pugnamque praesentem, sed ad memoriam posteritatis et ingenii famam componitur.“

*

Unsere Zeit will keine schönen Seelen mehr, sondern starke. Wir müssen abrechnen mit der Vergangenheit und uns auf die Zukunft vorbereiten.

*

Ihr möchtet uns verurteilen, als unsere eigenen Schatten umzugehen, und seid doch selbst keine Wirklichkeiten.

*

20. Dezember. Nach Schloß Thauer. Ich besuchte den Einsiedler im Walde neben der Rumermuhre und fand einen armen Menschen an ihm, um so ärmer, da er keine Anlage zur Heuchelei zu haben scheint. In der Begegnung mit ihm liegt der Keim zum „Hexenmeister", den ich zwanzig Jahre später dichtete.

*

24. Dezember. Die heilige Nacht klar. Die beschneiten Berge hell vom Mond beleuchtet, hie und da grauer Nebel hinflatternd. Nachts Lukas gelesen. Gloria in excelsis deo et pax hominibus bonae voluntatis.

1853.

26. Februar. Es gibt zwei Arten von Symbol. Bei der einen liegt die Bedeutung an und für sich in der Sache, wie der Begriff der Spezies im jeweiligen Individuum; in die andere legt sie der Künstler willkürlich, und nur von hier ist der Übergang zur allegorischen Spielerei möglich. Die erstere objektive Art von Symbolik kommt nicht nur den Werken der Menschen zu, sondern auch den Erscheinungen des Lebens, mit einem Worte, der Natur.

*

Jemand erzählte jüngst, daß sich die Tiroler Helden

von 1809 gegenseitig verkleinerten und daß jeder sich das Hauptverdienst zuschrieb, was ich übrigens selbst aus Haspingers Mund erfuhr. Da bemerkte Walburga Schindel ganz verständig: „Laßt sie reden; sie schimpfen einander und haben doch mit einander all das Große vollbracht.“ — Das gilt gewiß von den meisten geschichtlichen Ereignissen.

*

17. Juni. Mancher stellt an die Wissenschaft Fragen, welche nicht zu beantworten sind, weil es eben keine Antwort darauf gibt.

*

20. August. Vorarlberg. Das Weib, welches mein Gepäck über das Joch nach Schröcken trug, sagte beim Abschied: „Gott lasse Sie bei ihrer Ankunft daheim ein liebes Antlitz schauen!“

*

1. September. Mir träumte, ich wandere in einer hügeligen Gegend, wo Laubwald, Wiesen und Äcker wechselten. Auf einer sanften Höhe stand eine gotische Kapelle, dort teilten sich die Wege. Ich war unschlüssig, welchen ich einschlagen sollte. Da fragte ich ein altes Weiblein am Brunnen: „Wo aus geht es nach Hohenstaufen?“ — Sie wies auf einen Fußpfad, der, von Farrenkraut und Erdbeerlaub überwachsen, in die ganz einsame Waldlandschaft führte, und sagte lächelnd: „Der da — der Märchenweg!“ —

*

18. Dezember. Ein fester Wintertag. Morgens schneite es. Abends zerrissen die Nebel, die Sonne brach durch und beleuchtete die Berge und Bäume, welche die weiße Hülle trugen, goldenrot; die schimmernden Wolken und die Alpen dahinter waren prachtvoll. Im Westen ein Stück Regenbogen, um so eigentümlicher, da es nicht schneite und nur die Dünste das schöne Farbenspiel zeigten.

*

Im Juli dieses Jahres erschienen meine Gedichte gesammelt, nachdem die „Lieder an Emma" und die „Legenden" bereits als Abdrücke aus Journalen in den Handel gekommen waren. Ich erhielt von Wagner sechzig Gulden Honorar. Die Zeichnung für den Umschlag lieferte Maler Reissacher. Das Bändchen wurde von der Kritik nicht ungünstig besprochen; F. Hebbel zeigte es unter anderen in der Leipziger illustrierten Zeitung an, das Publikum verhielt sich jedoch gleichgültig dagegen. Erst 1890 waren sie vergriffen.

1854.

Das Leben kann die Poesie verschönen,
Doch seine Schmerzen wird sie nie versöhnen;
So spiegelt sich im bittern Tränenquell
Der letzte Sonnenstrahl noch rein und hell.

*

1. Mai. Manche Geschichtschreiber kommen mir mit ihrer Urkundenwut vor wie Knaben, die sich an

den Scherben eines Trinkglases erfreuen und daran riechen, ob es Wein enthalten habe.

*

7. Mai. Heute schlug ich auf dem Rumerboden die ersten geognostischen Handstücke aus der Rauhwacke eines Felsblockes, der seitdem für Bauten verarbeitet wurde.

*

31. Juli. Ich stieg zum Unuz empor. Als ich um eine Felsenkante bog, erblickte ich auf einem Steinblock gerade über mir einen Adler. Ich kletterte an den Grasbüscheln aufwärts, daß er mich nicht hören konnte, und kam ihm, weil er unverwandt in's Weite schaute, sehr nahe. Ein Steinchen fiel, und er flog erschrocken mit einem grellen Pfiff in die Luft.

*

15. August. Über Neuberg zur Hochalm. Unter den Steintrümmern und Blöcken gehämmert. Dann durch eine Felsenscharte zum Sonnwendjoch. Ich hatte die Höhe noch nicht erreicht, da wehte ein eisiger Wind, von allen Seiten flogen die Nebel heran und ballten sich zu grauen Massen. Alles großartig, wie dämonisch belebt. Unter eine Schirmtanne geflüchtet, dichtete ich die Hymne:

„Du hast sie gerufen — deine Geister!“

Dann eilte ich zu Tal und fuhr bei heftigem Sturm über den See.

*

6. September. Auf dem Unuz. Herrlicher Sonnenuntergang. Ich erwartete den Mond und ging

dann, eine brennende Kienfackel tragend, abwärts. Mir war, als stünde ich und zögen die Bäume im roten Schimmer wechselnd an mir vorüber. Ein Igel legte sich geblendet quer über den Weg; ich schob ihn bei Seite in die Finsternis eines Strauches.

*

Was nicht von Innen wächst, taugt nichts.

*

„Spinoza's Ethik!" Wie ertrüg' ich die Vereinsamung, wenn mich nicht große Ideen zur Ruhe leiteten?

*

In dieses Jahr fällt die Mehrzahl meiner Hymnen. Sie entstanden fast alle auf der Wanderung und im Hochgebirge. So „Pindar" am 28. September in der Klamm zu Kranabitten. „Hellas" wurde auf dem Solstein begonnen und zu Absam vollendet.

Meine Ansicht über diese Art von Gedichten habe ich im Briefwechsel mit Fr. Hebbel, Band II S. 405, ausgesprochen.

1855.

25. März. Welch' eine Nacht! Mir ist, als riefen die Sterne mir zu: „Unsern Frieden geben wir Dir!"

*

1. April. Im Achental. Kalte Winde. Der See noch zugefroren; ich konnte mich nur mit dem Sammeln von Moosen beschäftigen. Den Einsiedlern

in der Wüste trugen Raben den Brotlaib zu; für mich sorgte ein Geier, der einer Auerhenne die Brust aufriß, und sie dann, durch einen Zuruf erschreckt, auf die Straße niederwarf.

*

27. Juni. Auf den Zirlermähdern. Noch breite Schneeflecke, von blauen Eisglöckchen umsäumt, daneben entfaltet die Alpenrose erst ihre Knospen. Auf dem Rückweg durch die Klamm flog ein Stein vom Schrofen, streifte mich fast am rechten Ärmel und zersplitterte neben mir auf einem Felsblock. Es war eine Mahnung des Todes; als mir die Sonne am Eingange der Schlucht entgegenleuchtete, grüßte ich sie mit lautem Zuruf und weihte ihr am Tische zu Kranabitten ein Glas roten Tirolerwein.

30. Juni. Meine Hymnen bei Wagner in einer Auflage von 250 Exemplaren gedruckt; sie wurden beifällig aufgenommen. Alexander von Humboldt bezeichnete sie in einem Briefe an mich als „ernst erhabene und zugleich anmutig lebensfrische Dichtungen".

1. Juli. Beim Journalismus kommt sehr viel darauf an, wer schreibt: ob ein Mann, der völlig unabhängig auf eigenem Besitz ruhend mit der Erfahrung eines großartigen politischen und parlamentarischen Lebens den Kampf beginnt, oder ein Bettellitterat, hinter dem ein gieriger Sozius steht, der auf jedes Lüftchen achtet, das ihm etliche Heller in den Sack jagen könnte. Nachdem die große Bewegung der Freiheitskriege erstickt worden, gab es in Deutschland nur einen Boden, aus dem ein großer Publizist wach-

sen konnte: die katholische Kirche; nur eine Macht ihm einen Hinterhalt zu gewähren: den Ultramontanismus! Darin lag die Stärke eines Görres, als er den „Athanasius“ in das Volk schleuderte.

*

Zu viel Kenntnis, zu wenig Erkenntnis!

*

2. September. Auf dem Hohenstaufen.

*

Das Schuljahr hatte längst begonnen, ich schob an dem Karren weiter; als ich jedoch die Summe meiner Forschungen im letzten Sommer, wo mir die Ausflüge so viel Tatsachen geliefert, ziehen wollte, überzeugte ich mich bald, dieses sei ohne Rücksprache mit anderen Alpengeologen, ohne Ansicht des von ihnen gesammelten Materials völlig unmöglich. Das Studium der Geologie trat für mich in den Vordergrund; abgesehen vom Interesse am Gegenstand selber, trug ich den stillen Nebengedanken, mir durch eigene Kraft den Schlüssel der Freiheit zu schmieden. Überdies wurden mir die Verhältnisse in Innsbruck geradezu unleidlich; eine längere Entfernung tat mir dringend not, ich wußte, daß dabei manche Beule vernarben, manches giftige Geschwür heilen und ich nach meiner Rückkehr vieles ruhiger und gleichgiltiger anschauen würde, was mich jetzt fast zur Verzweiflung trieb. Überzeugte ich mich, daß es damals in Deutschland nirgends anders war, nun gut, so mußte ich mich eben dem Verhängnis fügen; war es außerhalb der schwarzgelben Pfähle irgendwo besser, so konnte ich die Feile

in die Hand nehmen, um die Bande, die mich an Tirol knüpften, sacht zu lösen.

Auf mein Ersuchen gewährte mir das Ministerium bereitwillig Urlaub.

Am 13. Dezember, um 12 Uhr mittags, stieg ich in den Postwagen. Zu München machte ich in den Sammlungen Studien. Am 3. Januar

---

1856

traf ich in Berlin ein. Am 8. ging ich zu Alexander v. Humboldt. Seinen Namen hörte ich zum erstenmale auf den Bänken der vierten Klasse des Gymnasiums und zwar bei einem Anlasse, der weder für den Kurs noch für mich sehr rühmlich war. Wir hatten eine deutsche Aufgabe eingereicht, die den sonst so bescheidenen Ansprüchen unseres Professors nicht genügte und uns eine ernste Rüge aus seinem Munde zuzog. „Ihr werdet euer Lebtag euch in eurer Sprache nicht ordentlich und fehlerfrei ausdrücken; was wäre zu erwarten, wenn ihr es in zwei tun müßtet, wie Alexander von Humboldt, der so schön deutsch und französisch schreibt, daß ihn beide Völker zu ihren Klassikern rechnen?" Dann erzählte er uns einiges von dem berühmten Manne, vor dessen geistiger Größe sich Fürsten und Völker beugten, nachdem er zwei Kontinente nicht mit dem bluttriefenden Schwerte des Eroberers, sondern mit dem friedlichen Schlüssel der Wissenschaft eröffnet. Von dort an stand der Name Humboldts leuchtend vor meinem geistigen Auge. Viel vermag das Wort eines wackeren Lehrers,

welcher der Jugend die Vorbilder großer Männer hinstellt.

Nach Vollendung der Gymnasialstudien gab mir der Zufall Bruchstücke eines größeren Werkes von Humboldt in die Hand; entsinne ich mich recht, waren es die Ansichten der Natur, deren lebendige Darstellungen mich durch Stil und Inhalt kräftig anregten. Wie viel glücklicher ist jetzt die Jugend, für welche nach dem neuen Studienplane Lehrbücher angeordnet sind, durch die sie schon frühzeitig mit den ersten Namen unserer Litteratur vertraut wird und wenigstens teilweise gediegene Werke jener Männer kennen lernt, die den Ruhm Deutschlands über die Welt trugen! Er hatte sich gelegentlich in einem Briefe an A. Kaufmann freundlich über meine Gedichte ausgesprochen. Eh' ich nun von Innsbruck abreiste, schickte ich meine Hymnen an ihn. Zu Berlin angekommen, erkundigte ich mich allsogleich bei einigen Bekannten, ob es angemessen sei, ihn aufzusuchen. Sie meinten, er werde mich, wenn er nicht etwa krank sei, gewiß empfangen. Da ich mich nicht aufdrängen und die kostbare Zeit des verehrten Greises unbescheidener Weise verkürzen wollte, so teilte ich ihm meine Ankunft mit und bat ihn, wenn es ihm nicht lästig sei, mir zu gestatten, ihn zu besuchen und in diesem Falle den Tag zu bestimmen. Noch am nämlichen Tage erhielt ich einen sehr freundlichen Brief, worin er mir die Stunde angab, wann ich ihn sehen könne. Die Schrift war etwas unleserlich, wie er dieses selbst öfters in seinem Briefwechsel mit Varnhagen entschuldigt; sie zieht sich nicht in geraden Linien von Rand zu Rand, sondern

schief fast von einer Ecke zur andern. Sein Arm war durch den Aufenthalt in den feuchtwarmen Wäldern des tropischen Amerikas etwas geschwächt, und wohl sind auch die Tage, deren Kommen jeder ungern sieht, an der Kraft des „urweltlichen Greises" — so nannte er sich selbst gern — nicht spurlos vorübergegangen. Er pflegte oft auf den übereinandergelegten Knieen zu schreiben. Diese Unterlage konnte ebenfalls den Buchstaben wenig Festigkeit und Halt verleihen. Ich vermochte die schlechten Lettern nicht völlig zu entziffern und mußte mich daher an einen Freund Humboldts wenden, der mir die Hieroglyphen las. Das ist auch andern so gegangen, las doch einer Uhrmacher für urweltlich und meinte: „Hat er denn das Handwerk auch gelernt?" Um 2 Uhr Nachmittag erwartete er mich. Ich machte mich zeitig auf den Weg, um ja keine Minute zu versäumen. Ich muß gestehen, mein Herz klopfte lebhaft vor Freude und Erwartung, daß ein so lang gehegter Wunsch erfüllt werden sollte.

Humboldt wohnte in der Oranienstraße Nr. 69 in einem einstöckigen Hause; die Zimmer waren schlicht und einfach, wie die eines gewöhnlichen Privatmannes; doch begegnete dem Blicke manch' exotisches Andenken an die fernen Reisen des Bewohners, manche sinnige Erinnerung an Wilhelm, den berühmten und geistvollen Bruder Alexanders. Humboldt saß gerade am Schreibtisch, als ich eintrat, stand jedoch sogleich auf und lud mich zu sich auf das Sofa. Seine Gestalt war klein, fast schwächlich, das sparsame kurzgeschnittene Haar schneeweiß; machtvoll und bedeutend ragte die bleiche Stirne empor, unter der zwei nicht große, aber

helle und scharfe Augen mit ungewöhnlichem Glanze blitzten, so daß ich fast an jene Büsten erinnert wurde, denen die Römer statt der Pupillen Edelsteine einsetzten.

„Sie hatten Mühe, mein schlechtes Gekritzel zu lesen," sagte er lächelnd, „ich weiß schon, man hat mir's erzählt. Sie müssen aber recht laut reden, damit wir uns verstehen." Sein Gehör hatte sehr abgenommen. Wir sprachen zuerst über Literarisches; er sagte mir manches Beifällige über meine Gedichte, insbesondere die Hymnen, was ich hier nicht wiederholen will; ich konnte daraus entnehmen, daß er dieselben gelesen und ihnen mehr Aufmerksamkeit gewidmet hatte als mancher Kritiker, der sich über ein Buch zu reden berufen fühlt und doch kaum den Titel angeblättert hat. Auch über andere Dichter wurde gesprochen; ich nannte ihm einige, welche ich in Berlin kennen gelernt. Fast für jeden hatte er ein treffendes Wort, aus allem ging sein feiner Sinn hervor, der bei einem Kunstwerk nicht blos Inhalt, sondern auch vollendete Form heischte. So rief er bei Scherenberg, der den alten Knasterbärten der preußischen Armee sehr lieb ist, weil er die Träger ihres Ruhmes besungen: „Diese rauhen, ungeschlachten Verse wären Poesie? Das ist Sturm und Drang; darüber sind wir hinaus, ich liebe diese Weise nicht." Dann wendete sich die Rede auf die Naturwissenschaften. Dabei sagte er mir unter anderm, daß er an seinem Kosmos in den Nachtstunden zwischen 11 und 3 Uhr zu arbeiten pflege, denn unter Tags sei er ganz von Dingen in Anspruch genommen, die kaum mit dem engeren Kreise seines Studiums zusammenhängen. Er war nämlich in naher

Beziehung zum königlichen Hause, weniger aus Freude am Hofleben, als weil er dadurch in Kunst und Wissenschaft manches fördern konnte, obgleich auch sein Einfluß bei den Strömungen der letzten Zeit sehr gelitten hatte. Zudem bewahrte er dem Könige eine treue persönliche Anhänglichkeit, wie dies bei mancher Verstimmung auch sein Briefwechsel andeutet. Er fragte mich, ob ich einige wissenschaftliche Anstalten bereits besucht habe? Ich erwiderte, es sei mir eine zu kurze Zeit gegönnt, um dieses mit einigem Erfolg tun zu können. „Nun,“ meinte er, „Sie müssen noch einmal hierher kommen, der Naturforscher findet hier ein reiches und wohlgeordnetes Material, das jedenfalls durch Wochen seine Aufmerksamkeit fesseln kann. Mich werden Sie freilich nicht mehr treffen, — ich werde da unten sein!“ fügte er mit einer leichten Handbewegung bei, doch änderte sich die Ruhe seines Antlitzes nicht.

Nach einer kleinen Pause fragte er: Kennen Sie unsern Professor der Mineralogie? Den müssen Sie aufsuchen. Ich werde Ihnen, ehe ich noch ausfahre — der König hatte ihn bestellt, und er war deswegen bereits in Gala —, ein Briefchen an ihn mitgeben. Er stand rasch auf, nahm von einem Tisch in der Ecke ein Packet Bücher über Geologie, welche er aus England erhalten hatte, und legte sie neben mir auf das Sofa, damit ich mich beschäftigen könne, während er schreibe. Ich ließ aber die Bände ungeöffnet liegen und pries im Stillen mein Glück, daß es mir vergönnt war, einen der Koryphäen unserer großen, klassischen Zeit noch Aug' in Auge kennen zu lernen. Er über-

reichte mir ein Billet, und ich verabschiedete mich dankbar von ihm.

10. Januar nach Dresden. 13. Wien. Hier Studien bei der geologischen Reichsanstalt; Besuch des Belvedere. 29. Februar Graz. 1. März Cilli. Auf dem alten Schlosse. 9. Capodistria. Mit dem Gymnasialprofessor J. Schmuck Ausflüge in der Gegend. Am 16. fort nach Portole. Hier wurden wir bei einer Wendung im Tal des Quieto umgeworfen, ohne uns jedoch zu beschädigen. Von Cerovglie zu Fuß nach Pisino. Am 18. vorbei am Monte Maggiore und dem See von Cepich. Abends Albona. 19. Über die Bucht von Carpano nach Pola. 20. Auf dem Dampfschiff am Gestade Istriens nach Pirano. Von dort über das Gebirg nach Capodistria zurück.

Am 2. April zu Innsbruck. Alles unverändert. Man hatte mir nach Berlin als Stinkbombe den Neujahrswunsch, den der Zettelträger Anderl an seine Kunden verteilte, nachgeschickt. Er enthielt ein Pasquill auf mich: ich wurde als Prahlmeyer verhöhnt. Nach Jahren erfuhr ich verläßlich, daß nicht, wie ich anfangs glaubte, Daum, der Verfasser war, sondern daß A. v. Schullern darum wußte und dieser Angriff höchst wahrscheinlich von ihm ausging. Ich ließ die Sache auf sich beruhen und tat es zu dem übrigen.

Am Gymnasium übernahm ich wieder die Stunden, die in meiner Abwesenheit der Probekandidat Dawidofsky gegeben und dadurch dem Staate eine Auslage erspart hatte.

*

Das Dämonische im modernen Sinne erscheint

als ein Überschuß geistiger Kraft, der sich ironisch vernichtend gegen das Stoffliche wendet.

*

Im Grunde erzeugt sich jeder Geist seine Sprache selbst.

*

Gehöre nicht dem Tag, doch lebe und liebe ihn.

*

Man kann ebenso großen Schmerz über ein nie genossenes als über ein verlorenes Glück tragen, und auch dieser Schmerz kann ein verlorener sein.

*

Die Ferien des Sommers benützte ich zu geologischen Studien in den Alpen.

1857.

7. März. Die „Hymnen am häuslichen Herd".

7. April. In Sankt Johann bei Christian Schlechter. Nachdem er etliche Jahre als Arzt beim Militär gedient hatte, siedelte er sich dort in gleicher Eigenschaft an, ohne jedoch ganz in der Praxis aufzugehen. Durch mich erhielt er neuere Geschichtswerke, philosophische Studien beschäftigten ihn wohl auch. Später übernahm er das Bad Mühlau und starb hier am 18. November 1870.

9. September. Morgens früh 6 Uhr meine Vermählung im Pfarrwidum. Die Hochzeitsreise führte mich nach Bonn zur Naturforscherversammlung.

Hier legte ich eine geognostische Karte der Nordalpen Tirols vor und erläuterte sie durch einen Vortrag.

*

Die Antike tritt nicht aus sich dem Zuschauer entgegen, sie ruht in sich, weil sie vollendet ist. So Rafael.

*

25. Dezember. Achental auf dem Unnz.

Heuer erschien die 2. Auflage meiner Hymnen in Nürnberg. Honorar 15 fl. Mein Gehalt betrug in diesem Jahre noch monatlich 87 fl. 51 Kr.

1858.

Freu' Dich, wenn das Gute geschieht, und entsage dem Ehrgeiz, daß es durch Dich geschehen soll.

*

14. Mai. Das Gedicht: „Jahr und Tag."

8. Oktober. Die geognostischen Untersuchungen, die ich für die geologische Reichsanstalt in den Ferien auszuführen unternommen hatte, beendigt. Am wichtigsten wohl die Entdeckung der Steinkohlenformation auf dem Steinacherjoche. Die Ergebnisse bringt die Zeitschrift des Ferdinandeum unter dem Titel „Beiträge zur Geognosie Tirols".

*

Im Volke geht die Mythenbildung noch immer fort, das zeigt folgende Geschichte. Ein Kornwucherer machte auf dem Markte schlechte Geschäfte. Verdrieß-

lich heimgekehrt, fand er sein Weib, wie es vor dem Krucifix betete. Er hieb mit der Peitsche hin und stieß den Fluch aus: „Lass' den Hund; er hilft uns doch nicht!" — Augenblicks ward er selbst in einen Hund verwandelt mit Menschenkopf und Menschenhand, welche noch die frevlerische Peitsche festhielt. Er sollte nun nach Rom geführt werden, um dort durch den Segen des Papstes Erlösung zu finden. Ein mutwilliger Mensch gab den Tag und die Stunde seiner Reise an, und siehe da, von allen Seiten lief das neugierige Volk zu den Poststationen. Sogar zu Innsbruck fanden sich Gläubige, die am Berg Isel warteten.

*

Besser lernst Du aus der Sache, als über die Sache.

1859.

4. März. Mittags kam Graf Gustav Enzenberg zu mir und sagte, daß bei dem Jesuiten Klinkowström die Rede gewesen sei, an den bayerischen Abgeordneten Lerchenfeld eine Adresse zu richten, weil er sich so energisch in der Kammer gegen Frankreich ausgesprochen. Man solle sich an Männer von Einfluß wenden. Ich ging zu Schuler und schlug Ficker, David Schönherr — da bei einer allgemeinen Sache keine Verstimmung persönlicher Art Platz greifen darf — und Nitsche als Repräsentanten der Studenten vor. Die Genannten traten am 5. um 11 Uhr zu einer Besprechung im Vorsaale des Kasino zusammen. Hier las Enzenberg den Entwurf vor, der im allgemeinen

genehmigt an Schuler zur teilweisen Modifikation übertragen wurde. Als der Herr Statthaltereirat Spiegelfeld, eine Beamtenseele echtesten Mandarinentums, von der Adresse an Lerchenfeld erfuhr, witterte er allsogleich demagogisch-republikanische Umtriebe und beauftragte den Sekretär Vorhauser, zum Erzherzog zu gehen, damit die Sache hintertrieben werde; dieser, betroffen über die Äußerung des öffentlichen Geistes, fragte, ob die Sache in die Journale komme. Als man es bejahte, wollte er Mittel, das Ganze zu verhindern, bis man ihm endlich begreiflich machte, was an der Adresse sei, worauf er sich beruhigte. Der beschränkte Untertanenverstand soll in Demut die Entscheidung von oben hinnehmen.

Die Wälschtiroler unterschrieben die Adresse nicht, dagegen die Studenten der Theologie.

Der Statthalter bemerkte gelegentlich, die Adresse sei ganz recht, nur mißfalle es ihm, daß Studenten, die doch minorenne Leute seien, unterschrieben hätten. Sie habe auch einen deutschen Anflug. Unter den Bauern zirkuliert eine Adresse anderer Art: um Abschaffung der Perzentualgebühren und Einführung der alten Stände; sie soll unmittelbar an den Kaiser gebracht werden.

6. März. Man erzählt, der Erzherzog habe vom Generalvertreter Baron Buol, einem Protektionskinde, Auskunft über die Landesverteidigung verlangt; der junge Mann gestand erblassend, er habe die Akten noch nicht gelesen! Solche Leute zu solcher Zeit!!

8. März. Dr. Nußbaumer aus Kaltern schildert die Stimmung sehr düster; es sollen sich von Bozen ab-

wärts die Leute äußern, lieber italienisch werden zu wollen. Aus dem Trientinischen fliehen junge Leute nach Piemont, werden aber an der Grenze aufgehalten.

23. März. Erzherzog Johann soll sich geäußert haben: er lasse sich mit Aufträgen bezüglich der Landesverteidigung nicht mehr nach Tirol schicken.

25. März. Major Mörl ging auf die Dörfer, um Schützen zu werben, mußte aber viel bittere Worte hören. Nach Zirl nahm er zwei Buben der jeunesse dorée mit, sie sollten auch in das zu errichtende Korps eintreten. „Es sind ja brave Kavaliere", wie Herr v. Mörl meint, und mit Kavalieren will er den Landsturm organisieren!

26. März. Dem Erzherzoge sollen Geistliche vorgestellt haben, man möchte dem Jesuiten Klinkowström das liberale Predigen abtun. Er soll erwidert haben: eben deswegen sei er hierher berufen. Klinkowström predigte unter großem Zulauf unserer Gebildeten mehr ethisch als dogmatisch und und nahm sich's zum Entsetzen der Betschwestern sogar heraus zu sagen: Ein Protestant, der fest in seinem Glauben sei, könne auch selig werden. Er findet übrigens, daß nicht leicht irgendwo so die Heuchelei blühe, bei großer Sittenlosigkeit, wie zu Innsbruck. Die alte Treue religiösen Glaubens ist überall gebrochen, das junge Geschlecht heuchelt, weil es einträglich ist und man par inter pares als Ehrenmann gilt.

*

Das Einzelne beschränkt und verwirrt; dem zu entgehen, muß man es in das Allgemeine erheben; das

tut die Wissenschaft durch den Begriff der Gattung, die Kunst durch die Idee.

*

3. April. Die Denunziationen gegen mich steigerten sich in den letzten Monaten so sehr, daß ich mich bereits auf den Sprung gefaßt machte und wieder meine medizinischen Studien vornahm, um mir allenfalls eine neue Stätte zu gründen. Die Schlacht von Solferino verschaffte auch mir, wie so vielen anderen, Ruhe.

*

Manche Leute halten sich für vortrefflich, weil sie unverbesserlich sind.

*

Man weiß in Tirol dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht über das Kirchendach wachsen.

*

Habe Achtung vor allem Leben, denn es ist ein Heiliges!

*

Man spricht so viel vom Recht auf Arbeit, warum so wenig von der Pflicht zur Arbeit?

*

Nur der Weise ahnt die Einheit des Weltlebens und dadurch die Göttlichkeit der Welt.

*

Mit dem Schmerz bezahlen wir unseren Anspruch auf das Leben.

*

13. Oktober. Heut' Nacht um dreiviertel auf ein Uhr starb Johannes Schuler. Genau zu dieser Stunde stieg ich schlafwandelnd aus dem Bette, ging zur Tür und faßte die Klinke. Meine Frau rief mich an; dadurch geweckt, erzählte ich ihr: es sei mir vorgekommen, Schuler wolle mit mir sprechen und ich müßte daher schnell zu ihm gehen.

*

Das Beste ist, daß wir von einem Lebensalter zum andern vergessen, was wir gewesen sind.

*

Narkotisch! — So möchte man manches Gedicht Lenaus nennen.

*

Des Menschen stärkster Tyrann ist die Meinung.

*

Emanuel Geibel bezeichnete meine Hymnen als „Vertiefte Reflexion" — das schillert, wie alle Halbwahrheiten.

*

Virgil erzählt, was geschehen, Homer läßt es vor unseren Augen geschehen. Virgil ist Rhetor, Homer Epiker; jener pathetisch, dieser einfach. Virgil ist reflektiert, Homer unmittelbar; wohl deswegen mag jener vorzüglich für dramatisch gelten, dieser dramatische Stoffe liefern. Virgil nähert sich nur dort dem Epos, wo dieses durch den Stoff unausweislich bedingt ist, so bei der Schilderung der Kampfspiele.

*

Das Album des liberalen Vereins zu Nürnberg brachte die Tragödie: „Die Tarquinier.“ Eine Anzahl Einzelabdrucke wurden dem Buchhandel übergeben und verkauft. Ich habe sie nach Jahren neu bearbeitet. In diesem und dem vorigen Jahre dichtete ich eine große Anzahl Elegien und Epigramme, den Grundstock des Buches: „In Lieb' und Haß.“

1860.

31. März. München. Beim Besuch der Gallerieen regten mich die Bilderwerke mächtig an und versetzten mich in eine poetische Stimmung, anstatt plastische oder malerische Ideen hervorzurufen. Das ist mir ein tatsächlicher Beweis, daß ich trotz aller Geschicklichkeit der Hand und aller Vorliebe weder zum Maler noch Bildhauer veranlagt war. So hat mir das Schicksal einen gefährlichen Umweg erspart.

10. Juni. Früh durch die Kranabitter Klamm. Am Ausgang der Schlucht hörte ich ober mir den Ruf von Gemsen, ein Rudel stürzte davon und kollerte im Sprung Steine herab, so daß ich in große Lebensgefahr geriet. Weiter droben sah ich sie noch einmal auf den Grasbändern der Felsenwände.

*

28. Juli. Steinach. Auf dem Kalvarienberge. „Zu meiner Zeit“ begonnen.

*

Die Unterinntalerinnen sind bekanntlich frisch und schlagfertig, so daß mancher kecke Bursch, der einer

trotzen wollte, mit Spott und Gelächter abschlüpfte. Vor allen bekannt war die saubere Kellnerin in Wörgl oder bei Wörgl — das weiß ich nicht mehr so genau, man behauptete von ihr sogar, sie werfe aufdringliche Burschen eigenhändig zur Tür hinaus. Da hatte sich abends eine lustige Gesellschaft zusammen getan, um es ihr endlich abzugewöhnen. Es schlug auf dem Turm der nahen Kirche Mitternacht, einer stand rasch auf, griff in die Geldkatze, warf zwei Taler auf den Tisch und trommelte, daß die Gläser tanzten. „Die gehören Dein, Mädel, wenn Du dir traust, aus der Kapelle einen Totenkopf zu holen!" Sie lachte hell auf. Rasch schritt sie über die Straße zum Eisengitter des Friedhofes und ging zwischen den Kreuzen, die im Mondschein schimmerten, zur Kapelle, wo düster und einsam ein Lämpchen vor dem Altar brannte. An der Seitenwand erhob sich ein Gestell, auf den Brettern standen die Schädel mit den glatten, weißen Stirnen der Reihe nach. Sie ergriff einen; da klang es dumpf und schauerlich: „Der gehört mein!" — Einen zweiten: — „Der gehört mein!" — Einen dritten: — „Der gehört mein!" — Sie rief ohne viel Besinnen: „Wieviel hast denn du Köpfe?" und trug den letzten fort in die Wirtsstube. Nun verging den Buben der Spaß; der sich hinter dem Gerüst versteckt hatte, schlich auch herein, sie aber steckte schmunzelnd die beiden Taler in die Ledertasche. Beim nächsten Tanz war die Geschichte bekannt, und sie mußte manches Trutzliedl hören, das ihren Ruhm Unterland auf und ab verkündete.

*

In diesem Jahr habe ich viele Epigramme gedichtet. Liebe und Natur!

1861.

Die Sünde ist der Kampf des Individuums gegen das Gesetz der Gattung.

*

Nur aus dem Profil begreift man das Gesicht ganz.

*

Das deutsche Volk hat seine Geistesarbeit bis zu jener Höhe geführt, die es ohne nationale und politische Selbständigkeit erreichen konnte; will es auch auf jenem Gebiet nicht absterben, so muß es auf diesem etwas werden. Unter so viel trüben und unerfreulichen Erfahrungen ist das aufdämmernde Bewußtsein dieser Notwendigkeit das einzige, was noch einen Schimmer von Hoffnung gewährt.

*

Man könnte ebenso gut ein Samenkorn in die Luft werfen, daß es dort wurzle, Blätter und Blüten treibe und endlich Frucht reife, als ein absolutes Kunstwerk fordern. Es gibt keins. Zum Allgemeinen tritt als zweiter Faktor das Besondere, insoferne sich dasselbe in der Individualität des Dichters und seines Volkes ausspricht. Letztere ist wieder ein Produkt der natürlichen Anlage und der Beschaffenheit des Bodens, auf dem ein Volk wächst, des Widerstandes, den es dabei zu überwinden hat. Oft wirken fremde Ein-

flüsse — hemmend, fördernd — ein; weiß doch jeder, wie sogar in der Pflanzenwelt Gewächse andere verdrängen und verdrängt werden, ja sogar das Unkraut siegt! Neue poetische Werke, die aus jenem Zusammenhang entspringen, sind lebendig, wirken lebendig und bleiben lebendig.

*

20. September. Mein Buch „Aus den Tirolerbergen" erschienen.

*

Ohne Dogma keine Religion, wohl aber Religiosität.

*

Das Geheimnis des Daseins läßt sich nur erleben, nicht aussprechen.

1862.

Der Egoismus trennt die Menschen und hält sie zusammen.

*

18. April. Im Steinbruch bei Wiltau pfiff eine Kugel an mir vorüber und warf die Erde auf. Ein Bauer hatte in dieser Richtung, unbekümmert um das Weitere eine Scheibe aufgestellt.

*

Der Dichter darf auf der Zinne der Partei stehen, der Kritiker nie.

*

In der Mitte des Septembers machte ich einen Ausflug nach München, bestieg dann noch etliche Berge in der Nähe der Pertisau, obgleich ich mich nicht ganz wohl fühlte. Nach Innsbruck zurückgekehrt, mußte ich mich niederlegen; der Typhus, den ich bereits einmal als Student von München heimgetragen, hielt mich den ganzen Oktober im Bette und machte mich unfähig während des ersten Halbjahres Schule zu halten. In den Tagen allmäliger Genesung beschäftigte ich mich viel mit der spanischen Bühne, die freilich nur begreift, wer im Katholicismus aufgewachsen ist.

In diesem Jahre begann mein Briefwechsel mit Emil Kuh (1862—1876); er ist in der Österreichisch-ungarischen Revue abgedruckt.

1863.

Liberal, aber nicht mit den Liberalen.

*

Es ist tragisch, wenn sich ein Mensch berufen glaubt, eine Aufgabe zu lösen, die nur der ganzen Menschheit gestellt wurde.

*

Für die Masse der Leser ist das Beste zu schlecht, weil ihr das Schlechteste gut genug ist.

*

Am 9. April mit dem „Hochmayr“ die Erzählungen begonnen, von denen 1867 der erste Teil unter

dem Titel „Allerlei Geschichten aus Tirol“ bei Frommann in Jena erschien. Nur Moritz Hartmann erkannte, daß sie keine Photographieen, sondern Dichtungen seien. Selbst in Tirol glaubten viele, die Personen, welche ich vorführte, hätten wirklich gelebt; jemand ging nach Wiltau und suchte das Haus der Franzosenbraut, ja ein alter Mann wollte sich sogar an diese Öbstlerin erinnern. Alle diese Gestalten gehören mir, oder vielmehr, sie sind mir aus dem Boden Tirols gewachsen; nur zum „Veteranen“ gab mir Peternader den Stoff. Blos manche Nebenfiguren, wie Scholastika, Lena, Moidel, Burgl, die jedoch nirgends in die Handlung eingreifen, wurden nach der Natur gezeichnet, wie manche Landschaften in großen Linien, aber nicht als Veduten. Selbstverständlich habe ich die Leute auf ihrem Glauben gelassen und bestimmte Fragen höchstens mit einem Lächeln oder Achselzucken beantwortet; um jedoch Mißverständnissen vorzubeugen, teile ich hier den Sachverhalt mit.

3. August. Früh von Natters fort in das Ötztal; siehe „Kreuz und Quer“.

2. September. München. Internationale Kunstausstellung. Schwinds „Sieben Raben“ sind der schönste Hymnus, der je auf das Weib gedichtet worden.

27. November. Über Anregung eines angesehenen Bürgers beschloß der Bürgerausschuß am 26. November auf meinen Vorschlag, eine Adresse an Rechbaur wegen seiner Interpellation zu erlassen.

1864.

29. Januar. Die Polizei erkundigte sich auf der Post um die Verbreitung der Süddeutschen Zeitung und ihren Leserkreis; den Anlaß scheint der Aufruf des Frankfurter Centralkomites gegeben zu haben.

Die Statthalterei versuchte durch den Magistrat Sammlungen warmer Kleidungsstücke für die Österreicher in Schleswig-Holstein einzuleiten, der Magistrat ging aber auf diese Zumutung nicht ein.

*

Welch ein Wunderwerk ist Firdusis Schâhnâme. Hier ringt ein konventionelles Element mit dem Urstoff der Heldensage, ohne seine Größe wesentlich zu beeinträchtigen. Man könnte es ein Element der Höflichkeit nennen; jedenfalls gefährdet es die rein menschliche Grundlage weniger als die Dogmatik von Lope und Calderon.

*

Tritt nachts aus dem Saal, wo der Karneval tobt, die Kerzen leuchten, die Juwelen schimmern, die Kleider bauschen, der Moschus duftet und die Schminke lügt. Draußen ist die Luft kalt und klar, unzählige Sterne funkeln und verkünden dir durch den Wandel die ewigen Gesetze der Natur; sie fordern auch dich auf, den Tand abzustreifen und einzukehren in das Ewige.

*

11. April. In den Tarquiniern die Hinrichtungsscene eingeschaltet. Sie war notwendig; nur die Verblendung durch Theorien hatte mich verhindert, sie

früher zu dichten. Sie kam mir plötzlich und mit einem Male, wie das Richtige immer.

April. Die Nazarener nennen ihre Unfähigkeit, einen Organismus zu bilden, Stil. Christus war ein Bergsteiger, nun geben sie ihm Spinnenbeine und eine tuberkulose Brust!

31. Mai starb Hermann von Gilm zu Linz. Ich hatte am 2. Juni mit den Studenten der 5. und 6. Klasse einen Ausflug nach Absam gemacht und erfuhr dieses im Bognergarten. Die Nachricht ergriff mich tief; ich brachte ihm mit einem Glase Wein nach kurzer Anrede an die jungen Leute die Totenspende.

*

November. Das Leben ist nur für Würmer, die sterben, oder für Geister, die ewig leben.

*

Verzeih' die Sünde, aber nicht die Unsittlichkeit.

1865.

Alfieri ist ein Charakter, kein Dichter von Charakteren.

*

Das Volk hat meistens recht, manchmal auch die Menge.

*

Es ist charakteristisch, daß die Italiener für einen gewissen Abschnitt ihres nationalen Lebens den Dichter Leopardi, die Deutschen für eine ähnliche Stufe den Philosophen Schopenhauer besitzen.

28. August. Am Wetterstein bei Ehrwald den schwarzen Porphyr im Jura entdeckt. Goethes Geburtstag!!

20. September. Amberg, der Weihbischof von Feldkirch, sagte als Schulrat zu einigen Lehrern, die Aufbesserung des Gehaltes verlangten: „Das wäre das rechte; wenn ihr zuviel hättet, tätet ihr uns Geistlichen über den Kopf wachsen."

*

Dem Misanthrop von Molière fehlt der zweite Teil. Dieser hätte ihn darzustellen gehabt in einer reinen, unverdorbenen Natur, in der Idylle des Landlebens, und darin seine Versöhnung. Diesen zweiten Teil schrieb Rousseau, als er die Rückkehr zur reinen Natur predigte. Etwas ähnliches gilt von den vier Tageszeiten Parinis, nur ist die Fortsetzung von diesen die — französische Revolution.

*

Johann Senn nennt den principe des Macchiavelli mit Recht „Logik des Bösen".

1866.

Wollen die Deutschen, daß die Schriftsteller echte Kunstwerke schaffen, so müssen sie erst wieder lesen lernen.

*

Rümelin, Shakespeare-Studien. Der Mann hat in allem Kleinen recht, in allem Großen Unrecht.

*

Die Scene, wo in der Andromaque von Racine Orest dem Wahnsinn verfällt und sich im Orkus glaubt, hatte wohl Goethe bei der ähnlichen in seiner Iphigenie vor Augen.

*

Die Medea von Euripides hat unleugbare Schwächen. Manches ist melodramatisch. Wer möchte bestreiten, daß auch bei den Alten vieles konventionell war, selbst in Pindars Hymnen, wie sich leicht nachweisen und zum Teil durch die immer wiederkehrende „Blüte des Gesanges" beweisen ließe. Freilich kommt keine Kunst über diese Dinge hinaus; sie sind gewissermaßen Abbreviaturen oder Scheidemünze, über welche der Dichter in Handel und Wandel verfügen muß, um weiter zu gelangen.

*

Im Drama der Alten treten keine vollen Menschen nach jeder Seite ihrer Individualität auf, sondern nur Menschen in gewissen Eigenschaften, wie sie das Ganze braucht. Daher sind ihre Stücke Ensembles im strengsten Sinne des Wortes, man möchte manchmal fast an ein russisches Konzert denken.

*

Nicht das Charakteristische, sondern das Individuelle ist das Wahrzeichen der modernen Kunst. Charakteristisch, aber in großem Sinne, ist auch die Antike.

*

Er rührt mit seinem Kochlöffel in jeder Suppe.

*

Niemand kennt ihn als seine Flöhe.

*

Die Jugend ist revolutionär, weil sie idealistisch ist.

*

Wildfeuer von Halm gelesen. Anmutig, hie und da ein Zug von Lüsternheit, wie es für die Wiener taugt; so manche Unwahrscheinlichkeit verdeckt wohl die Aufführung. Das Motiv ist von Lope entlehnt: „Dieses Wasser trink' ich nicht."

*

In den Elegien und Epigrammen vollzieht sich mein vollständiger Übergang von der Romantik zur Renaissance, indem ich über jene allmälig hinausgewachsen bin.

*

Geist ist das Bewußtsein der Einheit in der Vielheit.

1867.

Große Ziele sind wahre Ziele für Kraft und Willen eines strebenden Geistes; ein schwacher Mensch verfolgt phantastische Ziele mit phantastischen Mitteln, als ob man sich nur in eine Wolke zu werfen brauchte, um emporzuschweben.

*

Für den echten Künstler ist keine Form ein Hindernis, wenn sie aus dem Gegenstand entspringt. Die Natur hat keine größere Mühe mit der bizarren Pracht-

blüte einer Orchis als mit dem einfachen Kelch des Crocus.

*

Bei beschreibender Poesie unterscheidet man: ob der Beschreiber vor seinem Objekt ruhig steht, und den trifft Lessings Tadel, weil eine solche Beschreibung durch das Nacheinander des Nebeneinander verwirrt. Anders, wenn der Beschreibende gleichsam am Gegenstande hingehend — vorübergehend — gedacht wird, wo das Nebeneinander der Gegenstände zu einem Nacheinander wird und das Wort in sein Recht tritt. Schillers Spaziergang.

*

Ihr scheltet Collin? — Zu einer Zeit, wo Deutschlands größte Geister für den Kosmopolitismus schwärmten, sprach er im „Regulus" für Volk und Vaterland. Ein kräftiger Sinn erfüllt das ganze Stück, das mag man ästhetischem Brahminentum gegenüber betonen. Die Handlung ist beschränkt, die Charaktere sind nüchtern und ohne individuelle Züge, dennoch war die Wirkung groß, selbst auf die Wiener, die manchmal, wenn es dran und drauf kommt, die Serviette vom Kinn reißen und dann keine Phäaken mehr sind.

*

Ein Wendepunkt in meinem Leben: Ich bin zum Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität ernannt.

*

Am 3. November traten auf meine Veranlassung einige Bürger zusammen, wir berieten über die Adresse

an die liberale Majorität des Reichsrates, die nach vorausgegangener Verhandlung mit Vertrauensmännern am 7. zur Unterzeichnung aufgelegt wurde.

In die gleiche Zeit fällt auch die Gründung des konstitutionellen Vereins.

1868.

29. Mai. Das Ministerium hatte 300 fl. für geologische Ausflüge mit den Studenten angewiesen. Abends fuhr ich mit ihnen nach Klausen: das ist wohl die erste geologische Exkursion, welche von der hiesigen Universität ausging.

*

Gewisse Kerle kommen nur auf den Parnaß, um hinter den Lorbeerstauden ihre Notdurft zu verrichten.

1869.

Die Herausgabe der Elegieen und Epigramme, die nahezu ein Jahrzehnt meines Lebens begleiten, hat für mich eine Epoche abgeschlossen. Nachdem ich so im Geist eine Summe gezogen, fühlte ich das Bedürfnis, auch äußerlich eine Grenze zu setzen und den bekannten Boden für einige Zeit zu verlassen. Am 29. März um 3 Uhr früh schritt ich dem Bahnhof zu. Einzelne Wolken schoben sich über den Mond hin und ein leiser Windhauch aus Süden verkündete den Umschlag der Witterung. Ich war der einzige Reisende, der einstieg. Florenz, Pisa!

Von jetzt an ging ich jedes Jahr nach Italien, und

ich kann nicht schildern, wieviel ich diesen Wanderungen in jedem Sinn verdanke.

*

Goethe, in seiner Jugend nur subjektiv, stellte Egmont als unverheirateten, schwärmerischen Mann dar. Shakespeare, mit seinem großen Sinn für die Wirklichkeit, hätte ihn gewiß als Gatten, Vater und Politiker vorgeführt, und dabei hätte der Held unleugbar an Tiefe und Kraft gewonnen.

*

Die Schutzflehenden des Äschylos sind eine Theodicee, durchaus an ein Oratorium gemahnend, wie denn überhaupt der enge Zusammenhang zwischen Musik und Poesie bei Äschylos auf den flüchtigsten Blick sich aufdrängt.

*

Die Griechen waren in der Natur Kinder des Hauses, daher naiv; die Modernen sind nur Gäste, daher manchmal sentimental, häufig ungezogen und meistens reflektiert, indem alles nur für ihr „ich“ gelten soll.

*

In der Kunst folgt auf die Tragödie das Satyrspiel; ich fürchte nur, daß auf das Satyrspiel in der Politik die Tragödie folge.

*

Bei jedem echten Kunstwerk deckt sich Idee und Form vollständig; Leib und Seele sind zu einem Organismus vereint. Sie können auseinandertreten:

dann entsteht einerseits ein Werk rein sinnlich, andererseits ganz abstrakt; jedes mag die Vorzüge der Sinnlichkeit oder der Abstraktion besitzen, ist aber kein echtes Kunstwerk mehr. Es kann aber auch der Fall eintreten, daß bei einem Werk der eine oder der andere Faktor vorwiegt: gerade um so viel, als er vorwiegt, sinkt die Schale echten Kunstwertes. Darin liegt eben das große Mißverständnis W. v. Humboldts, daß er glaubte, ein solches Plus an Geist sei ein Vorzug moderner Kunst, während es ihre Schwäche ist. Hegel und auch Schiller haben recht: der Geist muß aus der naiven Natureinheit in die sentimentale Entzweiung, um sich auf einem höheren Standpunkt als Eins nicht nur zu fühlen, sondern auch zu erkennen. Liest man Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Poesie, so kann man die Frage nicht abwehren: „Wie hätte er den Gegenstand nach einem tieferen Studium Dantes behandelt?" An diesen Dichter hätte die Ästhetik in Bezug auf das Thema Schillers anzuknüpfen und aus seinem Werk die praktischen Konsequenzen zu ziehen.

*

17. September. Die Naturforscherversammlung zu Innsbruck. Am 22. schloß ich als Präsident die geologische Sektion. Abends versammelten sich in meinem Zimmer einige Naturforscher, darunter Vogt, Virchow, Semper. Es wurde die Gründung eines anthropologischen Vereins für Deutschland beschlossen. Ich verfaßte den Aufruf, den die Anwesenden unterzeichneten.

*

27. September. Zu Eppan. Wundervolle Nacht. Ich dachte an Laplace: er sei durch alle Gestirne gewandelt, Gott aber nirgends begegnet. Mir war, als blicke der große Weltenmeister auf mich nieder, und die Statik des Himmels verkünde sein Wort.

*

Der Zufall stellt kein mechanisch-mathematisches Problem, und würd' es ihm gestellt, er könnte es nicht lösen.

*

31. Dezember. So habe ich mein 50. Jahr erfüllt. Zwar neckt mich hie und da leise Gicht, sie wird jedoch durch die größte Mäßigkeit gebändigt, so daß mich um meine Kraft und Ausdauer mancher Jüngling beneiden könnte.

Die Summe meiner geistigen Existenz kann ich nicht ziehen, weil ich bis jetzt nicht stille stehe, sondern rastlos fortschreite.

1870.

Der sentimentale Poet gibt nicht so fast ein unendliches dem Wesen, als ein unbestimmtes dem Inhalt nach, somit ein scheinbar unendliches.

*

Bei fortwährender Kälte hat der Himmel eine wassergraue Farbe. Die Berge, hinter denen die Sonne steht, heben sich davon klar und lichtblau in ungeheuren Massen und mit scharfen Linien ab. Grate und Lehnen der Nordalpen trifft die sinkende Sonne schräg, sie vergoldet alle Kanten, während auf die

durchsichtigen bläulichen Schatten die gegenüberliegenden beleuchteten Höhen gelblichen Schimmer werfen. Eh noch das Alpenglühen verglimmt und die Dämmerung anbricht, glänzt als weißer Funke der Abendstern.

4. März. Eine eigentümliche Erscheinung beobachtete ich heut gegen 8 Uhr früh. Die Sonne war gerade am Horizont aufgetaucht und warf, weil sie nicht hoch stand, meinen Schatten fast in ganzer Höhe auf die Mauer beim Hafner neben der Straße, die zur Kettenbrücke führt. Das ruhige Wasser des Inn ober dem Löwenhaus spiegelte die Strahlen hell zurück, und auch dieses zurückgeworfene Licht gab einen Schatten, der den Kopf meines eigentlichen Schattens an der Mauer fast mit den Füßen berührte, jedoch etwas lichter und rötlich violett eingefaßt war.

14. Mai. Nach Eppan, Tisens, Fondo; hier ein Haus mit der Erstürmung Trojas als Fresko und Landsknechten. Die Unterschrift:

Ich bin der Landsknecht wohlbekannt,
Die Kendel hab' ich in der Hand.

Die verblichenen Fresken zeigen am besten, daß auch dieser Ort ursprünglich deutsch war.

30. Juni. Während des Winters bis heut: L' abbate Parini e la Lombardia nel secolo passato. Studi di Cesare Cantù. Der Band enthält auch Parinis vier Tageszeiten. Cantu zeigt mehr kulturgeschichtliches Verständnis, als ich es bis jetzt bei Italienern gefunden. Bei Parini begegnet man einem Stoff Hogarths in den Formen von Horaz. Da

der dämonische Hintergrund fehlt, erschlafft die fortwährende Ironie. Vielleicht hätte Parini das ganze mit einem Traum abschließen können, der nachts schreckend auf die Polster seines Lagers niederschwebt.

25. Juli. Mit meiner Familie in die Pertisau, wo es während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes wegen des beständigen Passatwindes fast immer regnete.

*

Schleiermacher sagt, der Mensch soll alles mit Religion tun, nichts aus Religion. Warum nicht lieber: aus und mit Religion?

*

Meine intuitive Natur taugt nicht für philosophische Systematik, wenn mich auch philosophische Fragen tief berührten und ich darum von Zeit zu Zeit bei den Werken der Philosophen einkehrte. Gerade der Umstand, daß ich meine Art bald erkannte, ersparte meinen Schriften die kränkelnde Blässe der Reflexion, obwohl einem aufmerksamen Auge jene Studien überall entgegenschimmern müssen.

*

Das Phantastische deutet oft auf einen Mangel gestaltender Kraft; der Dichter ist nicht imstande, das im Stoff liegende praktisch zu erfassen, und greift in den grauen Nebel.

*

Witz ist die Fähigkeit, das Gegenteil einer Sache an ihr selbst plötzlich zu zeigen und sie dadurch in Widerspruch mit sich selbst zu bringen. Oft zeigt der

Witz nur scheinbar das Gegenteil und ist dann ruchlos, weil ungerecht. Der Witz setzt viel ursprünglichen Verstand voraus und ist, weil im Grunde nur zersetzend, kein Element echter Poesie, sondern nur manchmal ihr Begleiter.

*

Die Ironie zeigt die Beschränkung des Vergänglichen in jedem Menschenwerk, ja der Natur selber; sie ist verächtlich, wo sie hämisch nur dieses zeigt, weil sie dann eben nur die Äußerung eines engen Sinnes ist, der sich als Weltrichter auf den Tron setzt. Dann schlägt sie in die Eitelkeit des Egoismus um und ist daher geistige Leere. Die Eitelkeit alles irdischen ist die tragische Ironie der Weltseele, von der uns nur die ewige Wahrheit des Weltgeistes befreien kann.

*

Der schöpferische Genius ist seinem Werk gegenüber nie ironisch, so lang er schöpferisch ist, weil er dann aus dem Ganzen schafft und davon völlig erfüllt ist. Daher ist echtes Schaffen auch selbstlos, während das berechnende Klittern geistiger Impotenz, die möchte, aber nicht kann, überall nur an sich denkt. Hat der Genius sein Werk hinter sich, dann kann er sich demselben gegenüber allerdings ironisch verhalten, er tut es praktisch bei jeder Korrektur.

*

„Der Katholizismus ist naives Christentum, der Protestantismus ist sentimental," sagt Fr. Schlegel. „Er sollte sagen: „Der mittelalterliche Katholizismus war naiv, der romantische Neu-Katholizismus und das

protestantische Muckertum, letzteres gegenüber der Naturkraft Luthers, sind sentimental". Der moderne Katholizismus, der über seine Schönheit Bücher schreiben läßt, hat aufgehört naiv zu sein.

*

Was den Romantikern nicht im Dampf überhitzter Phantasie gelang, versuchten die Jungdeutschen im nüchternen Katzenjammer.

*

Eine Art des Erhabenen ist es, wenn wir ein für klein Gehaltenes plötzlich als ein Großes und Gewaltiges erkennen.

*

3. November. Abends am Achensee. Die Landschaft klar, ruhig, fast feierlich. Vom Gegenufer hört man jeden Ton deutlich. Der Reif hatte das Pflanzenleben getötet, die Herden waren heimgekehrt, nur ein roter Falter sonnte sich noch auf einem Felsblock. Das Verschwinden der Tierwelt erhöhte das Gefühl der Einsamkeit.

*

5. November. Noch einmal im Hochgebirg auf dem Stanerjoch. Die Alpen sind im Spätherbst voll Majestät; kein Wunder, wenn sie das Volk, das vor der stillen, klaren Erhabenheit erschrickt, zu dieser Zeit mit Geistern bevölkert. Da siehst du den großen Pan im ruhigen Sonnenlichte auf den Höhen wandeln, wie er die Samen für den künftigen Frühling ausstreut, hinter dessen neuer Fülle er sich dann wieder birgt.

*

1. Dezember. Zur Beurteilung von Tragödien. Wenn man stets Ursache und Wirkung mit Schuld und Strafe verwechselt, hat unsere Ästhetik mit ihren landläufigen Redensarten gewiß recht. Kann man aber das überall? Schuld fordert Strafe. Ist aber die Strafe der Schuld stets angemessen? Mir scheint gerade hier jene Bestimmung der modernen Ästhetik zu eng, als daß manches der erhabensten und größten Trauerspiele darunter paßte, selbst wenn man die Schuld durch den Beisatz „tragisch" spezifiziert. Wer die Strafe erleidet, muß auch wissen, daß sie auf diese Schuld gesetzt war, sonst ist die Strafe ungerecht. Weg mit der Galgenterminologie der Kriminalpraxis; sie hat Unheil genug angerichtet. Großartiges Menschenschicksal und die Darstellung des Verhältnisses von Mensch und Schicksal bleibt der ewige und echte Stoff der Tragödie.

*

Wie soll man jene Erscheinung bezeichnen, wo das höchste Gesetz der Gattung durch das individuellste Dasein umschrieben ist? — Unsterbliche Schönheit.

*

Goethes Hermann und Dorothea ist die Widerlegung manches Satzes in Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung.

*

31. Dezember. Zum Schluß will ich noch von der leidenschaftlichen Teilnahme erzählen, mit der ich den Ereignissen des deutschen Krieges folgte; wie bei all den Heldentaten mein Herz zwischen Jubel und

Sorge hin- und hergeworfen wurde, daß ich gar manche Nacht schlaflos lag. Nur ungern ging ich in die Sommerfrische, und ich weiß es Dr. Pfretzschner noch immer großen Dank, daß er mir die Berichte, die er telegraphisch erhielt, sogleich durch einen Boten zumittelte. Ich werde mich der Angst stets erinnern, in der ich nach einer Lügennachricht vom Siege der Franzosen, die ein Beamter der Südbahn verbreitete, am Ufer des Sees qualvolle Stunden verbrachte, bis der Bauer, den wir noch spät abends nach Jenbach gesandt, uns aus zuverlässiger Quelle Beruhigung brachte. Mit verzehrender Sehnsucht erwartete ich Tag für Tag am Ufer den Kahn, der die Zeitungen brachte; gegen Wiener, welche Napoleon den Sieg wünschten, fuhr ich schroff los, und ich erinnere mich noch lachend des zerkritzelten Gesichtes eines Hofrates, dem ich voll Erregung die Depesche von Wörth vorlas. Ich war nicht der einzige; Unterinntal auf und ab wogte die Begeisterung selbst unter den Bauern und deswegen gelang es, beträchtliche Beiträge für die deutschen Verwundeten zu sammeln.

Zu Ehren des Sieges von Weißenburg zündeten wir Feuer an; der alte Jäger Karl lud die Böller, daß sie krachend im Widerhall der Berge durch die Täler unsere Freude verkündeten.

*

Der 1. September war ein schöner Tag. Ich stieg mit meinen Kindern auf den Unuz, diese Hochwarte, von der man weit hinaus auf die bayerische Ebene sieht. Nach zwölf Uhr erreichten wir den Grat.

Als wir uns gelabt, füllte ich ein Glas mit rotem Tirolerwein und brachte in Gesellschaft etlicher Fremden, welche von der Scholastika emporgeklettert waren, ein Hoch auf den Sieg der Deutschen aus. Dann schleuderte ich das leere Glas an den Felsen, daß die Splitter weithin flogen, und rief: „So mög' es allen Feinden des deutschen Volkes ergehen, im Osten wie im Westen!" Ich dachte dabei an die Russen.

Es war gerade ein Uhr, die Stunde, wo Napoleon zu Sedan die Waffen streckte.

Das erfuhr ich schon am nächsten Mittag, und ich werde stets des interessanten Zufalles auf dem Unuz gedenken.

*

Meine Stimmung sprechen am besten die Gedichte aus, mit denen ich vom 19. August an den Zug der Deutschen begleitete. Ich erwartete, daß sich nach Eröffnung des Schuljahres die Studenten mit der edlen Begeisterung der Jugend für die Siege unseres Volkes aussprechen und auf dem dunklen Hintergrund der gleichgültigen Massen um so heller leuchten würden. Wohl hielten sie einen Kommers, aber kein deutscher Toast, kein deutsches Lied erklang, weil es den geladenen Offizieren, die den Rückzug von Orleans mit Champagner betranken, hätte unangenehm sein können. Ich hoffte auf das Konzert des akademischen Gesangvereines, das Programm enthielt nur sentimentale Lieder; ich erwartete kleine Geldbeiträge für die Verwundeten, man trug seine Kreuzer in die Kneipe.

Während man sich den Ereignissen gegenüber, die geradezu über das Dasein des eigenen Volkes entschieden, benahm, als gingen sie hier gar niemand an, versammelte sich, was tirolische Zustände am besten charakterisiert, eine große Anzahl Studenten und beschloß eine Ergebenheitsadresse an den Papst. Nur 150 wagten einen Protest dagegen, andere erklärten blos, sie seien mit jener Adresse nicht einverstanden, weil sie sich durch kräftigeres Auftreten zu schaden fürchteten. Die Enttäuschung, welche mir unsere Studenten bereiteten, kränkte mich tief; ich gab diesem Gefühl in einem Gedicht Ausdruck, das in der bei Lipperheide erschienenen Sammlung: „Deutsche Tage in Tirol" enthalten ist. Als Antwort erschien ein vernadernder Aufsatz aus der Feder des Privatdozenten Arnold Busson, eines geborenen Westfalen, und ein Pasquill vom jungen Richard Strele, das am heiligen Abend in allen Wirtshäusern kolportiert wurde.

Um diese elenden Geschichten nicht mitzuschleppen, greife ich hier in den Januar 1871 voraus.

Nach der Abreise des Kaisers Franz Josef aus Innsbruck überraschte mich der Rektor Dantscher mit der Mitteilung, daß 33 Studenten der Korps Gothia und Athesia wegen des Gedichtes „In Tirol" beim Rektorat eine Klage eingereicht und verlangt hätten, man solle mich zum Widerruf veranlassen. Zugleich fragte er, ob ich gesonnen sei, diesen zu leisten? Ich erwiderte: das um so weniger, da der Korpsbursche Strele bereits im Dezember mir ein Pasquill gewidmet habe, ohne daß das Rektorat oder der akademische

Senat sich bewogen gefühlt hätte, einzuschreiten. Daß mir nichts anderes zustehe, als das Schweigen der Verachtung, werde er begreifen. Wenn sich die Studenten durch mich beleidigt fühlten, so möchten sie wider mich den Weg des Gesetzes bei Gericht betreten. Im übrigen befremde mich, wie er als Rektor die Klage dieser 33 habe annehmen können, wo doch die Mehrzahl der Studenten bei der gegen mich im Kaffee Grabhofer berufenen Versammlung sich nicht als Vertreter der Studentenschaft legitimiert habe und sich überhaupt in dieser Sache neutral verhalten wolle. Dantscher, dem seine Popularität bei den Studenten am Herzen lag, wußte nichts zu entgegnen, berief aber dennoch den akademischen Senat zur Verhandlung. Dieser stellte sich — die Jesuiten ausgenommen — mit der Erklärung, daß ihn diese Sache nichts angehe, auf den richtigen Standpunkt und so hatte ich Ruhe. Nur Herr Professor Wildauer versuchte noch, — klug und weise wie immer —, mich zu bestimmen, etwas zur Beruhigung der Studenten zu thun, damit ich nicht meine Popularität verliere. Ich wies ihn entschieden zurück und fügte bei: „Als Lehrer tue ich stets meine Pflicht, die Studenten habe ich bei jeder Gelegenheit liebevoll behandelt, darüber hinaus brauche ich keine Popularität; wenn das nicht genüge, solle man den Staatsanwalt gegen mich anrufen." — So hat sich alles zugetragen; ich habe mir nirgends eine Blöße gegeben und für das deutsche Volk nach Kräften meine Pflicht getan.

1871.

3. März. Abends bei herrlichstem Wetter die deutsche Siegesfeier. Veranstaltet war sie von den Bürgern; nur wenige Studenten wagten sich zu beteiligen. Xaver Schilcher, der mit mir 1848 ausgerückt war, trug unsere kranzgeschmückte schwarz-rot-goldene Fahne, und ich erinnerte mich daran, wie sie einst in Wälschtirol vor meiner Freischar flatterte, die für das deutsche Volk zu kämpfen glaubte. Daß nachträglich die Ultramontanen heulten und lästerten, ist begreiflich; aber auch im offiziellen Tirolerboten brachte der Universitätsbuchdrucker und Gemeinderat A. Schumacher einen denunziatorischen Schmähartikel gegen Universitätsprofessoren und Bürger. Als Verfasser wurde Professor Busson ruchbar, der sich weniger durch seine wissenschaftlichen Leistungen, als durch die Teilnahme am Korpswesen auszeichnete, auch mit einem gleichgesinnten Freunde alles aufgeboten hatte, die Studenten von der Teilnahme an der Festfeier abzuhalten. Er mußte nachträglich dem Bürgermeister und den Professoren Abbitte leisten und konnte sich bedanken, daß er es nur mündlich zu tun brauchte. Das Fest hatte noch manche Nachwirkungen; auch hier zeigte sich, daß man in höheren Kreisen vor jeder Regung deutschen Geistes zittere. Und doch! — Fata viam invenient.

*

6. März. Das Talent setzt die Mittel der Kunst als Zwecke und gelangt dadurch zum Virtuosentum. Talent und Genie sind spezifisch verschieden, wie

Machen und Schaffen. Dieses schließt jedoch nicht aus, daß auch der größte Genius bisweilen als Talent arbeitet.

*

9. März. Nach München. Ich genoß einen ruhigen Abend beim Maximilianeum. Über die Landschaft floß goldiger Duft, die Knospen schwollen, an Gesträuchen trieben Blattspitzen hervor, die Amseln feierten den Vorfrühling. Sommerlich mild und still.

26. März. Kufstein. Ich stieg auf das Durerköpfel, überall Anemonen, Heiderich, Seidelbast und die herrlichen Schneerosen, von denen ich abends einen vollen Strauß nach Innsbruck brachte.

8. April. Der „Hexenmeister".

31. Dezember. In diesem Jahre begann ich am 4. April mit „Des Esels Kinder" eine Reihe erzählender Gedichte, die sich bis in den Januar 1875 erstreckte und dort mit dem Jörgl von Lahnsteig abschloß.

1872.

Das Epos ist die welthistorische Form der Poesie im höchsten Sinne des Wortes. Darauf beruht die Wirkung von Homer und Dante. Das Epos dringt als Lied in die niedrigste Hütte, als Rhapsodie auf den Markt; es ist eine Totalität, zu der sich das Drama gewissermaßen als Episode verhält: Homer und die Tragiker. Luther wirkte durch die religiös-epische Bibel; seine Übersetzung reiht sich dem Einfluß nach fast an Homer und Dante. Das welthistorische Epos

verträgt absolut kein rationalistisches Element, es verweist auf göttliche Mächte, an welche das Volk noch glaubt, und ruht geradezu auf einem religiösen Untergrunde.

*

Ich habe mich wieder mit Adalbert Stifter beschäftigt. Seine Werke gehören zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugend, ich komme aber auch im Alter gern darauf zurück. Wenn er auch von Jean Paul ausging, überragte er ihn doch als Künstler, und es kam ihm dabei zustatten, daß er Maler war. — Der „Hochwald". Tiefe, reine, unschuldige Naturempfindung; seine Beschreibungen sind nicht äußerlich, sie sind aus der Seele und schaffen so den Eindruck der Gegenstände nach. Auf seinen Nachsommer ließe sich anwenden, was Herder über Geßner sagt: „Seine Gestalten beschäftigen sich, aber sie handeln nicht." Das gilt freilich nicht von der meisterhaften Episode: Risach und Mathilde. — Stifter ist klassisch. Er bietet aber auch eine Fülle von Weisheit. „Die Familie ist es, die unserer Zeit nottut; sie tut mehr not, als Kunst und Wissenschaft, als Verkehr, Handel und Aufschwung, Fortschritt oder wie alles heißt, was begehrenswert erscheint." — Oder: „Das Beste, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist." — Das könnte auch von Goethe sein.

27. April. Abends nach Brixen. Hinter dem Tunnel bei Sonnenburg überhauchte mich plötzlich eine poetische Anwandlung, ich begann zu schreiben und schrieb ohne aufzublicken tief in die Dämmerung

hinein. Unweit der Franzensveste hatte ich den „Studenten“ vollendet.

*

Die moderne Schicksalstragödie setzt eine Laune, eine Caprice der höheren Mächte an die Stelle der ernsten, heiligen Nemesis.

*

10. Juli. Auf einem Obstbaum fanden Knaben ein Finkennest; das Weibchen tot, fast skeletisiert saß es noch auf den Eiern.

*

22. Juli. Montaigne fertig. Verständig und tüchtig. Erinnert an Plutarchs Moralia.

*

Man verurteilt die Allegorie mit Recht und Unrecht. Sie entsprang in vielen Fällen aus dem Bilde und löste sich wohl selbständig ab. Daher bleibt sie ein Äußerliches und als solches frostig. Wie aber, wenn die Allegorie als Vision in die unmittelbare Gegenwart des Lebens tritt oder als Vision behandelt wird? Man denke an die Bibel, den Koran, Dante: die Armut und der heilige Franziskus zeigen, wessen die Allegorie in der Hand eines Dichters fähig ist. Oder an die Irene des Kephisodotis und die Tageszeiten von Michelangelo.

31. Dezember. Weitblick und Weltblick!

1873.

Das Bogner Burgele.

Walburga Schindel, die Tochter des Wirtes von Absam, wurde 1825 geboren. Froh und frei wuchs

sie zwischen den Bäumen des Gartens und auf den blumigen Wiesen des Dorfes neben einer Schwester und drei Brüdern auf. Ihr Oheim, der Kaplan Seb. Ruf, nahm sie einen Sommer mit sich nach Tobadill, wo er als Seelsorger wirkte. Sie erzählte, wie er gelacht, wenn sie auf den Bäumen herumstieg oder im Anger umkugelte, und wie er ihr dann abends wieder allerlei schöne Sachen vorlas.

Nach Hause zurückgekehrt, half sie bei der Bedienung der Gäste. Noch schwebt die anmutige Gestalt vor mir mit den dunklen feurigen Augen und dem feingebogenen Näschen unter der hohen Stirne; leicht und schlank, wie sie im Garten ein Glas vollschenkte, mit dem kleinen kirschroten Mund daran nippte und dann so heiter und nett plauderte. Oder sie pflückte im Garten nebenan ein Sträußchen, das ihr dann ein oder der andere Herr abschwätzte. Mehr erhielt er freilich nicht; keiner wußte, daß sie auch hübsche Verse, meist Ritornellen, dichtete. In ihr Zimmer kam auch nicht jeder; ich war aber ein Vetter, und so erschloß sie mir das Heiligtum.

Tisch und Fensterbretter trugen Blumenstöcke, an der Wand hingen in Rahmen von Goldpapier die Bildchen deutscher Dichter.

Wie manchen schönen Sommerabend bin ich bei ihr in der Geißblattlaube gesessen, und dann kam auch ihre Schwester, und sie spielten mir allerlei kleine Schelmstreiche, die ich wieder vergalt, so daß der Kaplan Ruf nebenan herzlich lachte und wir alle zusammen den Faden des ernsthaften Gespräches verloren.

Ich erinnere mich, wie mir die beiden Mädchen einmal mit Schneeballen auflauerten; ich schlich aber um die Ecke und sprang dazwischen, daß sie die Schürzen fallen ließen und davon stoben, bis sie kichernd die frostroten Gesichtchen durch die Türspalte steckten.

Endlich wagten sie sich hervor und musterten die Bücher, die ich ihnen mitgebracht. In freien Stunden lasen sie gern, Walburga vor allen Goethe; sie sagte öfters: „Wenn ich den lese, komme ich mir gescheiter vor, als ich sonst gewöhnlich bin!" — Damit bezeichnete sie eine Wirkung von ihm sehr gut; der Alte würde mit dem Urteil zufrieden gewesen sein.

Im Sommer 1848 flüchtete die kaiserliche Familie nach Innsbruck. Sie besuchte Absam oft und gern, besonders die Erzherzogin Sophie fand an dem klugen und hübschen Wirtstöchterlein Gefallen. Als die hohen Herrschaften nach Wien zurückgekehrt waren, kam plötzlich ein Brief mit dem kaiserlichen Haussiegel und der Adresse an die Bognerwirtin. Von da an wechselten die Erzherzogin und Burgele Briefe, und die Großen und Fürnehmen zu Innsbruck wollten gar nicht begreifen, daß sich die mächtige Fürstin so weit herablassen könne. Es war aber so!

Walburga vermählte sich 1856 mit einem Geometer und starb 1872 am 30. April zu Kremnitz.

Nun ruht sie in fremder Erde, fern den Alpen, zu deren Spitzen sie oft das leuchtende Auge hob, und keine Blüte von den Rosenstöcken, die sie so sorgfältig gepflegt, fällt auf ihr Grab.

So leg' ich denn voll Wehmut ihre Gedichte darauf nieder; einen kleinen, doch immergrünen Kranz!

Nach Absam komme ich nur noch selten. Dort stehen noch im Garten die alten Bäume, wenn auch zum Teil morsch, wo ich so manche heitere Stunde verlebt; es wandeln hier aber nur noch die Schatten der Vergangenheit, ein neues fremdes Geschlecht waltet hier, wir sind verschollen — bis auf die Namen! O quam cito sunt omnia transitura et nos cum illis!

Ritornellen.

Es rief ins Leben
Dein Wunsch die kleinen Blumenritornellen,
Drum will ich auch dem Blumenfreund sie geben.

Ritornelle!
Du bist ein Tropfen Tau am Frühlingsmorgen,
Darin das Herz sich spiegelt licht und helle.

Kleine Anemone,
Du siehst, daß ich die Nachbarblumen pflücke
Und scheinst zu flehen leise: O verschone!

Duftendes Veilchen!
Was schmiegest du so schüchtern dich am Boden,
Da du vom Frühling ein so holdes Teilchen?

Schelmische Narcisse!
Die kleine winkt verstohlen stets herüber,
Als ob sie etwas mich zu necken wisse.

Maienglöcklein!
Kaum weht ein Lüftchen frühlingswarm und leise,
Entringst du dich schon perlengleich dem Stöcklein

Wilde Reben,
Der Frühling will aus euren dunklen Zweigen
Ein grünes Zelt verborgner Liebe weben.

Tautropfen klare!
Ihr müßt die Blume nicht zu Boden drücken,
Daß, kaum erblüht, die Arme Schmerz erfahre.

Arme Verbene!
Der Himmel, scheint es, hat dich ganz vergessen:
Ich will betauen dich mit einer Träne.

Ihr Tulpenkelche!
Warum so stolz? Es giebt noch schön're Blüten!
Da fragt ihr spottend: „Nun, so künd' uns, welche?"

Lilie, du reine!
Die Blumen schauten, als du dich erschlossen,
Ob nicht ein Engel aus dem Kelch erscheine.

Cyane blaue!
Die Ähren, klagst du, halten mich gefangen,
Daß ich von fern den Himmel nur erschaue.

Sag', dunkle Rose,
Bist ob dem Schmetterling so tief errötet,
Weil einen Kuß dir hat geraubt der Lose?

Aglei, du bunter!
Du scheinst den Wellen leise nachzuträumen,
Die sich dort flüchten in das Tal hinunter.

Dunkle Wicke!
Du ahnest nichts von deiner süßen Schönheit,
Sonst würdest heben du die scheuen Blicke.

Brennende Liebe!
O sag', warum zu Blumen du geflüchtet?
„Weil mir bei euch kaum mehr ein Plätzchen bliebe."

Blauer Flieder!
Ist's dir zu einsam auf den hohen Zweigen,
Daß du dich senkst so tief im Garten nieder?

Schlanke Mimose!
Ein leis Berühren macht dich schon erbeben,
Kennst du die Welt so gut, die schonungslose?

Epheugewinde!
Zum Wipfel, sagst du, will hinauf ich streben,
Daß ich vielleicht das Ziel der Sehnsucht finde.

Mohnblume reiche!
Das braune Bienchen, das von dir gekostet,
Erstaunet, daß es Schlummer schon beschleiche.

Moosgewinde zartes!
Als grünes Netz schlingst du dich um die Steine,
So wie die Hoffnung um ein Los ein hartes.

Wie sich erheben
Die Blumen leuchtend in der Sonne Strahlen, —
O hätt' so lichte Stunden auch das Leben!

Lied.

Ein Herz, das einst so treu mir schlug
Das trug man mir zu Grabe,
Ein holdes Lied, das er mir schrieb,
War seine letzte Gabe.

Und ist nun auch das Blatt vergilbt,
Die Schrift kaum mehr zu deuten,
Liebt ihn doch noch mein Herz so heiß,
Wie einst in alten Zeiten.

*

Über Josef Streiter kann ich mich kurz fassen, gab er doch in Wurzbachs biographischem Lexikon und in der Münchener Allgemeinen Zeitung eine ausführliche

Selbstbiographie, welche die Erben nach seinem Tode abschlossen. Mit der Richtigstellung der Tatsachen beschäftigte sich niemand, trotz seinem übermäßigen Selbstbewußtsein war er bald vergessen. Nun wird Professor Dr. Josef Wackernell nach den vorliegenden Quellen den Stoff gründlich behandeln: er läßt sich von Beda Weber nicht trennen.

Streiter war ein gebildeter Mann, viel beschäftigte er sich mit englischer Litteratur, auch mancher gute Kupferstich fand Platz in seinem Zimmer. Seine Bildung zu vervollständigen unternahm er auch Reisen, er lernte Grillparzer und Tieck kennen.

Er widmete sich der Advokatur; als 1837 ein Posten zu Cavalese frei wurde, zog er mit einer geliebten jungen Frau hin. Sie starb mit Hinterlassung von sechs Kindern, und nun verfiel er unklarer Schwärmerei, stundenlang kniete er im Refektorium des Franziskanerklosters. Ihrem Andenken widmete er das Mysterium „Himmel und Erde“ im Stile Byrons. Nach Jahren heiratete er seine Haushälterin, das Kapeller Nannele, behandelte sie aber nicht sehr liebevoll.

Als Dichter nahm er keinen hohen Rang ein; vielleicht mag man die Erzählung: „Der Einsiedler“ nennen.

Über seine politische Tätigkeit mögen andere urteilen; die Stadt Bozen verdankt ihrem Bürgermeister die Ordnung der Finanzen; die Franziskaner rühmten, daß er für die Bedürfnisse der Schule stets eine offene Hand hatte. Politisch gehörte er zu den Altliberalen und hatte als solcher kein Verständnis, kein Gefühl für die Bedürfnisse des Volkes, wie denn auch mir der

Sinn dafür anfangs verschlossen war. Bei dem Geschlecht, welches auf das große Jahr 1809 folgte, wirkte die Erbitterung, die Enttäuschung nach, welche die Früchte der großen Taten verkümmerten.

Das Jahr 1870 begrüßte er mit Jubel; in den großen Sammelwerken von Lipperheide begegnen wir ihm öfters.

Mit Schuler und Beda Weber trat er nicht blos in einen Gegensatz, sondern in bittere unversöhnliche Feindschaft; dieser foderte ihn auf Pistolen, Streiter handelte jedoch stets nach dem Grundsatze, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei. Ich selber sah, wie er zu Bozen in einer engen Gasse vor einem Manne, den er beleidigt hatte, kehrt machte und schleunigst davonlief. Schuler, Weber und andere haben von seinem Charakter stets gering gedacht, jener bezeichnete ihn geradezu als bubenhaft und verlogen.

Es war ein hämischer, gehässiger Zug an ihm, unbesehen und ohne Kritik trug er allen Kehricht zusammen und ließ ihn drucken. Die Leute auf diese Weise zu ärgern, machte ihm Spaß, wenn er auch nicht viel Beachtung fand. Wir überlassen das Einzelne Wackernell. Ich kümmerte mich gar nicht um ihn; als er jedoch das Andenken des toten Schuler schmählich verunglimpfte, wurde ich zornig und züchtigte ihn im Tirolerboten so kräftig, daß er sich mehrere Tage in Bozen nicht auszugehen getraute.

Später glaubte ich, ich habe ihm zu viel gethan; seit ich jedoch seinen Briefwechsel kenne, würde ich keine Silbe streichen.

Er war ein kleines, feuriges Männchen, sein schneeweißes Haar — Freunde sagten scherzweise, er trage Zündhölzchen auf dem Kopf — ließ die hohe Stirn frei, die blauen Augen blitzten, das Geberdenspiel war lebhaft.

Mag er in Frieden ruhen, so wie so darf ihn sein Land nicht vergessen.

*

Mai. Die historischen Dramen Shakespeares. Die Klagescenen von Richard III. legen fast die Vermutung nahe, der Dichter habe einiges von den griechischen Tragikern gekannt.

*

Keine Periode drückt den vollen Gehalt der Menschheit in idealer Form aus; das sollte der Dichter, er scheitert jedoch meist am Vordersatz, weil er eben ein Kind seiner Zeit ist.

*

27. November. Man überwindet künstlerisch nur, was man bereits sittlich überwunden.

*

Das Jahr gab wenig Ausbeute. Mit Adolf untersuchte ich die Brandstätten aus der Bronzezeit bei Ampaß. Diese Funde und die Antikalien des Ferdinandeum wurden von mir später in der Zeitschrift desselben beschrieben.

1874.

8. Jänner. Dantes Hölle fertig. Endlich der übermächtigen Persönlichkeit des Dichters gegenüber auf einem freien Standpunkte; ich vermag der Wucht des Stoffes, der mit visionärer Gewalt auf uns eindringt, das Gleichgewicht zu halten. Er wirkt unmittelbar sogar mehr durch diese, als durch jenen, der uns nicht menschliche Schicksale, sondern das Schicksal der Menschheit durch ihn und vor ihm faktisch und symbolisch darstellt. Dante ist der größte Epiker des Mittelalters, weil er damals nicht der größte Dramatiker werden konnte. Sein Genius weist darauf hin, er wäre es geworden, und man kann dabei an eine Stelle im Symposion Platos denken.

3. Februar. Platos Symposion. Meisterhafte Komposition. Wem individuelle Charakteristik bei den alten Dramatikern abgeht, der suche sie in den Dialogen Platos.

*

Nicht blos geistig erlebt, sondern auch innerlich angeschaut!

*

Kosmopolitisch? Nun ja, das paßt für jene Völker, die kein Recht haben, sich ihrer selbst zu freuen. Kein Volk, das etwas zu bedeuten hatte, war kosmopolitisch. Du kannst so wenig Kosmopolit sein, als im Weltraum wohnen.

31. Dezember. Die ἑπτα von Äschylos. Wie Vers 630, wo der Bote Polynikes ankündet, die höchste Tragik, alles groß, die Ironie des Chores

schauerlich, die rhythmische und musikalische Gliederung des Ganzen wahrhaft bewunderswert. Der Reim Nr. 961:

Ant. *δορὶ δ᾽ ἐκάνες.*
Irm. *δορὶ δ᾽ ἐδάνες.*

*

An Hermann Schmid!

Ja, was ist das mit Dir? Vergebens ließest Du Dich erwarten, und jetzt kommst Du wohl auch nicht vor September, denn wer mag sich im August nach Brixen ziehen, um dort herumzukrefeln und zu arbeiten im Schweiße der Augustsonne.

Am 10. habe ich am Schlern die furchtbarste Todesgefahr überstanden. Ein schmaler Pfad war abgebrochen, ich wollte vorwärts und geriet auf einen etwa zwei faustgroßen Steinkopf, unter mir, mehrere tausend Fuß hoch, die glatte Wand des Abgrundes. Ein entschlossener Sprung brachte mich über den Schrund in Sicherheit. Ich habe nicht das erste Mal dem Tod ins Auge geschaut, da bin ich ruhig, kalt, fast leichtsinnig, aber hab' ich es überstanden, kommt hintennach die Angst und das Grauen, und ich male mir all die schrecklichen „Wenn"! Fast eine Woche verfolgte mich das, was ich erlebt, und ich darf den Rest der Tage, der mir noch bleibt, als Geschenk betrachten, das nach Kräften gut zu verwenden ich den Vorsatz gefaßt habe.

Nächstens gehe ich in die Pertisau und werde dort die Jöcher abklopfen.

Am Montag früh fuhr ich um 3½ auf den Brenner, von dort fünf Viertelstunden auf der Straße gelaufen, dann gestiegen zum Gipfel des Hühnerspiel,

8500 Fuß hoch, dort eine Viertelstunde gerastet, dann schnell bergab, um den Zug nicht zu versäumen, um drei Uhr in den Waggon gestiegen, um 5 Uhr zu Innsbruck am Mittagstisch.

Ich gebe diesen Brief unter Recepisse, weil Du „dermalen unbewußt wo?" Bist vielleicht auf dem Land? Du schreibst mir wohl aus dem Schatten eines Baumes etliche Zeilen?

Gruß an Frau und Kind.

Innsbruck, 29. Juli 1874.

1875.

Wenn man von Dante in Bezug auf das Altertum reden will, so muß man nicht auf Homer, sondern auf die Tragiker schauen.

*

Sophokles! Goethes Iphigenie hat mit Philoktet das gleiche ethische Motiv. Auch jene Scene, wo Iphigenie den Tod der besten Achaier erfährt, erinnert an gleichartiges in dem griechischen Drama.

*

Wahrhaft produktiv wird man durch die Freude an den Dingen.

*

Ἐκκλησιάζουσαι von Aristophanes. Komposition und Charakteristik trefflich. Die Schilderung des Kommunismus und der Weibergemeinschaft ein drastischer Beweis, daß es unter der Sonne nichts neues gibt.

*

Du behängst Dich mit Kenntnissen aller Art, wie der Wilde mit Muscheln, Federn und Früchten? Jene haben nur dann einen Wert, wenn sie Dir als Nahrung in das Blut übergingen und von hier in den Arm — das Werkzeug, welches unmittelbar der Welt gibt und von ihr nimmt.

*

Manche Dogmen möchte man für theologische Hypothesen halten, die als Tatsachen erklärt wurden.

*

31. Dezember. Innigste und innerste Gewißheit, Anschauung von Wesen zu Wesen.

1876.

Keine Individualität erfüllt die Gattung, aber auch die höchste muß in die Gattung fallen.

*

6. August. Auf das Stanerjoch. Beim Rückweg über den Hirschsteig überraschte mich an sehr gefährlicher Stelle ein Sturm, riß mir den Hut ab und trug ihn in einen Tobel, so daß er meinen Augen entschwand. Bloßen Kopfes mußte ich unter dem heftigsten Regen nach Hause.

*

18. November. Gegen 6 Uhr abends auf dem Rennplatz Fra Serafico angefangen.

*

Hebbel mußte in späteren Jahren nachholen, was

er in der Jugend nicht lernen konnte. Gerade da sieht man jedoch den unschätzbaren Wert der Schule, deren Zucht sich durch nichts ersetzen läßt, so wie auch kein Maß der Körperkraft die Gymnastik ersetzt.

*

Euripides Jon. Künstlerisch und technisch ein Meisterwerk, mit Recht als Intriguenstück bezeichnet. Ethisch durch und durch unsittlich. Apollo erscheint nicht als ein Gott, sondern als ein Lump. Auf dieses Stück konnten sich die Christen gegen das Heidentum berufen.

*

Emil Kuh starb am 30. Dezember. Das Verhältnis mit ihm wäre nur fortzuführen gewesen, wenn wir uns endlich gründlich auseinandergesetzt hätten. Das hat uns der Tod erspart.

1877.

17. Februar. Unsere meisten Lyriker sind nur Dichter, so lang die Jugend für sie dichtet, daher auch ihre Werke nur für Jünglinge und Frauen. Dann treiben sie die Poesie als Handwerk; sie kommen mir vor wie die alten Böcke, die nur noch stinken, aber nicht mehr zeugen.

*

18. Februar. Wissen und Bildung stehen nicht immer im geraden Verhältnisse.

*

Wir müssen es beklagen, daß die Neuschöpfung der deutschen Litteratur nicht vom Volke oder vom Volke mit den Gelehrten begann, sondern von den Gelehrten allein, und zwar im protestantischen Norden und nicht zugleich im Süden. Der sogenannte protestantische Geist ist trotz aller Schärfe nicht immer die zureichende Wurzel des Grundes für eine große Kunst.

*

24. Februar. Alle große Kunst geht aus dem Glauben an den Glauben.

*

Metternich! Die Zukunft wird ihm kein Denkmal errichten, aber bereits die Gegenwart rechtfertigt manches, was er gesagt, getan, geplant.

*

Marino. La strage degli innocenti. Wer liest noch dieses hochberühmte in alle Sprachen übersetzte Werk? Akademisch, ohne Originalität, aber ganz in und aus seiner Zeit mit allen ihren Fehlern und Vorzügen: Est pictura poesis! Es hängt mit den bildenden Künsten zusammen, bei den Bologneser Malern sind seine Typen zu suchen; es beweist eben, daß die Poesie nicht Malerei sein soll. Einzelne treffliche Strophen z. B. 13 III, 93 IV. Überall entschiedenes Talent, das kann und das tut, weil es kann. Wie glatt ist neben dem Originale die Übersetzung Brockes.

*

Am 31. Mai. Heut' gegen Morgen träumte mir: Ich stehe auf einem Hügel zwischen Lorbeerbäumen

und Cypressen und blickte auf eine freie Landschaft, etwa wie in der Gegend bei Florenz. Da trat plötzlich Dante zu mir. Er trug das karminrote Kleid, wie es Giotto malte; sein Antlitz glich ganz der bekannten Totenmaske, doch war es ruhig und heiter. Wir sprachen über die tiefsten und höchsten Dinge, manches habe ich später in kurzen Sätzen ausgeprägt und niedergelegt. Dabei empfand ich eine Freude wie nie im Leben. Er verschwand, als ein Herr, den ich nicht kannte, in moderner Tracht emporstieg. Dieser fragte mich: „Mit wem haben Sie gesprochen?" — „Mit Dante!" — Er lächelte spöttisch: „Wie ist das möglich? Der starb ja schon 1321 zu Ravenna!" — Ich erwiderte: „Haben Sie nicht gesehen, daß er lebt? Ja, er lebt in der Ewigkeit!" — Ich erwachte.

*

18. November. Abschätzig und abschwätzig.

*

20. November. Der Realismus! Seine Werke kommen mir manchmal vor wie gewisse Bilder, welche ich in einem Bauernwirtshaus sah. Es waren die Federn toter Vögel, auf einem Blatt Papier neben- und übereinander geklebt, so daß der Vogel zu seinem Konterfei selbst die Farben lieferte. Da zeigt wohl jede Feder die Wahrheit der Natur, aber das Ganze heißt doch nichts, seh' man es nun von dieser oder jener Seite an.

*

26. November. Pindar fertig. VI. Isth. ein

Hauch tiefer Empfindung. Seine ὕβρις ergänzt die des Äschylos. Es ist die Summe der Perserkriege.

*

7. Dezember. Molière. Alles trefflich und poetisch ohne Poesie der Sprache. Wenn man ihn liest, fragt man wohl: Was hätte er auf der Bühne Shakespeares geleistet? Das läßt sich kaum vermuten, wohl aber darf man behaupten, daß Shakespeare auf der Bühne Molières nicht mehr geleistet hätte als dieser.

*

26. Dezember. Einfach und kurz ist zweierlei.

*

31. Dezember. Vergessen und vergessen werden! — Wäre es nicht vielleicht das Beste? Der Lethe gehört zu den tiefsinnigsten Mythen der Alten.

1878.

8. Januar. Der große Stil gibt nur das Notwendige, aber dieses ganz. Die jugendliche Kunst stammelt unbeholfen, aber voll Begeisterung; ihre Innigkeit, ihre Kindlichkeit rührt uns. Der Inhalt überwiegt, bis er sich mit der Form in's Gleichgewicht setzt. Das ist eben der große Stil, über den es keinen Fortschritt gibt. Die spätere Zeit setzt vom Subjektiven zu, sie wird interessant, dann biegt die Willkür der Mode jede einfache Linie und verschnörkelt sie: das Roccoco. An der Ernüchterung, die folgt, geht die Kunst zu Grunde. Dieser Cyklus wiederholt sich gesetz-

mäßig, und alle Litteratur- und Kunstgeschichte fällt in denselben. Wer es erkannt hat — und das geschieht nur in der Periode nach abwärts —, erlebt gewiß wenig Freude; sein Kassandra-Ruf, wenn er ihn überhaupt erheben will, findet taube Ohren oder Spott und Hohn.

*

16. Januar. Der moderne Pessimismus ist im Grunde gar nichts neues: es enthält ihn ja schon die Erbsünde der Bibel, die freilich im höheren Stile den tiefen Riß durch alle Natur andeutet. Dieser ist mit dem geistigen Individuum schlechtweg gegeben, insofern es sich nur als ἕν, aber nicht auch als πᾶν fühlen kann, und gleicht sich nur in der selbstlosen Liebe zum ἓν καὶ πᾶν aus, das ich aber hier nicht pantheistisch fasse. Erinnert euch an jenes ängstliche Bäuerlein, „das nur bei Gott sein wollte, und wär's in der Hölle".

An Al. Brandl.

7. März. Religion? Frankl hat Recht, bei vielen ist sie nur ein Glaube an das Wunder, das ihnen gegen den Naturlauf helfen soll, ein Vertrag mit Gott auf do ut des. Religion ist aber auch Bewußtsein der Harmonie des Individuums mit dem Allwesen und dadurch selbstlose Erlösung aus der Endlichkeit. Der Katechismus sagt: Liebe Gott aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus allen Kräften; aber in solchen kindlichen Sätzen spricht sich die Weisheit tiefer und großer Geister der Scholastik und Mystik aus; doch sagt schon Plato: *Ναρθηκοφόροι μὲν πολλοί, βάκχοι δέ παῦροι.* Augustin würde sagen: „Das ist die Gnade!" Setzen

Sie „Religion" mit Gesellschaft zusammen = „Religionsgesellschaft". So wird die Religion objektiv ein Inhalt von Dogmen, die sich auf jenes Verhältnis von Individuum und Allwesen beziehen; subjektiv das Streben des Individuums, jenes Verhältnis unter der Autorität von Dogmen herzustellen, und mit der Autorität ist auch die Hierarchie gegeben. Sagen wir Kirche: da gleicht keine, die je war und ist, dem Wunderbau der katholischen, und die Zukunft kann die Alternative nur so stellen: entweder geistig frei für Dich, als Einzelner, aber nie nach dem Gesetz der menschlichen Gattung; oder wenn Du Dich diesem Gesetz, welches auf Gesellschaft lautet, nicht zu entziehen wagst: Katholik.

Phantasie? Ich meine, da übersehen unsere Kritiker meist eine haarscharfe Grenze die scheidet und unterscheidet. Es gibt Schriftsteller, die einen gegebenen oder gefundenen Stoff verständig zu gliedern und die Teile auf das reichste zu schmücken verstehen: welcher Glanz, welcher Schmelz, welche Pracht der Farben! Diese Phantasie schafft nichts, sie stellt nur um; ihre Werke beherrschen jedoch den Markt, weil sie der Zeit dient, und darin liegt ihr Wert, denn jede Zeit oder schärfer: das Publikum jeder Zeit hat ein Recht auf ihre Kunst und muß sie haben. Aber auch die Menschheit, das Volk, hat ein Recht, höher als jede Zeit, und durch das Volk und für dieses schafft eine andere Art Phantasie aus dem Leben ins Leben ein Bild göttlicher Urkraft. Diese scheint manchem arm, weil sie sparsam ist wie die Natur, aber auch groß wie die Natur; das letzte Pflänzchen ist mehr als die komplizierteste

Dampfmaschine. Diese Kunst scheint manchem arm, aber aus jedem Wort atmet Seele und jedes Wort führt die Linie weiter, die den Umriß einer Gestalt umschreibt. Nur Dichter dieser Art sind sprachschöpferisch, darum kann man auch dem Herkules eher die Keule als dem Homer einen Vers entreißen.

Jede Kultur hat etwas Kaleidoskopisches; sie zerstückt die Werke des Genius wieder und glaubt dieselben, indem sie die Fetzen nur äußerlich gruppiert, durch den Reflex ihrer Spiegel zu vervielfältigen. Aber nur die Natur hat Unmittelbarkeit, und der Genius ist Natur in höchster Potenz.

Stellen Sie mich nicht auf den Standpunkt Rousseaus. Das größte ist die höchste Kultur und die tiefste Natur in einer Menschenbrust; wer das hat, sieht Geister und bannt sie; er verzehrt sich wie der Phönix in der eigenen Flamme und erzeugt sich in steter Läuterung aus der eigenen Flamme; aber solche sind selten wie der Phönix, und man bringt sie nicht wie Zeisige und Tauben auf den Vogelmarkt.

Fahren wir am Faschingssonntag weiter! Der Tag ist mild und warm. Ich habe beim Sprengerkreuz Krokus und Anemonen gepflückt. Auch Schneeglöckchen. Die finde ich immer bei dem Hof unten auf dem alten Platz, Jahr für Jahr, dazu aber auch Jahr für Jahr auf meinem Kopf mehr graue Haare. Und doch freut mich der Frühling wie einst den Buben und soll mich freuen, bis man mir einst Anemonen und Schneeglöckchen aufs Grab wirft.

*

9. März. Die Deutschen sind nicht farben-, aber meistens formblind.

*

Grenzenlos albern ist jene Dame, die Christus am Ehrgeiz sterben läßt, wie jener sikulische Empedokles, der in den Schlund des Ätna sprang. Warum nicht an der Hysterie beim Theekessel? Fragen Sie doch diese Dame, ob sie jemals das Vaterunser — nicht gebetet —, sondern nur ernstlich gelesen habe? Es scheint nicht; sonst müßte sie ahnen, daß ein Geist, der dieses gemacht, in reiner Klarheit wie ein Stern über den trüben Qualm des Ehrgeizes hinwandeln müßte.

*

Unser ganzes Wissen ist bis jetzt Stückwerk; groß ist nur das Streben nach Wahrheit. Alle Wissenschaft ohne das Kindesauge der Demut wird stets blind bleiben.

*

Den Kindern muß das Märchen, das Wunder die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und das Verhältnis von Ursache und Wirkung ersetzen.

*

Das echte Lernen ist zugleich — Werden!

*

25. September. Die Gedichte von Moritz Schleifer herausgegeben. Ich verweise auf die Vorrede. Mein Briefwechsel mit ihm ist in der Österreichisch-ungarischen Revue abgedruckt.

*

7. Oktober. Den zweiten Teil von Fra Serafico begonnen und am achten vollendet.

*

27. Oktober. Herders „Kritische Wälder" gelesen. Er war eine intuitive Natur und sah als solche vielfach weiter als Lessing, wenn dieser auch klarer sah. Jede Kunst wartet auf die Phantasie, die Beschreibung ist daher dann berechtigt, wenn sie die Phantasie zum Nachschaffen anregt, vorausgesetzt, daß sie auch am richtigen Platze steht, und das ist Sache der Komposition. Die wissenschaftliche Beschreibung, die der Naturforscher, der Kunsthistoriker gibt, wendet sich an den Verstand, und nicht dem bildenden Künstler, sondern dem Prosaiker pfuscht der Dichter in das Handwerk, der die Phantasie nicht zum Nachschaffen anzuregen vermag. Der Maler, der Plastiker gibt den körperlichen Schein eines Gegenstandes; das kann der Dichter nie; daher fordert die Poesie die Mitwirkung des Lesers in einem viel höhern Grade als die bildenden Künste die des Beschauers: es ist die Poesie, weil sie ihren Stoff aus dem Geist erzeugen muß, während jene den Stoff für den Geist liefern, die schwerste Kunst, um so schwerer, weil bei ihr auch nicht das Mittel der Kunst zugleich der Inhalt derselben ist, wie bei der Musik, die man sich trotz der Lessingschen Zeitfolge hüten möge, mit jener parallel zu setzen. Poesie kann nur nebensächlich musikalisch sein; die Macht Platens liegt nicht in seinen Rhythmen, der Wert Bürgers nicht in seiner Melodie. Poesie und Musik kann man insofern zusammenstellen, daß ihre

Mittel nicht wesentlich auf Nachahmung beruhen, wie bei den bildenden Künsten. Weil übrigens die Musik mehr auf das Nacheinander gewiesen ist als die Poesie, so erträgt sie schwerer das Tongemälde als jene die Schilderung. Muß auch das Verständnis einer Kunst für die andere förderlich sein, so sei man doch im Vergleichen vorsichtig, weil das Wirken jeder Kunst eben nur auf ihren Mitteln ruht. Man spricht in der Poesie wohl von einem plastischen, malerischen Stile, ohne daß der Dichter im Grunde genommen auf das Gebiet des Plastikers, des Malers übergreift. Ist sie echt, so gibt sie in dem Falle dem Maler, dem Plastiker Stoff, anstatt von ihm irgend etwas zu borgen.

An L. A. Frankl.

9. November. Hast Du im Litteraturblatt Kuhs Aufsatz über Nietzsche gelesen? Das war ein Mißgriff in den Papierkorb; denn er zeigt alle Schwächen des Verfassers, aber keine guten Eigenschaften desselben. Es ist nicht zufällig, daß Kuh in Hebbel wurzelt; beide sind sich, wenn ich so sagen darf, organisch kongenial. Kuh war nervös in jeder Faser, daher besaß er feines Gefühl für alles, was Stimmung heißt, und vermochte mit dem Mikroskop dem verwickeltsten Faserngeflecht zu folgen; aber er hatte wenig Sinn für einfache Linien und sah den Lichtstrahl nur dann, wenn er im Spektrum gebrochen war. Zu seinen besten Eigenschaften zählt eiserner Fleiß und ehrliche Wahrheitsliebe; sein Urteil war selbst in den Fällen, wo er recht hatte, so subjektiv, daß es fast den Schein der Berechtigung verlor. Ich habe jahrelang mit ihm verkehrt und stets sein Talent

geschätzt, aber auch seine Einseitigkeit erkannt; dagegen dämmerte ihm erst in der letzten Zeit eine Ahnung meines Wesens, und es war nicht meine Sache, ihn darüber aufzuklären.

*

23. November. Byrons Poesie gemahnt mich wie Aeolsharfe im Wettersturm.

*

1. Dezember. In der Franziskanerkirche zu Ehren der Tirolerhelden von 1809 das Requiem von Mozart. Das gehört in diese trüben Tage des Spätherbstes, welche in den Winter hinüberleiten. Es hat mich tief ergriffen und klang nachts in einem komischen Traum nach. Ich stieg nach meiner Art im öden, wüsten Hochgebirg herum. Zwischen Steinblöcken und Felstrümmern kam ich an einen Schrofen, durch den ein weiter Spalt in den tiefen Abgrund führte, dessen Wände unten im Widerschein wie Feuer leuchteten. Über dem Eingange saß ein Teufel; braun, muskulös, borstig, mit zwei kleinen Hörnern, wie sie Cornelius zu malen pflegte. Ich blieb auf den Bergstock gestützt stehen und fragte ihn unbefangen: „Was tust du denn da?" — „Ich bin der Torwart," erwiderte er und zeigte mit den Krallen in den Felsenschlund, aus welchem verworrene Stimmen emporDrangen. „Da drunten ist eine Hölle, da hören jetzt Naturforscher eine Vorlesung über die Unsterblichkeit der Seele!"

An Al. Brandl.

15. Dezember. Lesen Sie doch die „Konfessionen

des heiligen Augustin. Sie können darin auch Ästhetisches finden. So im 2. Kap des 3. Buches einen kleinen Beitrag zur Furcht- und Mitleidstheorie des Aristoteles oder Lessing. Eine andere Stelle setze ich Ihnen für Scherer bei, sie kann als Parallele zum 2. Teil Faust dienen:

„Dorsum enim habebam ad lumen, et ad ea, quae illuminantur, faciem, unde ipsa facies mea, qua illuminata cernebant, non illuminabatur.“

Faust wendet sich zur Schöpfung als dem Abglanz des Ewigen, weil er dessen Lichtfülle nicht erträgt, Augustinus von der Schöpfung zu Gott als dem ewigen Licht der Seelen.

Ich habe, um auch Ihnen devotest mit deutscher Litteratur aufzuwarten, wieder Bürgers Gedichte und dann die Rezension Schillers gelesen. Hier ist jedes Wort — abgesehen von der nicht zu läugnenden persönlichen Gehässigkeit—Gold und doch jedes Wort verfehlt. Was Schiller über Lyrik im allgemeinen sagt, paßt nicht auf die Gattung, sondern nur auf eine Art: die Lyrik Fr. Schillers. Keine Spur von einer Erkenntnis des Individuellen! Das hätte Goethe anders angepackt, und in diesem Falle sieht man den Unterschied von Spekulation und Intuition. Doch das wissen Sie alles besser; Sie sitzen in Berlin, wo auf den Föhren, welche die kastalische Spree wässert, die Frucht der Erkenntnis reift und Ihnen munter von oben in den Mund fallen muß.

16. Dezember. Nachts lang nicht eingeschlafen. Nachgedacht über alles, was ich von Jugend an besessen und noch besitze. Nach bestem Wissen und Gewissen klebt

an meinen Fingern kein ungerechtes Gut, und so mög' es auch in Zukunft sein.

*

Augustinus sagt in den Konfessionen:

„Quid ergo est pulchrum et quid pulchrius? Et animadvertebam et videbam in ipsis corporibus aliud esse, quasi totum et ideo pulchrum; aliud autem, quod ideo deceret, quoniam apte accomodaretur alicui, sicut pars corporis ad universum suum aut calceamenta ad pedes et similia. Et ista consideratio scaturivit in animo meo ex intimo corde meo et scripsi libros de pulchro et apto."

„Pulchrum, quod per se ipsum, aptum autem, quod ad aliquid accomodatum deceret, — definiebam et distinguebam et exemplis corporeis adstruebam."

Das erinnert an den berühmten Selbstzweck der modernen Ästhetiker und ist dennoch von ihm scharf unterschieden und in vollem Umfange wahr, während jenes gar sehr der Einschränkung bedarf.

*

31. Dezember. Abends die Konfessionen S. Augustins vollendet. Die ganze Weltanschauung, die bisher die Menschheit beherrschte, auf den Kopf gestellt: wie wenig Zeit liegt zwischen ihm und den römischen Klassikern. Da kann man sagen:

Et verso abitur facies terrae!

In diesem Monate Fra Serafico und die Epigramme zu Litteratur und Kunst an Schumacher übergeben. Er

druckt je 500 Exemplare. Honorar beanspruchte ich keines.

1879.

5. Jänner. Die tirolische Novelle „Anderl und Resei“ in Schnadahüpfeln fertig.

*

Das Sentimentale zeigt stets ein quantitatives Mißverhältnis zwischen dem Grade der Empfindung einerseits und dem Gegenstand, der sie hervorruft, sowie der Person, welche empfindet, anderseits. Es neigt zum Traurigen ohne Tiefe des Schmerzes und steigert das Unbedeutende über sich hinaus.

*

20. April. Gestern abends hörte ich im Vorbeigehen einen Soldaten: „Glaube mir, ich wäre glücklich, wenn ich einen gewissen Menschen nicht kennen gelernt hätte, und der — bin ich!“

*

3. Juli 79. An Al. Brandl. Sie flacken wohl im Schatten einer Praterpappel, das ehrwürdige und gelahrte Haupt auf den Schoß einer schönen Wienerin geneigt, und lugen träumerisch ins Blaue; ich hämmere auf den Jöchern und dann lege ich mich in die schwellenden Polster der Azalea, während mir der Wind den Duft von tausend Alpenkräutern zuträgt.

In einer solchen Stellung habe ich erwogen, wie tiefsinnig und genial die Ansicht sei, Fra Serafico be-

dürfe einer Fortsetzung. Wenn sie jemand in Verse bringen will — hier ist sie.

Der Bandit, der mich nach Prachia begleitete, hat ein schönes Töchterlein von 14 Jahren, schwellend und aufquellend wie eine Granatblüte. Sie geht bei Serafico beichten und vertraut ihm die Beklemmnisse ihres jungfräulichen Busens. Als Arzt weiß er, daß diese aus einem „gewissen Punkt zu kurieren" sind; auch er hat solche Beklemmnisse; kurz und gut, sie verlieben sich, und die Sache wäre gewiß viel lustiger, wenn sie Boccacio erzählen täte. Nun kommt das Elend; er ist arm, weil er sein Gut verschenkt hat. Zum Glück stirbt eine Tante — vielleicht in Hall —, die, klüger als er, voraussah, daß es „im Menschenleben Momente gibt", und ihn daher zum Erben einsetzte. Aber wie aus der Kutte schliefen? Zur Abwehr seiner Gewissensskrupel verschreibt er sich aus Berlin die Werke der neuesten Fortschrittsevangelisten: Häckel, Hartmann, Vogt. Getröstet brennt er mit seiner Emerentia nach Wien durch, erklärt sich für konfessionslos und jetzt kann's brechen. Da hört er zufällig bei der Redaktion des Literaturblattes, daß der Odilo von Redwitz als Irrenarzt an der Tuberkulose gestorben sei; er tritt an seine Stelle und hat nun zur Frau das Amt. Weil diese bald entbinden wird, so können Ihre liebenswürdigen Freundinnen, wenn's nicht etwa Jüdinnen sind, bei den zu erwartenden Drillingen Gevatter stehen. Noch ist's aber nicht aus. Frau Emerentia ist, wie die meisten edlen Frauen, eigensinnig und eine Keiferin; da beschloß Serafico, nachdem er Witwer geworden, wieder in die Klause zurückzukehren

und ließ fragen, ob man ihn dann, nachdem er auch das Maturitätsexamen der Ehe bestanden, als reif für die Einsiedelei erklären wolle.

Sind Sie zufrieden?

Neues nichts. Ich hab wieder ein Bündel Manuskript vernichtet und fühle mich dadurch sehr erleichtert.

Man hat mich zum Rektor gewählt; ich habe abgelehnt.

Am 8. Juli geh' ich wahrscheinlich auf eine Woche an den Garda und besteige den Monte Baldo.

Am 17. Juli beabsichtigte ich ins Achental zu ziehen und werde für Sie, wenn Sie anrücken, Barsche fangen.

Heut sind die Berge tief angeschneit.

Heyse's „Madonna in Ölwald" hab' ich auf dem Tisch, Sie sollen dran naschen, wenn's der Thomas von Erceldoune erlaubt. Verlieren Sie sich nicht mehr in so dürres Gestrüpp. Die Madonna ist eine schalkhafte Novelle in Reimen, wie Byron keine bizarreren zu Strophen verflocht, und soll Ihnen gut tun.

*

4. September. Sechzig Jahre. Zur Stunde meiner Geburt stieg ich in der Sonnenhitze am Kasbach empor. Ich habe diesen Tag mit stiller Einkehr in mich gefeiert; niemand dachte daran, ich sagte auch niemand ein Wort, auch nicht meinen Angehörigen.

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Der ist gar bald allein!"

*

29. Dezember. Dem Aberglauben liegt die Ahnung eines Inkommensurablen in Natur und Menschenschicksal zu Grunde, und weil man dieses nicht versteht,

sucht man es als ein Unvernünftiges durch unvernünftige Mittel zu beschwören.

31. Dezember. Das ist's! Im Alter vernarben die Wunden nicht mehr, sie eitern und fressen nach innen.

L. H. A.!

Ihren Brief habe ich mit allen Katzen erhalten und könnte Ihnen als Gegengabe nur ein braunes Miezchen bieten, das in unserem Hause umläuft. Ihre Kater haben Sie wohl vergessen mitzuzählen.

Auf unserem ernsten katholischen Friedhof ist die ital. Plastik eingezogen und hat auf ein Grab ein Fräulein gesetzt, welches weder die Morgentoilette noch die Frisur geordnet hat. Es trauert — wahrscheinlich um die verlorene Jungfrauschaft; ein Bauernbursch meinte: „Dürft' ich sie aufklauben und zu mir ins Bett tragen!" — Übrigens schadet es nichts; unser Friedhof wimmelt von langweiligen Christussen, welche die Hand aufheben wie Gymnasiasten: Peto facultatem exeundi!

Wir haben die prot. Kirche eingeweiht und ich tapfer „ein veste Burg" mitgesungen. So schließt eine mehr als dreihundertjährige Geschichte ab; erst feuriger Glauben fast des ganzen Volkes, dann Henkerbeil, Folter und Scheiterhaufen unter den Habsburgern, vor vierzig Jahren die Vertreibung der Zillertaler; jetzt Glockenklang und Paukenschall und ein Hoch auf S. Majestät den Kaiser Franz Josef.

Alles menschliche ist Stückwerk; so rückt auch dieser Brief stückweise vom Fleck, weil eben Ihre Karte als Vorspann gekommen ist. Sie sitzen im Mittelpunkt

der großen Weltfabrik; das mag interessant sein, noch interessanter jedoch: im Mittelpunkte einer Weltmacht. Da muß man die Augen weit auftun; Sie besuchen wohl hier und da Meetings und Parlament und horchen dem Sausen am Webstuhl der Zeit? — Preußen ist nun eine Großmacht; Österreich? — da gehts wieder kopfüber, und weil man, dank dem deutschen Bündnis, von außen nichts zu fürchten hat, wirft man wieder den lieben Slaven Kußhändchen. Vor einem halben Jahr mochte man glauben, der Karren werde mit etwas Schwanken langsam vorwärts schaukeln, jetzt ist neuerdings alles in Frage. Da hätt' ich auf die silberne Hochzeit des Kaisers mein Festgedicht nicht gemacht, oder vielmehr: was ich davon drucken ließ, nicht drucken lassen; was nicht gedruckt ist — nun da konnte man vielleicht erfahren, daß der Pichler von 1879 den Pichler von 1848 nicht ganz vergessen hat.

Lipperheide hat mich angegangen: ich solle ihm wieder was schreiben. — Was ich jedoch schreibe, kann er nicht gebrauchen, weil ich schreibe, wie ich will, und dabei mich nach niemand richte. Ich weiß, was das Publikum möchte, aber ich tus nicht: man soll ihm ein Korn Poesie, oder was so aussieht, breitschlagen zu einer dünnen Haut, mit der es dann den dicken Dreckhaufen seiner Trivialität vergoldet.

Ich lese jetzt wieder Tacitus; er schreibt nicht als Politiker, nicht als Staatsmann, aber als tiefer Kenner der Menschen. Ein geognostischer Aufsatz klebt noch an meinen Fingern; ich hoffe ihn aber im Laufe dieser Woche flott zu machen. Dann soll jedoch die Feder neben dem Tintengeschirr liegen bleiben; ich will in

meinem Studierzimmer an der Universität, wo mir über das Dach ein Stern hell in das Fenster scheint, ungestört bummeln.

Ab und zu habe ich auch in Eckermann geblättert. Es mag größere Dichter geben als Goethe, wohl zumeist darum, weil sie aus einer andern Zeit und einem andern Volke wuchsen; aber sein Haupt reicht in den reinsten Äther und die Wurzeln senkt er in die heiligen Quellen der Erde. Eine Stelle wurde mir besonders wichtig. „Der Verstand reicht zur Gottheit nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft erheben zu können, um an jene zu rühren, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält und die von ihr ausgehen."

Die Geschichte mit meinem Festgedicht ist nun auch abgeschlossen, und ich will sie Ihrem schwarzgelben Herzen nicht vorenthalten. Bereits am 25. Januar fragte mich der Redakteur der „Abendpost", ob ich nicht zur silbernen Hochzeit ein Gedicht machen wolle? Ich solle angeben, was ich dafür verlange? Ich sagte zu, da ich gerade bei Stimmung sei, jedoch mit dem Bemerken, daß ich keine servile Sauschwanzerei liefere. Das habe ich gehalten: an die verlorenen Kriege zu erinnern, ist gewiß nicht hofmäßig, und wenn ich unter dem Symbol des Kaiseraars die Aufgabe Österreichs hinstellte, kann man das wohl nicht als Lobgesang für bereits geleistete Völkerbeglückung auffassen. Die „Sinne" am Schluß des Gedichtes sind eben auch nicht veröffentlicht. Nun konnte man mir, nachdem das Gedicht abgedruckt war, höflich danken, wie es sich jedenfalls schickte, und die Sache wäre auch so abgetan ge-

wesen; wollte man mir jedoch Honorar geben, so mußte es ein anständiges sein, nicht 15 fl.! Ich habe diese 15 fl. stillschweigend eingesteckt, sie zu behalten jedoch nicht versprochen. Nun werde ich sie der Administration zurückschicken, mit dem Ersuchen, sie am Beginn der Fasten an die Dienstboten der K. K. „Wienerzeitung" für einen Häringssalat zu verteilen. Die Lektion war mir übrigens gesund; wenn man sich noch einmal an mich wenden sollte, habe ich mir den Knittel hinter die Türe gesteckt.

In der Wehrfrage hat wieder einmal der verschmitzte Absolutismus die konstitutionelle Maske gelüftet; die Aprilfeier war zu ermunternd! Österreich wird nur vom Gesichtspunkte einer dynastischen Politik regiert, mit allen Kniffen derselben, die man als Erbweisheit bezeichnet und welche wenigstens in neuester Zeit nie was Positives zu schaffen vermochte.

Auch diese Zeit wird ihren Geschichtsschreiber finden, für einen Tacitus sind freilich die Personen und die Verhältnisse zu klein: Herr Walter Rogge wenigstens kann nicht dafür gelten. Dieser Grazer Professor zettelt an einer Geschichte Österreichs, wie Penelope an dem Gewand, in der er jedoch die Protagonisten und ihre unmittelbaren Werkzeuge nicht zu schildern wagt, obwohl alle Fäden der Regierung vor einer Tür zusammenlaufen, wo Minister und Reichsrat vor der Tür viel Lärm um nichts machen. Solche Zustände sind nur bei der gemütlichen Charakterlosigkeit der Deutsch-Österreicher möglich, die sich wohl noch zu dem Sattel der Magyaren das Joch der Slaven aufbuckeln lassen. Freilich spielt dann das deutsche Reich herein; dieses

kann Böhmen, die beherrschende Hochburg Central-Europas, nur entweder einem schwachen oder treu verbündeten Staat belassen und in keinem Falle die Tschechisierung ruhig mit ansehen. Wozu soll ich Sie aber mit sochen Dingen plagen? Christmaß rückt an, und mög' Ihnen das Kindel neben den Pudding einen Zelten legen. Ihre starken Zähne werden durch den harten Teig schon auf das Süße durchbeißen.

Viel Schnee, grimmige Kälte, am 14. —21 Gr. R.; auch nach Süden kann man nicht flüchten; zu Riva Schnee und —6 Gr. Kälte! Genießen Sie die Milde des englischen Winters; für Weihnachten wäre noch ein Ausflug zur Kathedrale von York oder dem Schlosse Kenilworth angezeigt. Möchte das alles auch sehen, Shakespeare und Walter Scott zu lieb.

Seit einigen Tagen zieht in der Höhe der Scirocco; bereits ist der Falkner am Rumerjoch sichtbar, leider bleibt es aber im Tale kalt, und wir mögen noch lange auf blühenden Heiderich warten.

Bestens grüßend

Ihr P.

Innsbruck, d. 19. Dezember 1879.

1880.

18. April. Abends an der Innbrücke. Durch die Dämmerung schimmerte die Lampe vom Sprengerkreuz. Da hauchte es mich plötzlich an, und die Gestalt des ewigen Juden tauchte auf. Ich begann allsogleich

in das Tagebuch zu schreiben und vollendete das Gedicht am nächsten Morgen.

*

26. April. Zu Ampaß sagte mir der Jägerwirt: „Ich habe lange keine Heimat gehabt; unser Herr hat dreißig Jahre gebraucht, um heim zu finden, jetzt ist er aber gut aufgehoben."

*

10. Juni. Das Tragische liegt oft darin: daß die Wirkung nicht der vorausgesetzten Ursache entspricht.

*

Innsbruck, 9. Juli 1880.

L. H. A.!

Ich habe das Buch von K. Mayer: „L. Uhland" durchgeschaut. Man erfährt daraus nicht viel. Doch möchte ich für Sie eine Äußerung J. Pauls beisetzen: „Man treffe unter den Deutschen mehr Gutmütigkeit als Rechtlichkeit." Merken Sie sich's für später.

Allerdings muß jede Religion, welche sich aus den Tiefen des Gemütes nach außen stellt und dadurch nach einem notwendigen Gesetze objektiv wird, sich mit einer Hierarchie umgeben; wie Sie jedoch aus der Apostelgeschichte sehen können, war das Christentum zuerst kommunistisch.

Was das Jenseits betrifft, so erinnere ich mich an ein Gedicht von Just. Kerner: „Wir haben kein Recht, kein Verdienst, die Unsterblichkeit zu fordern, sondern müssen in Demut warten, ob Gott, wenn sich Leib und

Seele scheiden, uns dann noch als Geist anerkennen wird." Der Materialismus tritt roher und roher auf, neben der brutalen Macht der äußerlichen Tatsache keimt aber mächtiger und mächtiger die Sehnsucht nach einer anderen Welt; das ist's, was einerseits dem Katholizismus, andererseits dem Spiritismus, der es freilich trotz Gelehrter wie Wallace und Zöllner bis jetzt nur zur „höheren Magie" gebracht hat, Anhänger wirbt.

Über mein „Aus Italien" schrieb mir der Redakteur der „Abendpost", Herr F. Uhl: „Du bist so gerecht nach allen Seiten, daß Du nach allen ungerecht wirst." Daß dieses beim Abdruck nicht ersichtlich wird, dafür hat er durch reichliche Censurstriche gesorgt, die fast an den Vormärz gemahnen, wie er mir auch einmal schrieb: „Streife mir ja nicht an die Schwarzdornhecke."

Unlängst war ich in der „Schöpfung" von Haydn. — Eine meiner liebsten Jugenderinnerungen; freilich hörte ich sie damals frei und unbefangen, jetzt bleiben die *μνήμονες Ἐρινύες* nicht mehr an der Schwelle des Musentempels stehen. Wie sich die Zeiten ändern! Bei Haydn überall Lauterkeit, Freude, froher Sinn, heiterer Genuß; dann ergreift wenige Jahrzehnte später auch Byron einen biblischen Stoff und schafft den düster gigantischen Kain. Voltaires Candide kann man nicht als Gegensatz aufführen, der boshafte Franzose machte sich eben nur über Leibnitz' beste Welt lustig, die tiefe Tragik des Themas ließ ihn unberührt. Eher Milton, der jedoch war gläubig. Das „*μὴ φῦναι ἄριστον*" lag außerhalb des Verständnisses der Zeit Haydns, des Österreichers.

Ich habe einen Abguß des olympischen Hermes

gesehen. Welch ein Quell ewiger Schönheit sprudelt uns aus der öden Steinmasse entgegen! Solche Götter muß man lieben; nur der Kunst gegenüber ist man uneigennützig und, wers hoch bringt, auch ohne Neid und selbstlos.

Jüngst trat ein Freund aus einer Kirchentür zu mir. Da er als ungläubig gilt, fragte ich ihn lächelnd: „Hast Du ministriert?“ — Er erwiderte: „Du weißt, wie ich zum ἓν καὶ πᾶν stehe; diesem gegenüber kann sich nur die Menschheit behaupten, und so will ich mich wenigstens äußerlich von Zeit zu Zeit einer Gemeinde anschließen um mit ihr in leiblicher Gegenwart das Gefühl des Göttlichen zu teilen, wenn ich auch nicht zu ihren Gläubigen zähle.“ — Das war ungefähr der Sinn seiner Antwort.

Herr L. Steub hat auch Ihnen einen Tintenkler nachgespritzt. Machen Sie sich nichts daraus; war sein Gebiß nie scharf, so ist es längst ganz stumpf geworden. Mich bezeichnet er als Vertreter des Alttirolertums; „ich werde jedoch den deutschen Geist, der überall eindringt, als Sieger anerkennen müssen.“ Sie wissen am besten, daß ich stets als Vorkämpfer desselben in Tirol gewirkt habe. Gibt es doch kein kläglicheres Schauspiel, als wenn ein Mensch mit den Jahren nicht an Milde und Weisheit, sondern nur an kleinlicher Suffisance und plattem Dünkel zunimmt und sich kindisch lachend mit diesen Schätzen stets vor das Publikum drängt. Er brummt jetzt einsam und mißlaunig in Hall; da kriechen ihm noch ein paar Scheißkerle nach, die für ein zusammengekratztes Büchlein ein zweideutiges Lob von ihm erschleichen möchten. Jugendfreunde

haben sich längst von ihm zurückgezogen. Man möchte ihm gern ein ruhiges Alter gönnen, aber er läßt niemand in Fried und macht sich überall unmöglich, weil er sich für die Axe hält, um die sich alles drehen soll. Sie heißen ihn jetzt den Bratelschreiber.

Gestern am 6. Juli habe ich einen Jugendfreund, den Grafen Karl Mohr aus Meran, zu Grab begleitet. Wir machten viele Ausflüge; ich sah seine Liebe zur Gräfin Mathilde Sarnthein keimen, er vermählte sich mit ihr, die glückliche Ehe trennte der Tod zu bald. Dann studierte er Theologie und wurde Jesuit. Bei der Primiz war sein Töchterlein die geistliche Braut, er segnete auch ihre Ehe ein. Ein edler, harmloser Mensch hatte er die innigste religiöse Überzeugung und schied ohne Todeskampf durch einen Schlagfluß in den ewigen Frieden.

Wir feiern jetzt das Wiegenfest des Sommers, überall blühen die Linden und in den Gärten Rosen, Lilien, Nelken. Da möchte man wohl ein Fleckchen besitzen, um wie Adam zu graben und zu schaufeln.

Am Samstag war ich auf dem Patscherkofel. Der Spätfrost hatte alle Blumen zerstört. Ein wilder Sturm raste über den Gipfel, neben mir suchte auf einer Schieferplatte ein Bienchen Schutz. Ich mußte meinen Sitz bald verlassen und geriet dann fast in Gefahr, davon getragen zu werden.

Da mir Ihr Vater gesagt hat, daß Sie vor der Abreise nach London noch sehr viel zu tun haben, so erwarte ich keinen Brief mehr von Ihnen und schließe auch den meinen.

P.

17. September. S. Aloysy.

*

16. Oktober. In der Pertisau. Hier schalte ich etliche G'sangeln ein, die dort umgehen.

1.

Daß 's Busseln an Bart macht,
  Dös ist lei nit wahr,
Sonst hätt' ja mei Diendl
  's ganz' Gsicht voller Haar.

2.

Da droben auf der Schroat (Söller)
  Hockt der Tuifel und der Toad,
Und sie warten auf mi,
  Aber hoamgian thua i nia.

3.

Der Tuifel und der Toad
  Die ham alm an Stritt,
Der Tuifel hat a Schweafel,
  Und der Toad, der hat's nit.

*

1. Dezember. Bis zum Mai 1879 konnte man hoffen, Österreich werde sich allmählich auf dem festen Boden deutscher Bildung konsolidieren. Mit dem Beginn der Aera Taaffes ist wieder alles in Frage gestellt. Man darf nicht zweifeln, daß dieser Kelte ein entschiedener Gegner der Deutschen sei.

Dadurch ward eine Bewegung hervorgerufen, von der nur zu wünschen ist, daß sie immer mächtiger werde und schließlich siegreich enden möge.

Mich hier zu beteiligen, hielt ich deswegen für eine Pflicht: ich sandte dem deutschen Parteitag ein telegraphisches Glückauf, deswegen gab ich dem deutschen Lehrerverein in Wien für sein Album ein Gedicht auf den Kaiser Joseph und schickte zu seinem Kommers einen Gruß, den ich hier beilege.

Die Professoren der Universität Innsbruck taten nichts, ebensowenig die Studenten, voran die Korps, denen ich in der Deutschen Zeitung den Vorschlag machte, zur Festfeier des 29. November mit den Theologen, welchen sie sich bei anderen Gelegenheiten anschlossen, den Abendrosenkranz zu beten.

„Den deutschen Studenten der Hochschulen Wiens, welche sich zur Erinnerungsfeier des Kaisers Josef versammelten, einen herzlichen Gruß! In den Märztagen von 1848 wallfahrteten auch Ihre Väter zu seinem ehernen Standbilde und schmückten es mit Kränzen und der schwarz-rot-goldenen Fahne.

Sein Adlerblick erkannte die Aufgabe Österreichs und nicht blos deswegen, weil er die Krone Karls des Großen, der Ottonen und Hohenstaufen trug, erhob er die Sprache Luthers und Lessings, Goethes und Schillers zur Sprache des Staates: er war überzeugt, daß nur auf dem festen Boden deutscher Bildung, deutscher Gesittung, die Macht und Größe Österreichs erwachsen könne.

Er hat uns den Weg gezeigt, und erlahmte auch sein Heldenarm im Tode, doch konnte und kann seine Spur nichts mehr verwischen.

Darum bleibt sein Andenken jedem Deutschen, jedem wahrhaft österreichischen Herzen heilig, darum auch

Ihnen, den deutschen Studenten der Hochschulen Wiens; möge Ihnen auf Ihrer Bahn stets der helle Stern des großen Kaisers Josef leuchten!!!

Innsbruck, 27. November 1880.

Adolf Pichler."

1881.

2. Januar. Zufällig blätterte ich in der Biographie des Philosophen Günther. Hier ist von einem Gespräche mit Flir die Rede; es wird von einer Prophezeiung erzählt: Ein junger Held aus Österreich werde um die Proklamation des Dogmas der unbefleckten Empfängnis bitten und dann den Triumph der katholischen Kirche vollenden. Ich erinnere mich gar wohl, daß diese Prophezeiung auch in Tirol herumgetragen wurde und sich hier an die Schriften eines gewissen Holzhausen lehnte, die sogar in die Pfarrwidum geschickt wurden. Papst Pius IX. und die Erzherzogin Sophie kannten dieselbe — wahrscheinlich blieb sie nicht ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse von Österreich.

*

Aus einem Briefe an Alois Brandl.

Byron wird mir immer gewaltiger, seit ich ihn englisch lese. In Kain ist alles titanisch, wir stürmen mit ihm und Luzifer durch die Wolken, wir glauben auch an diese Gestalt; die dämonische Kraft des Genius vermag sie uns zu schaffen, während das Talent bloß nachahmt, das zwar malen, aber keinen Grashalm machen kann.

O du heiliger, unerschöpflicher Born des Lebens, der sich in die Adern eines Homer, Dante, Shakespeare

und weniger Auserwählten ergießt! Natur in der Natur: sagte das nicht Lichtenberg? — Byron brauchte lang, um den Flitter, mit dem er sich in kindischer Jugend selbst behängte und den ihm Zeit und Volk anhängten, abzustreifen — leiden wir doch alle an dem seit Jahrtausenden aufgehäuften Wust der Bildung und Verbildung. Aber sein Innerstes war echt und gediegen, im „Traum" schauen wir in die tiefste Tiefe seiner Seele und fühlen mit ihm lautere Wahrheit der Empfindung. Dem läßt sich nur wenig vergleichen, es gehört zum inkommensurabelsten subjektiver Poesie.

*

25. März. Der Zufall verschlug einen alten Bürger in eine ästhetische Teegesellschaft. Man deklamierte verschiedenes, endlich auch „Die Würde der Frauen". Aus Höflichkeit fragte man auch ihn, wie ihm das Gedicht gefallen. — Er erwiderte trübselig: „Der das g'macht hat, ist gewiß nicht verheirat't g'west."

*

24. April. Wenn ich die Schöpfung des Weibes in der Bibel betrachte, so ist hier ein tatsächliches Verhältnis als historischer Vorgang angeschaut und darin liegt eine tiefsinnige Symbolik.

*

31. Mai. Ich beschäftige mich noch immer mit Byron. Shakespeare gegenüber war er Metaphysiker, aber freilich in einem andern und höhern Sinn als Pope. Der Tod zu Missolonghi brach seine Entwicklung ab; man könnte sie fast voraussagen. Don Juan wäre Torso geblieben oder in einem andern

Sinne vollendet worden. In Griechenland würde Byron an sich erfahren haben, welch' ein hoher Segen für den Mann das Bewußtsein harter Pflichterfüllung ist. Er wäre ethisch vorgeschritten. Dann wäre ihm sinnliche Schönheit Symbol geworden, wie Plato und Michelangelo. Am Gipfel der Läuterung hätte er sich auf einen Spruch des heiligen Augustin gestellt, freilich nie als Theologe. Für ihn gab es einen ethischen und ästhetischen Fortschritt, sowie für unseren hehren Schiller nur noch einen ästhetischen, den ihm ebenfalls der Tod abschnitt.

*

1. Juli. Ein paar Tirolerknödel: Ein Wirt im Zillertal war durch seine Roheit und Prellerei berüchtigt. Da sagte ein Knecht: „Wißt ihr, durch was sich unser Wirt von Christus unterscheidet? — Dieser war Gott und Mensch zugleich, der Wirt ist Vieh und Mensch zugleich."

*

Eine kleine Scene vor dem Schaufenster der Wagnerschen Buchhandlung: Vier Damen davor, ich zufällig hinter ihnen. Ausgelegt neue Hochlandlieder von K. Stieler. Eine las die Aufschrift und rief mit abwehrender Handbewegung: „Uh, Gedichte!" Dann liefen alle vier davon, als wäre eine Viper aus dem Strauch gekrochen.

*

Noch ein Geschichtchen. Es trug sich vor Jahren zu und wurde mir erst jetzt erzählt. Ich kehrte damals öfters beim Bogner zu Absam ein, das reizende Burgele, die Dichterin der Ritornellen war mein Bäschen, mit dem

ich manches heitere Stündchen verplauderte, wohl auch über Poesie und ernstere Dinge. Einmal stand sie droben am Fenster, ich warf ihr von der Straße scherzend einen Kuß zu. Da sagten nun die Bauern an einem Tische: „Ist der Pichler a Fack; jetzt hat er gar zum Burgele auffi g'schneuzt."

*

An A. Brandl.

Ich weiß nie voraus, wann ich dichten werde, nicht eine Minute; wie eine körperliche Geburt kommt das Gedicht zur Welt; während ich arbeite, denke ich weder über den Inhalt, noch über die Form nach, sie sind mir zugleich gegeben. Ist etwas fertig und ich schreibe es in das Reine, so verbessere ich manches; das Eiselieren beginnt erst, wenn es mir nach einiger Zeit fremd gegenübersteht.

Nicht viel, sondern nur technische Nebensachen. Zu einer Richtung, die ich ausgelebt, kann ich auch nie mehr zurückkehren; eine Hymne, eine Elegie zu dichten, wäre mir jetzt unmöglich. Novellen immerhin, das ist Halbpoesie. So löst eines das andere ab.

Gerade jetzt befinde ich mich in einer wunderbaren Stimmung wie noch nie. Mein ganzes Leben rinnt an mir vorüber, die Gegenwart wird zur Vergangenheit, die Vergangenheit zur Gegenwart und schließt sich so zur Einheit. Alles steht klar und deutlich vor mir: gleich der Madonna aus Tizians Assunta — eine junge Dame meines ital. Feldzuges, von der ich nie gesprochen. Lichter blitzen auf, wie aus dem Strom in Dantes Paradies; oft erwache ich nachts, und ein Gedicht schwebt unmittelbar vor mir; ich muß schnell Licht

machen, um es zu haschen, und vergesse oft in der Eile der Niederschrift, einen oder den andern Vers aufzuzeichnen. Ich habe das Dämonische an mir selbst erfahren. So ist in ein paar Wochen ein Cyklus — „Vorwinter“ — entstanden, der schon 108 Nummern zählt; jetzt glaube ich, hat sich auf die Glut Asche gelegt.

*

21. Oktober. Ich habe mich in der letzten Zeit viel mit ital. Dingen beschäftigt. Auf Alfieri führte mich ein Aufsatz der Nuova Antologia, wo er als Komiker betrachtet wird, besser als Satyriker. Dieser Mann war geschmiedet, nicht gegossen; in der Energie des Willens gleicht er Schiller, mit dem er gleichaltrig war. Man könnte eine Parallele ziehen; freilich war jener mehr Aristokrat, dieser Litterat.

Auch an Fr. Berni bin ich geraten. Für seine Gattung fand er bei den deutschen Papageien, so viel ich weiß, nie Nachahmer; auch von Übersetzung ist mir nichts bekannt. Er ist italienisch durch und durch; seine Terzinen auf die Dolme, den Nachttopf, die Bettwärme lassen sich kaum wiedergeben, ebenso wenig als die Mehrzahl der Sonette. Das an Oratino ist des Gegenstandes würdig, andere sind cynisch genug. „Un dirmi, ch'io le presti“ findet sein pendant in der griechischen Anthologie, wo das Hausmittel des Diogenes empfohlen wird. Die Weiber mag er nicht; er meint, nachdem er bereits eine Menge unerwünschter Dinge aufgezählt: „Ein Steinlein im Schuh haben und einen Floh im Strumpf, der als Stafette auf- und abläuft, sei nichts gegen das größte Übel: eine Frau zu besitzen.“ Trotz

seines guten Humors trug Berni schwer am Leben, darum soll man ihm manchen kräftigen Fluch verzeihen.

*

Mit Tassos Gerusalemme liberata habe ich mich in den Ferien beschäftigt. Der Inhalt hat für uns fast alles Interesse verloren; was kümmert uns der pio Beglione, der das Grab Christi befreien will? Gern flüchtet man aus dieser schimmernden Leere mit Herminia in die wenigen Oasen des Pathetischen und Idyllischen. Die ganze Mache ist akademisch nach dem Rezept, fast überall Reminiscenzen, nur wenige Gleichnisse aus eigener Naturbeobachtung: z. B. der Po, die Enten nach dem Regen, der schillernde Taubenhals. Seine Beratung in der Hölle gäbe wohl Anlaß zu einer Geschichte des Teufels in der Poesie: Dante, Milton, Vondel, Byron, Goethe, Carducci, Baudelaire, die Tiroler Bauernspiele.

Wie süß ist aber Tassos Sprache; wir schwimmen in einem Meer von Wohlklang, seine Wogen tragen den Dichter in die Unsterblichkeit.

Auch Guarini! der Pastor fido! Wir bewegen uns nicht in freier Luft, und hinter den Coulissen werden wohl diese Schäferinnen und Schäfer sogleich wieder in die Kleider von Sammet und Goldbrokat schlüpfen. Auf Guarini folgt dann Honoré d'Urfé am eleganten Pariserhofe, später die deutschen Dichter, bis man sich an Geßners Zucker den Magen verdorben und Voß' Odyssee wiederum zeigte, was eigentlich Natur sei. Bei den Italienern liefen freilich kräftige Dialektdichtungen parallel, wie die Bauernkomödien des Padovaners Beolco.

*

29. Oktober. Man wirkt oft mehr durch das, für was einen die Leute halten, als durch das, was man ist und kann. Das ist das Geheimnis der Aristokratie und der Titel.

*

7. Dezember. An Al. Brandl.

Jüngst zeigte sich eine prachtvolle Erscheinung. Die Sonne neigte dem Sellrain zu, das Tal war mit Nebeln erfüllt, die in großen Massen aufwärts schwollen. Unten waren sie düstergrau, oben von den schrägen Strahlen bernsteingelb: so wogten sie durch die Schluchten des Hechenberges, der sich großartig in den reinen Himmel hob, langsam empor und trennten ihn vom Solstein, daß er einsam um so majestätischer erschien. Endlich überwand die Dämmerung, und über den schneeblanken Gräten und Jöchern schimmerten die Sterne.

Zum Schluß wieder ein Tirolerknödel. Die Fischer Andel sagte mir auf meine Frage: „Ob die Buben viel fensterln gingen?“ — „Ja, Herr, wenn's dabei so laut zuging' wie beim Dreschen, könnt' im ganzen Dorf kein Mensch schlafen.“

*

Aus einem alten Kalender:

Im Januar frei kein Weib,
Denn da gibt's andern Zeitvertreib.
Im Februar ist's auch nicht gut,
Weil man ihn Hornung nennen thut.
In Martio laß das Freien sein,
Sonst steigt der Mars zur Frau hinein.
April bringt der Narren Heer,

Und heiratst du, so gibt's noch mehr.
Im Mai ist die Walpurgisnacht,
Da nimm dich vor der Frau in Acht!
Im Juni ist der Peter und Paul,
Da wird gar bald die Wurzel faul.
Im Juli schwitzt man so genug,
Drum ziehe nicht am Ackerpflug!
Wer im Augusto freien will,
Schickt seine Kinder in April.
September bringt Michaeli bei,
Drum schickt sich nicht die Freierei,
Oktober schafft uns neuen Wein,
Da hast du mehr zu tun als frei'n.
Martini schafft die Gans herbei,
Wer heirat, hat dann deren zwei.
Schlacht im Dezember deine Sau
Und iß allein sie ohne Frau!

Zum Schluß des Jahres.

Mit dem Leben in aufsteigender Richtung bin ich fertig; aber ich fühle, daß ich nach allen Seiten in die Tiefe gehe. Das ist das Recht und die Ehre des Alters.

1882.

15. Februar. Wir haben fortdauernd wundervolle Tage. Keine Flocke Schnee bis zum Grat der Nordalpen, wie im Juli. Die ganze Landschaft hat einen warmen braunen Ton, der abends am Gebirg zu lauterem Golde wird und sich von den tiefdunklen Schatten der Felsen leuchtend abhebt. Im Hofgarten schlagen bereits die Finken, am Sprengerkreuz fliegen braunrote Falter zu den Anemonen.

*

28. Februar. Man stellt die italienische Renaissance parallel mit der Reformation, als ob dort ästhetisch geschehen wäre, was hier ethisch geschah. Mir dünkt mit Unrecht. Statt der Reformation muß man die Periode der neuen deutschen Dichtung setzen, die im Grunde doch eine Renaissance im höchsten Stil war und als solche weit mehr eine Sache der Gebildeten über dem Volke blieb als die Renaissance der Kunst in Italien, die freilich auf einem Heimatboden erwuchs.

*

22. März. Bis heute der schönste Vorfrühling. Ein Kastanienbaum auf dem Rennplatz hatte bereits die Blätter entfaltet, zwischen Gras und Blumen das Zirpen der Grillen. Auf der Tanne vor meinem Fenster sang eine Schwarzamsel; ich öffnete morgens vom Bett aus das Fenster, und die Töne flossen wie Wogen herein.

Nachmittags Regen, dann starker Schneefall. Ich schaue jetzt wieder durch das Fenster; das Licht meiner Lampe fällt auf das Gezweig, das unter dem Schnee schwankt; im Dunkel jagen die Flocken vorbei, flüchtig wie meine Gedanken, die sich bald an Vergangenes bald an Künftiges heften.

Morgens der Schnee fast meterhoch; die Bäume sind der Last kaum noch gewachsen, an der Ulme vor dem Fenster brach schon ein dicker Gipfelast; die Finken huschen hungrig durch die Zweige. Schneeglöckchen und Traubenhyazinten auf meinem Tisch erinnern an die schönen Tage.

*

26. März. Die Rede des Perikles für die Gefallenen. Wie groß, edel und einfach ist alles. Man meint, eine jener antiken Statuen zu sehen, den Aeschynes oder Sophokles.

*

1. April. Venedig. Die Erinnerung an die große geschichtliche Vergangenheit der Stadt und der Blick auf das, was von ihr noch geblieben, wirkt stets beruhigend auf mich: Wenn soviel Größe versinkt, was willst denn du armer Älpler? Zerbröckeln doch die Gebirge unter deinen Füßen, und verstäuben nach und nach die Sterne im Weltenraum. — Geschichte und Natur predigen die Lehre der Vergänglichkeit, aber darüber leuchtet das Evangelium des Ewigen, ja es gibt ein solches, es ist!

*

20. April. Morgens nach Pertisau. Klarer Himmel, kühler Ost. Als ich nachmittags auf dem See angelte, schlug er in Nord um, durch den Himmel zogen graue Streifen. Nachts heftiger Sturm und Regengüsse; auf den Jöchern spruderte es weit herab. Vormittags gegen Falzthurn; ich stieg über den Hals des Haubichels gerade der noch niederen Sonne entgegen. Da war nun jede der jungen Tannen ein Weihnachtsbaum; an all den schwarzen Zweiglein hingen schwere Tropfen, welche in blendender Helle die Farben des Regenbogens wiederstrahlten und, durch den leisen Luftzug erschüttert, wie Edelsteine mit zitterndem Lichte funkelten. Ich habe diese Erscheinung noch nie so prächtig gesehen. Auf der Vorderseite des Hügels hatte der Wind alle Tropfen abgeschüttelt. Ich

wandte mich langsam zum Vorsprung und genoß hier so recht den stillen Frieden der Waldeinsamkeit.

*

25. April. Stelle die Ästhetik nicht über die Ethik, denn diese ist die Grundlage menschlichen Seins und Beisammenseins.

*

26. April. Abends Don Juan. Ein alter Herr meinte nachträglich: der steinerne Gast hätt' es sich ersparen können vom Roß zu steigen, er hätt' sollen einen Geistlichen schicken, dem Don Juan die Elvira zu kopulieren, dann hätt' er für sein Leben die Hölle gehabt und wär vielleicht nach einem seligen Ende vom Mund auf zum Himmel gefahren.

*

30. April. Mich wundert nur, daß beim Streite der modernen Kriminalisten über die Zurechnung keiner die Rede des Diodotos für die Mytilener anzog (Thucydides III. 45). Da sind alle Einwürfe, die man gegen die Wirksamkeit der Strafen bringt, vorweg genommen.

*

31. April. Die Abende sind mild und lau. Ich esse auf dem Söller; auf der Tanne brütet ein Finkenweibchen, er sitzt neben dem Nest und singt halb im Schlaf eine Strophe. Vorgestern war der Himmel etwas wolkig; der Abendstern sank im Westen, ein schwaches Nordlicht zitterte über der Frauhütt, bis es langsam erlosch und mich ganz die tiefe, dunkle, geheimnisvolle Nacht umfloß.

*

1. Juni. Das Grausamste ist das Weib gegen das Weib.

*

14. Juni. Ein Hausspruch.

„Ich bin auf Erden nur ein Rauch,
Daß mich verweht ein jeder Hauch;
Doch kehr' ich in den Himmel ein,
So wird mein Glück auch ewig sein.“

*

25. Juni. Aus einem Briefe an Brandl.

Den kleinen Cyklus „Anderl und Resei“ habe ich zwar im Volksdialekt gedichtet, jedoch in einem Hochdeutsch niedergeschrieben, das an den Dialekt streift, wie ja auch die Form die des volkstümlichen Schnadahüpfel ist, indem ich ihm so einen größeren Leserkreis zu sichern hoffte. Das war nun nicht gut. Ich habe ihn daher in den Dialekt zurückversetzt und, weil ich dabei mir die Sache näher beschauen mußte, eigene Erfahrungen gemacht. Es handelt sich dabei nicht bloß um eine andere Aussprache oder Vokalismus, der ja im Dialekt viel echter und ursprünglicher ist als in unserer verschliffenen und verschlissenen Schriftsprache. Es ist auch der Charakter, der Geist der beiden ganz verschieden, fast mehr als zwischen mittel- und neuhochdeutsch, so daß sich die Worte oft gar nicht decken. Bei diesem Anlaß fühlte ich recht lebhaft, wie ich mit den besten Wurzeln tief im Volke hafte und als Enkel freier Bauern an der Etsch ihr Blut trotz aller Bildung rein bewahrt habe. Was bei mir plastisch, derb, kräftig und unmittelbar ist, fließt aus dieser Quelle und führt mich

immer wieder auf sie zurück. Und das drängt sich bei zunehmendem Alter immer mehr vor, wie meine Abneigung gegen alles unwahre und falsche steigt und zum Ekel wird. Ich habe zu lang die Alpenblumen vom Schrofen gepflückt, als daß ich bei unseren ästhetischen Putzmacherinnen einkehren sollte. Zwei neue Liedchen sind eingeschaltet; sie führen die Bewegung weiter, indem der Zorn Reseis über den Wilddiebstahl ihre Teilnahme für den gehänselten Anderl zeigt und so diesen nicht ganz verzagen läßt.

*

29. Juni. Kaiser Franz Josef sagte zu Giskra dem Minister: „Ich begreife nicht, daß es noch immer Leute giebt, die nicht einsehen, wie gut und nützlich die Jesuiten sind.“ — Das erzählte Giskra einem meiner Freunde.

*

An Al. Brandl.

22. Juni. Seien Sie von mir zu London freundlichst begrüßt; vorläufig verlieren Sie nicht viel; der Schnee reicht über die Höttingeralm, und die Kälte hat uns die Sommerkleider abgezogen.

Am Fronleichnam-Sonntag wurden Sie sehr vermißt: die Jungfrauen von S. Nikolaus erwarteten, Sie würden Musterung halten; so hat die Prozession an Glanz eingebüßt. Ich habe mir die Sache angesehen, beim Sternwirt schaute ein weinrotes Pfäfflein heraus und freute sich am Triumph seiner Kirche. Jetzt ist alles theatralischer als in meiner Jugend, alles auf die Schaustellung berechnet; diese Kinder, welche die

Symbole von Glaube, Hoffnung und Liebe tragen oder die Leidenswerkzeuge, diese Bruderschaft-Bünde mit ihren Abzeichen — man will eben paradieren. Ich betrachte mir immer die Kinder, wie sie ihr „hochgelobt und gebenedeit seist du, heiliges Sakrament des Altars" schnattern; aber auch hier hat man schon die Ungleichheit hineingetragen: die Reichen, die weiße Kleider vermögen, gehen abgesondert voran. Noch sind diese Stirnen rein, auf wie viele wird Elend und Laster das Brandmal drücken, und nicht sie, sondern die menschliche Gesellschaft trägt die Schuld. Die Rasse bleibt hier immer die gleiche, blond oder nußbraun, es überwiegt doch die deutsche Abstammung, während schon in Bozen die Zahl der schwarzen größer ist. Wohl durch Einwanderung; war es ja im ganzen Mittelalter ein Stapelplatz des italienischen Handels.

An Brandl 22. Juni 82.

Am 16. feierten die Kapuziner die Heiligsprechung ihres Ordensbruders Lorenzo di Brindisi, der einige Zeit auch im Kloster zu Innsbruck verbrachte und hier allerlei Reliquien hinterlassen hat. Die Kirche war schön dekoriert, der Hochaltar, dessen Gipfel das Porträt des Heiligen trug, bis oben mit Blumenstöcken, meistens Pelargonien, geschmückt und von zahlreichen Wachskerzen beleuchtet. Auch das Tor umwinden Taxen und farbige Bänder; da darf man sich nicht wundern, daß die frommen Weiblein scharenweise herbeiströmen und sich auf die Knie werfen. Lorenzo tat allerlei Mirakel, er heilte zu Venedig einen Kranken, wobei man nur bedauern muß, daß die himmlische Apotheke

so selten wirkt, während wir es immer nötig hätten; als Feldpater hoch zu Rosse verjagte er die Türken in einer Schlacht, wenn ich nicht irre 1601. Die Kugeln wichen ihm aus, wie Quecksilber vor dem Finger; eine setzte sich sogar ruhig auf seinen Sattelknopf. Herkules Rappo!

Wildauer hat die Gelegenheit vom Zaun gebrochen und im Landtag den Antrag gestellt, S. Majestät für die glänzende Herstellung von Amras zu danken. Das Schloß ist Privateigentum des Hofes; hätte unser Staatsmann dafür die Amraser Sammlung gefordert, die dem Land rechtlich gebührt! Der Antrag wurde selbstverständlich, wenn auch mit Hohngelächter, angenommen.

Eine andere Geschichte. Forstrat Hradetzky fand vor etlichen Jahren im Archiv eine Urkunde aus dem 15. Jahrhundert, der zufolge die Landesregierung den Achensee und die Höfe dem Kloster Fiecht für eine geringe Summe, jedoch mit dem steten Rechte des Rückkaufes überließ. Das Kloster hatte nichts entgegenzusetzen; der Schrecken über diese Entdeckung tötete den vorigen Abt. Da wendete sich der jetzige an S. Majestät und siehe da: dieser schenkte alles dem Kloster.

*

Etwas Heiteres. Ein alter Bürger sah im Hofgarten einem Liebespärchen zu. Als nun der Tauber gar brünstig wurde, schüttelte er den Kopf und sagte zum Nachbar: „Der hat auch die Hose voll Ehstand."

*

Hausspruch.

„Ich suche keines Fürsten Gunst
Und achte nicht der Pfaffen Dunst.
Allein hab' ich dies Haus gebaut,
Nur Gott und meiner Kraft vertraut."

*

22. Juli. Abends auf dem Söller in der Pertisau. Unten der See wie ein matter Silberspiegel, im Hintergrunde die Berge des Zillertales, rechts und links als mächtige Pfeiler das Kirchenjoch und der Bärenkopf; aus den Wolken im Westen zuckt hin und wieder ein Blitz und löscht die Sterne aus; über Büschen und Kornfeldern irren Leuchtkäfer durch die laue Luft: Ahnung und Fülle des Lebens, aber das tiefste Leben in der Empfindung des Ewigen!

*

20. August. Unlängst saß ich abends vor dem Auracherkreuz ober dem Bahnhof von Kufstein. Ein Bube kam daher, setzte sich auf den Betschemel, zog die Schuhe aus und packte sie in sein Bündel. Er erzählte mir, man habe ihn von Mariastein herabgeschickt, eine Medizin zu holen, und nun müsse er noch zwei Stunden zurück. — „Ob er dort daheim sei?" — Ja, sein Vater habe ein kleines Gütchen und heiße der „Jagg mit der hölzernen Har", und der Ahnl sei der „Peter mit dem Brand auf'm Kopf" gewesen. — Ist das nicht ein homerischer Stammbaum?

*

Wie froh bin ich, daß sich mir an die Stelle der Kultur mehr und mehr die Natur setzt!

*

Goethe wußte von der Welt und den Menschen mehr als alle andern. Es liegt zwischen den Zeilen. Solche Geister können, dürfen das letzte Wort nicht aussprechen.

*

Hausspruch aus Mayrhofen im Zillerthal:

„Ich achte meine Hasser
Nicht mehr als Regenwasser,
Das von dem Dache fließt.
Und ob sie mich beneiden,
Sie müssen's dennoch leiden,
Daß Gott mein Helfer ist."

Wohl von einem der geheimen Protestanten, welche unter Kaiser Franz aus Tirol vertrieben wurden.

*

Die Wirkung beschreibender Poesie ist keine frisch unmittelbare, sondern eine reflektierte im Gedächtnisse. Der Dichter kann blos eine Erinnerung geben oder Züge von dem verbinden, was er gesehen hat, und die Schilderung erweckt das ähnliche Bild nur bei dem, der ähnliches kennt. Giebt es mehrere Dinge gleicher Art, so muß man den Unterschied hervorheben; hauptsächlich kommt es immer darauf an, daß die Phantasie des Lesers das Bild aus der Phantasie des Dichters nachschaffe. Dazu hilft nicht Breite und Ausführlichkeit, sondern ein bezeichnender Zug tut oft mehr, und das Übrige ergänzt sich leicht vor der inneren Anschauung. Aus diesem Grunde hat die beschreibende Poesie nur als Mittel einen Wert und ist eigentlich gar keine Gattung.

*

17. August. An Al. Brandl.

Sie erlesenes Faß von Gelehrsamkeit! Die Wissenschaft stürzt ja in Wolkenbrüchen auf Sie nieder! Und dabei sind Sie mir Armen gegenüber geizig. Kein Wort vom Parlamente, kein Wort von Londons Hafen, kein Wort von der herrlichen Nationalgallerie. Hätt' ich's in meiner Jugend so gehabt! Ich mußte wie ein hungriges Hühnlein jedes Sandkorn aufpicken, um mir meine Hütte zu bauen. Nicht einmal zeichnen konnt' ich lernen; ich hatte zwar die schönste Anlage, aber kein Geld, und so mußte ich mich behelfen, indem ich da oder dort einen Kopf nach Winckelmann kopierte oder irgend eine Landschaft, so daß ich jetzt wenigstens für meine Zwecke eine Skizze hinwerfen kann. Vielleicht war es gut so, denn ich hätte sonst meine Zeit mit Dingen verpatzt, die doch nicht meine Aufgabe waren.

*

An Aloys Brandl.

Meine Novelle „Das Brautstehlen" können Sie als einen Grenzpfahl betrachten. Ich habe hier den Menschen auf den Menschen gestellt und den Menschen dem Menschen gegenübergestellt. Darauf liegt der Nachdruck, alles Beiwerk entfällt, und das Tragische wirkt rein. Darin liegt dessen Geheimnis: Menschenschuld und Menschenschicksal als Zettel und Einschlag, daß ich fast den Prometheus citieren möchte:

Τίς οὖν ἀνάγκης ἐστιν οἰακοστρόφος
Μοῖραι τρίμορφοι μνήμονές τ' Ἐρινύες.

Das fühlten die Leser, und deswegen machte sie trotz

des unscheinbaren, ja geringen Inhaltes einigen Eindruck und bezeichnet einen Fortschritt.

4. September. Der Himmel hat sich an meinen Geburtstag erinnert, an allen Köfeln und in jedes Kar hingen dunkle Wolken, die sich abends in einem prachtvollen Gewitter entluden, als veranstalteten mir die Geister der Natur eine Bergbeleuchtung. Mir haben diese Monate einige kleine Liedchen gebracht, sonst aber nichts. Ins Fürstenhaus komme ich selten und frage den Leuten nicht nach; lauter Gesichter wie die Wüste Sahara.

16. September. Horaz, der weiseste und liebenswürdigste Vertreter des römischen Philisteriums, war nur einmal groß: Alme sol! Diese Sonne war freilich die letzte der Republick, eine Sonne im Untergang mit dem Leuchten des Abendrotes!

25. September. Ich lese wieder Thukydides. Melesippus sagte wahr und dennoch zu wenig, als er von Athen scheidend ausrief: „Ἥδε ἡ ἡμέρα τοῖς Ἕλλησι μεγάλων κακῶν ἄρξει!“ Wer all diese Gräuel in dem Kapitel 81—84 III liest, fragt sich schaudernd, wo war denn die von Philologen gepriesene Humanität der Hellenen? Mit Perikles adliger Gestalt sank das echte Griechentum in das Grab, seine Leichenrede für die Gefallenen war die Leichenrede desselben. Das ist eine Tragödie für diesen traurigen Herbst, sie erfüllt mich mit tiefer, tiefer Wehmut; die Weltgeschichte hat keine zweite, wo so Großes und Herrliches in den Flammen und Blutlachen des Bruderkrieges unterging!

* * *

An Herford.

11. November. Endlich komme ich mit einem Briefe angedampft, wenn auch spät. Entschuldigen Sie meine Saumseligkeit mit den Ferien, wo ich eben Hans an allen Ecken war. Dafür schicke ich Ihnen gleichzeitig allerlei Gedrucktes mit zum Dank für Ihre freundliche Besprechung des Tirolerpoeten.

Ich habe Child Harold wieder gelesen. Nach Anlage und Vermögen gehört Byron zu den Größten aller Zeiten und Völker; hätte er Maß und Harmonie gefunden, wär' er auch der Größten einer. Lessing ging bei Darstellung des Verhältnisses von Poesie und bildender Kunst auf eine Statue — Laokoon — und ein Gedicht — Aeneis — zurück; unsere Ästhetiker haben Byron noch nicht ausgebeutet. Wie versteht er aus einer Situation auf den inneren Zustand überzugehen und die Empfindung als ein Nacheinander darzustellen! Der Gladiator Kapitel IV St. 140—141. Wie wunderbar malt er den Abend an der Brenta (Kapitel IV St. 27—29: The moon is up), so daß eins aus dem andern folgt, ein Begebnis, keine Handlung und doch vollauf berechtigt. Sehen Sie sich den Ball in Brüssel an, Kapitel III S. 21—23: There was a Hound. Erst zerstreute, einzelne Züge der Schilderung, aber voll Leben, bis sich alles Licht, aller Schatten auf den unglücklichen Herzog von Braunschweig in der Fensternische konzentriert und ihm so ein plastisches Relief giebt. O ihr Engländer! seid nicht zu tugendhaft, wenn Ihr Byron beurteilt, dieses Mal ist der Teufel größer, höher than your ladylike angels!

Ich beschäftige mich auch mit anderen rebus ang-

licis als Litteratur. Sie kennen die Charitas in London. Ich lernte diese Art freiwilliger Armenpflege, die ihr Netz durch die ungeheure Weltstadt spannt, durch einen Aufsatz von Ompteda kennen. Wie die Engländer überall praktisch sind! Wenn sie den Armen umsonst das Evangelium künden, legen sie doch gleich ein Stück Butterbrot und Schinken bei, und das zieht besser, als das leere Fischernetz. So bleibt denn nun das Christentum die Weltreligion, weil es die Religion der tätigen Liebe ist, und hat die endlose Zeit vor sich, so lang es Wunden zu heilen und Tränen zu trocknen gibt. Das ist großartig, und mit bitterem Neid muß ich klagen, bei den Deutschen unmöglich, weil ihnen der Gemeinsinn mangelt. Die Sache hat aber auch eine andere Bedeutung. Aus der Beobachtung so vieler Einzelfälle lassen sich Schlüsse ziehen, Gesetze ableiten, die Kriminaljustiz und Pädagogik umgestalten müssen. Die Menschheit ist so alt und doch so jung, daß sie überall noch im Anfange steht und vielleicht ebenso viele tausend Jahre notwendig sind, um die Grundbedingungen zu begreifen, als seit dem Höhlenbären bis zu uns verflossen.

Sie leben im sanften Klima Englands, aber auch ich hatte jüngst einen milden schönen Tag. Auf der Eisenbahn nach Hall und am rechten Innufer herauf. Das Tälchen von Ampaß, das keinen Ausblick aufs Hochgebirg gestattet, versetzt mich stets in die lieblichen Landschaften Niederösterreichs und weckt die Erinnerung an so manche glückliche Stunde, die ich dort verbracht. Als ich über den Abhang den Weg von Egerdach erreichte, war die Sonne bereits unter. Ich setzte mich auf einen Zaun. Rechts und links Hügel mit

schwarzen Tannen und gelben Lärchen, vor mir die grüne Fläche mit zwei Bauernhöfen zwischen Obstbäumen. Ein leichter Nebel bezeichnete den Lauf des Inn; darüber hinaus Absam und Gnadenwald im bläulichen Duft des Spätherbstes. Er reichte nicht zu den ätherischen Gräten und Jöchern der Kalkalpen, deren Mähder neben den Wäldern in einem warmen Braun leuchteten. Und nun das Geschröfe! Da floß vom Himmel der herrlichste Purpur nieder, in den sich violblaue Falten der Klüfte legten. Man mochte kaum glauben, daß der Zauber dieses Bildes Wirklichkeit sei, und ich konnte, als es bereits in der Dämmerung erloschen war, kaum das Auge abziehen. Aus diesem Spiel der Farben, die wie ein Hauch zerrannen, taucht mir stets die Ahnung des Ewigen, Unvergänglichen auf und der Harmonie mit ihm, die allein Seligkeit ist.

Brandl sitzt in Wien und hat bei den Backhändeln noch nicht Zeit gefunden, mir über die Zustände dort zu schreiben. Dieses Wien ist das Unglück der Deutsch-Österreicher. London ist englisch, Paris französisch, Rom italienisch, aber Wien — Sentina gentium!

Genießen Sie die Wärme Ihres häuslichen Herdes und vergessen Sie nicht

Ihren alten

Pichler.

19. November. Es gibt Epochen der Geschichte von tiefster Tragik, und doch lassen sie sich nicht in eine Tragödie zusammenfassen, kaum in einen Zyklus. So der peloponnesische Krieg. Da würde

aber der Zug des Nikias ins Epische fallen. Man könnte dem ungeheuren Stoff nur gerecht werden, wenn man wie Äschylos im Traum des Atossa Länder und Städte gegeneinander führen wollte: Athen, Sparta, Syrakus, Persien mit Bürgern und Heeren als Chören und einzelne Personen, wie Perikles, Alkibiades, Kleon, Aristophanes. Für uns Moderne wären das freilich frostige Allegorien; nicht so den Alten, die hier Götter und Genien sahen. Man denke an die prächtige Τύχη Ἀντιοχίς.

*

7. Dezember. Die „Zerstörung Trojas" von Cornelius steht dem Äschylos weit näher als Goethes „Iphigenie" dem Sophokles.

*

8. Dezember. Sprache und Kunst stammen aus dem Naturgeist der Völker, deswegen lassen sie sich nicht berechnen und künstlich züchten. Daraus erklärt sich auch, warum Mozart bereits als Knabe komponierte, denn der Ton ist physikalisch; aber auch, daß kein Dichter in diesem Lebensalter Bedeutendes schaffen kann, weil sein Medium zwar einerseits zugleich das physikalische berührt, doch er andrerseits eines reichen Schatzes von Vorstellungen und Gedanken bedarf, die er nur mit den Jahren erwirbt.

Nachts bis zum Morgen Wetterleuchten, Südwind mit Gußregen; der Boden war kalt, so gab es Glatteis, daß man durch die ganze Stadt hätt' Schlittschuh laufen können. Frauen, Weiblein gingen auf den Strumpfsocken ins Rorate, oder krochen gar über den

Jesuitenplatz auf allen Vieren. So was hat man nie gesehen.

*

Das Tragische gleicht dem Vogel, welcher eine Lawine loslöst, daß sie niederbricht über Haus und Feld. In dem Sinne mancher moderner Ästhetiker war es bei großen Dichtern nie vorhanden.

*

Die Reklame hat einen stinkenden Atem.

1883.

An Al. Brandl.

Herford hat mir mit Shelleys Briefen einen großen Genuß bereitet. Sie decken sich mit seiner Dichtung, überall atmet er mit der Natur und aus der Natur, und diese Einheit des Lebens verleiht ihm jene Unbefangenheit, Unschuld und Reinheit, die ihm so viel Sympathie gewinnt. Er gleicht immer einer milden Landschaft, durch die seine Poesie wie Blumenduft zieht.

Sein Epipsychideon! All die gehäuften Bilder geben kein Bild, so wenig als die lauretanische Litanei. Seine Poesie kommt mir vor, wie das Wehen eines Lüftchens durch Wald und Wiese: die Halme biegen sich, die Blätter zittern, man spürt es, aber kann es nicht fassen.

Echt englisch ist es, daß er seinem Freunde Peacock einen Splitter von Tassos Kerkertüre schickt, ebenso, daß er so gern bei Ackerbau und Landwirtschaft verweilt. An Kunstwerken betastet er freilich nur die

Oberfläche und setzt, wenn es hoch kommt, seine Empfindung an die Stelle des wahren Verständnisses.

Lear fertig. Shakespeare sieht doch ganz anders im Original aus, als wenn ihn uns ein Übersetzer vorkäut.

Man liebt jetzt die Vergleiche; nicht bloß schillern, sondern prinzipiell tiefgreifen könnte ein solcher zwischen Antigone und Cordelia. Die berühmte Schilderung des Felsens bei Dover ist Ihnen gewiß nicht entgangen, Shakespeare wirkt hier durch Vergleiche und ich wundere mich, daß Lessing dieses nicht ausbeutete.

Gambetta und Chancy tot! Taaffe und Philippovich atmen noch; Gottlob! Das Satyrspiel unserer österreichischen Weltgeschichte kann ruhig weitergehen.

Etwas Tirolisches: Der h. Johannes v. Nepomuk wurde vom Landtag zum Patron gegen Überschwemmungen erkoren. Als ihm nun eine Deputation das Ernennungsdekret überbrachte, nahm er es nicht an: „Er sei bereits zu alt und könne daher das Wasser nicht mehr halten."

An der Universität besorgt ein altes Weib das Reinigen der Böden. Als sie neulich im Gypskabinet die nackte Venus beschaute, sagte sie: „So sein mer a g'wöst, wia mer jung g'wöst sein!"

Bezüglich der Irredenta sind alle Italiener gleichen Sinnes, wenn auch nur wenige putschen. Wär' ich Italiener, gehörte ich auch dazu. So faßt ein alter 48er die Sache auf.

Mit Pindar bin ich fertig; auch er kennt die Sphinx der Skepsis. Über seine Frage: „τί θεός, τι τοπάν?" sind wir heute noch nicht hinaus. Ihr P.

21. Februar. Heute war ich bei den Gypsabgüssen. Zwei Köpfe beschäftigten mich; der Gegensatz möchte sich weiter ausführen lassen und gäbe gewiß zu fruchtbaren Aperçus Anlaß. Die melische Venus und die Büste der Clythia. Jene wie ein heller Krystall, diese gleich einer tauschweren Mohnknospe in der Dämmerung. Ja, eine Silhouette für ein Kapitel Menschengeschichte.

6. März. Ein auferbauliches Geschichtchen erfuhr ich heute. Ein Kronprinz — an Österreich dürfen Sie ja nicht denken, beileibe nicht! — sah eine schöne Sängerin. Wie sehr häufig, regte es sich bei ihm. Er versuchte daher eine „Annäherung". Das Mädchen war jedoch brav, von guten Eltern, die bereits zwei Söhne auf dem Schlachtfelde verloren hatten, sie antwortete kurz: „Es sind schon zwei Glieder meiner Familie für das hohe Haus gefallen und das genügt." Diesem Mädchen möchte ich wohl die Hand küssen.

4. April. In Florenz sah ich eine Marmorgruppe: Das Schinden des Marsyas. Mir fiel Goethe ein, der sich über die gräßlichen Marterscenen der christlichen Kunst beklagt. Mit Recht! Ist aber nicht Marsyas ein Gegenstück zum heiligen Bartholomäus? Widerlich war mir stets das Bild Fra Piombos, wo die Schergen mit scharfen Zangen einer herrlichen jungfräulichen Apollonia die Brustwarzen abzwicken.

In den Uffizien gab mir ein Bildchen nach Rembrandt zu denken: die heilige Familie reizend aufgefaßt und gemalt. Ein hübsches Weib reicht vorn einem Buben die Brust, die Großmutter schaut zu, hinten steht der Nährvater Josef in Hemdärmeln ohne Weste,

eine alte Kappe auf dem Kopf, wendet uns beim Hobeln den Rücken. Wir befinden uns in der Werkstätte eines kleinen Handwerkers und doch atmen wir reine Luft, weil alles schön zusammenstimmt und ohne Gemeinheit so menschlich nahe ist. Darum glaubt man auch an den Vorgang. Im Pitti haben wir einen großen heiligen Franziskus von Ligozzi, er kniet vor der Madonna, die ihm von einer Wolke den Knaben reicht. Auf dem Rücken der Kutte ist ein grober Lappen aufgeflickt und das führt uns aus dem Repräsentationsbild in den schlechten Realismus, der mit kleinen Zügen erreichen will, was er nicht aus dem ganzen zu schaffen vermag. Eines schickt sich nicht für alle!

28. April. Endlich der erste Frühlingstag. Langsam, langsam ging ich über die Höhen bei Weiherburg, Schwalben flogen im wolkenlosen Himmel, am sonnigen Abhang zirpten die Grillen und einzelne Kirschblüten hatten die braunen Knospen gesprengt. Ich setzte mich auf die Steinbank am Bächlein und ließ den Blick über den Sammetrasen mit seinen Maßliebchen, Primeln, Gundelreben und Ranunkeln hingleiten bis zu den schimmernden Schneehäuptern der Alpen. Wie oft habe ich dieses Schauspiel genossen und es ist mir immer neu, weil es das Alter mit anderen Augen betrachtet als die Jugend, welche nur sich will: ruhiger, stiller, inniger! Man hat da manche Gerte zu einem schlanken Baum aufwachsen sehen — so nach und nach, und mancher morsche Stamm ist zusammengebrochen, aber die Herrlichkeit der Welt ist geblieben: unwandelbar, groß und heilig; ja, es ist ein Gefühl der Andacht, das unsere Brust durchzieht, wie der leise Wind, welcher

den Opferduft der Blumen emporträgt. Wir Alten sind der Auflösung ins allgemeine Naturleben näher, darum wirkt jedes Zeichen desselben so heimlich, so vertraut auf uns, sei es nun der Laut eines Vogels, das Summen der Fliegen, der Schmuck einer Blüte, ein Wolkenzug, das Abendrot, der Glanz der Sterne oder auch nur das Spiel eines Stäubchens im lichten Sonnenstrahle. Wir wissen, daß der Himmel über uns ist, wir entsagen, weil ihn weder Menschen noch Titanen erstürmen, aber wir vertrauen. Haben wir geirrt, so haben wir auch gestrebt; die Summe unseres Daseins — groß oder klein — ist ein Faktor im Leben der Menschheit, wie der Kalk der winzigen Koralle, die am Riff aus der Tiefe des Abgrundes zum Licht emporbauen hilft.

Jeden Frühling lese ich auf diesem Platze Schillers Spaziergang, und die Bewunderung für dieses Gedicht, welches den Inhalt der ganzen Geschichte symbolisch zusammenfaßt und in strenger Form auszuprägen verstand, steigt immer mehr. Schwerlich halten die Tragödien Schiller über der Lethe, klassisch ist, was er in Distichen schrieb, und da würden ihn Sophokles und Plato als unsterblichen Bruder grüßen.

*

Bei der fortschreitenden Ausbildung des antiken Schicksalsbegriffes möge man eine Stelle von Statius Theb. Lib. I v. 212 nicht übersehen:

Jupiter:

„Incipit ex alto: — grave et immutabile sanctis
Pondus adest verbis, et vocem fata sequuntur."

*

Man soll endlich aufhören, von der Ruhe antiker Kunstwerke zu sprechen und dafür das richtige Wort setzen: „Unbefangenheit!“ Gerade das ist die oft gerühmte schlichte Einfalt. Diese Gestalten erheben keinen Anspruch, ja sie wissen gar nicht, daß sie in ihrem Sein oder Tun von jemand gesehen werden. So auch noch die Renaissance hohen Stiles. Anders das Barock oder die Franzosen. Die stehen immer auf der Bühne, und es gilt nur ein Grund: „Éblouissez! éblouissez!

*

„Not lehrt beten!“ sagt ein altes Sprichwort. — Aber hilft es auch?

*

21. Juni. Halbe Dämmerung. Der Himmel blaß wie durch Wolkenduft. In seiner Tiefe schwebte der Gekreuzigte, mit den Serafsschwingen, wie er S. Franziskus erschien. Der Kopf war auf die rechte Seite geneigt, das schlichte dunkle Haar hing wie ein Schleier nach vorn. Die Dornenkrone umflocht die Stirne, von der große Blutstropfen rannen. Plötzlich strahlten bis zum Horizont oben, unten, neben ihm helle einfache Kreuze und dann versank alles in Dunkelheit.

*

24. Juni. Um 12¼ Mittags verschied Cornelie.

*

Mein Schmerz endete mit einem Anfall, der mich etliche Augenblicke stumm machte; jetzt bin ich ruhig und gefaßt, es ist mir sonderbarer Weise, als wären Jahre seit ihrem Tod verflossen. Nachdem ich im Ka-

lender ihre Sterbestunde eingezeichnet, fiel die Feder zu Boden und wurde zertreten. Wie oft erfuhr ich, daß der Zufall manchmal symbolisch ist. Am Dienstag ging ich nach Klausen, die Tinneschlucht am Wildbach hin, der jede Straße zerstört hatte, bis zum Pocher, welcher jetzt verlassen ist. Die Einsamkeit wirkt doppelt schwer, wenn sie uns an einem öden Ort begegnet, an dem es vorher von menschlicher Tätigkeit wimmelte. Abends saß ich dann lang ober der Ruine Branzoll, über dem Geislerspitz lag ein schweres Gewitter, dessen Donner langsam herbeirollten und auf den Wolken zogen die Geister der Vergangenheit dahin.

*

Ewig ist nur, was keinen Anfang hat! Das wußte schon Aristoteles.

*

2. September 1883. Den ganzen Tag heftiger Scirocco. Weil er gegen Abend nur mehr stoßweise losbrach, fuhr ich mit meinem Sohn an den Platz, wo ich gewöhnlich zu fischen pflegte. Als wir dort anlangten, war der See ruhig; er ging in das Wirtshaus am Spitz, ich warf den Angel aus. Da flossen gegen sieben Uhr plötzlich in breitem Strome weiße Nebel über das Mondjoch. Ich wußte, daß dieses Sturm bedeute, stieß den Kahn an das Ufer und eilte im Laufschritt, meinen Sohn zu holen. Kaum waren wir eingestiegen, so brach der Orkan los. Es sausten die Tannen in der Höhe und beugten sich ächzend unter seiner Wut, dann fiel er auf den See, daß die Wellen hoch aufschlugen, bis man endlich in der undurchsichtigen Nacht nur mehr

das schauerliche Brausen hörte. Ich suchte am Gestade hinzusteuern, dann nahm mein Sohn die Richtung gegen das Fürstenhaus, mitten durch die wilden Wogen. Vergebens! In einer Stunde hatten wir kaum hundert Schritte bis zum Weber zurückgelegt. Die Wellen schlugen in den Kahn und überschütteten uns mit Wasser, während von oben der Gußregen niederstürzte. Wir wollten landen, die mächtige Flut warf uns schräg ans Ufer und nur mit Mühe gelang es uns, den Kahn auf den flachen Sand zu ziehen. Blos unserer Fertigkeit im Rudern und der ruhigen Haltung hatten wir es zu danken, daß wir entkamen. Und erst der Heimweg! Die Straße zieht knapp zwischen Berg und See hin, dieser warf seinen Gischt bis an den Abhang, wo wir hintappten. Triefnaß veratmeten wir an einer ruhigeren Stelle. Als wir gegen Norden blickten, sahen wir im Dunst unheimliche Lichter fern über den See hüpfen — da war ein Unglück geschehen. Am andern Morgen erfuhren wir, daß sich ein junger Mensch noch bei Tag auf das Wasser gewagt habe, jedoch abends nicht mehr zurückgekehrt sei. Die Schiffer trotzten dem Sturm, ihn zu suchen; sein Kahn war gekentert und er ertrunken. Vor Wasser triefend, das aus Kleidern und Schuhen rann, gelangten wir endlich nach Hause und konnten von einem Abenteuer berichten, wie ich es auf dem See, von dessen Ungestüm man seit vielen Jahren nichts mehr zu erzählen wußte, noch nie erlebt hatte und nicht mehr zu erleben wünsche.

*

19. September. Byrons Don Juan ist das größte Gedicht dieses Jahrhunderts.

Verliebte Augen! Der Toskaner sagt: „Fare gli occhi della triglia“, was einen roten leckeren Fisch bezeichnet; der Franzose: „Faire l’œil de carpe“ — des Karpfen. Woher die Ähnlichkeit der Bezeichnung, die man doch nicht wie pichione und pigeon — Taube auf die gleiche sprachliche Wurzel zurückführen kann? Wir Tiroler sind derber: „Augen machen wie ein gestochener Bock!“

*

Ein Herr sagte: „Was auf Erden ist, muß leiden — Menschen und Tiere!“ — Da erwiderte der alte Niggl: „Nur haben die Tiere voraus, daß sie es nicht als Strafe Gottes betrachten müssen.“

*

Wo Gott ist, ist auch der Teufel!

*

23. November. Les misérables von Hugo und 1793 fertig. Diese Qual nicht ein zweites Mal und überhaupt keinen Roman mehr von ihm. Mangel aller technischen Forderungen der Kunst, abgesehen von denen des gesunden Menschenverstandes. Man balanciert immer auf einer Nadelspitze und die kleine Lüge verschwindet vor der großen des Ganzen. Hie und da ein Geistesblitz, eine lyrische Blume; darum mag man es mit seinen kleinen Poesien versuchen.

*

25. November. Calderon „Das Leben ein Traum“! — Der versteht es, uns von der Gegenwart zu isolieren und auf den Schemel der Poesie zu versetzen!

*

20. Dezember. Eine gute Antwort gab mir der Schuster in der Pertisau, den ich aus einer großen Schüssel essen sah und deswegen aufzog: „Ja meinen Sie, Sie seien allein hohl?"

*

23. Dezember. Ich sprach mit dem Einnehmer am Kettensteg über den neuen Kirchenbau von Sanct Nicolaus. Er erzählte mir, daß er lang Kirchpropst gewesen: „Gegen Ende der dreißiger Jahre sei es sehr schlecht gestanden. Der Pfarrer habe alles vernachlässigt, überall Staub und Spinnweben, ja die Mäuse seien sogar in den Tabernakel gekrochen und hätten das Allerheiligste gefressen." — Und der liebe Herrgott wehrte sich nicht dagegen! Mir fiel Tertullian ein, der die Heiden verspottet, daß sich ihren Göttern von Holz und Stein die Vögel auf den Kopf setzen und sie beschmutzen.

*

13. Dezember. *Δός μοι, πῆ στῶ!*

1884.

Nichts ist treuer als das Unglück.

*

Das apokalyptische Weib mit der Sternenkrone und dem Mond zu Füßen: Die Menschheit schreit bei der schweren Geburt einer neuen Welt-Aera vor Schmerzen, aber der Morgen bricht noch nicht an, sondern es leuchten nur die Blitze nahender Ungewitter.

*

3. Februar. Ein Aufsatz in der Nuova Antologia veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen. Der Witz und der Humor bewirken das gleiche: sie erregen Lachen. Nur ist der Ursprung verschieden. Der eine stammt aus dem Kopf, der andere aus dem Herzen; dieser wird nie, jener meistens verletzend und es ist auch seine Absicht. Der Witz ist der Gemeinheit, der Humor der Sentimentalität näher; während jener auf der Oberfläche spielt, greift dieser in die Tiefe, er setzt eine Innigkeit voraus, die sich nach manchen Kämpfen mit sich selbst ausgeglichen hat. Einer hohen Seele dient der Witz als Brenneisen für eiternde Wunden, der schlechte Mensch braucht ihn wie die Viper den Zahn; oft nur aus Eitelkeit.

*

Milton läßt die Teufel bei Lucifers Rückkehr plötzlich in Tiere verwandelt werden, die man als Ausdruck ihres Wesens betrachten kann. Wenn nun ein Zauberer plötzlich über die Menschheit den Stab reckte — es wäre grauenvoll!

*

Es gibt Gegenden, die immer dem Hagelschlag und jedem Unwetter ausgesetzt sind; fast möchte man behaupten, es gebe auch solche Menschen.

*

Ruf, Ruhm: Gegenwart, Zukunft!

*

7. April. Unlängst war ich zu Hall. Ich besuche hie und da meine toten Freunde, auf jenen Friedhof war ich 5—6 Jahre nicht gekommen. Wie sehr über-

raschte mich die lange Zeile Verstorbener, mit denen ich erst kürzlich gesprochen zu haben glaubte. So lag neben Seb. Ruf jener Ignaz Schöpf, den Weiber in Telves vertrieben, der Altkatholik wurde, sich dann bekehrte und als Kaplan in h. Kreuz endete. Er hat mit mir studiert, wir gaben ihm den Spitznamen Voltaire, nebenbei trieb er englische Studien und wurde schließlich von seinen Eltern nach Brixen gesprengt. Der Stein zeigt passend- den Spruch: „Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden.“ Da zog eine Reihe von 50 Jahren vor meinem inneren Auge vorüber. Moriture Delli!

*

Es ist besser, du gibst die Welt auf, als die Welt gibt dich auf.

*

Daß Reisen bilde, gehört zu den modernen Vorurteilen; wenigstens nur selten. Weitaus die Mehrzahl der Touristen will sich nur zerstreuen und wundert sich dann, daß sie die Langweile, die sie gern zu Hause gelassen hätten, auch in die Ferne begleitet. Viele wollen nur nach fremden Speisezetteln essen und fremde Mädchen küssen. Für die Massen ist Kunst und Natur Hekuba, trotz Bädecker und Gsell-Fels. Sie müßten zuerst der Selbstentäußerung fähig sein, und so hat Horaz recht: „Coelum non animum mutant trans mare currentes.“ Jene wackeren Bierbayern, die auf einem berühmten Berggipfel tarokten, waren wenigstens aufrichtig und ehrlich. Viele, welche zu Hause durch die Rücksicht auf ihre Bekanntschaften gebändigt werden, kehren nun die angeborene Roheit

nackt und ungeniert heraus, wie man denn nirgends häufiger der Gemeinheit, der Rücksichtslosigkeit, dem Egoismus begegnet, als auf Reisen. Das hat mir Jahr für Jahr die Pertisau bestätigt, welche allmählich eine große Fremdenstation geworden ist.

*

Die blöde Vielwisserei unserer Tage zerstreut nur, aber sie bildet weder Geist noch Herz.

*

Es gibt Menschen, welche das Unglück beständig mit seltener Ausdauer verfolgt und, sobald sie den Kopf über die Flut erheben, wieder grausam untertaucht. Bisweilen reicht das über den Tod, wie eine kleine Erzählung bestätigen mag.

Ein Mann hatte in den letzten Jahren seines Lebens so viel zu leiden an sich, seiner Frau und den Kindern — daß er endlich das Elend mit stumpfer Gleichgiltigkeit annahm und sich Tag für Tag schon gar nichts anderes erwartete. Wenn man ihm zusprach: „Unter dem Monde wechseln ja Regen und Sonnenschein!" so zuckte er bei so trivialem Troste höchstens die Achseln, denn er hatte es ja anders erfahren und erfuhr es noch immer. Endlich lag er auf dem letzten Krankenbette. Da sagte er lächelnd: „Gebt wohl acht, wenn ihr meine Leiche über den Steg zum Freithof tragt, sonst fällt sie ins Wasser." — So geschah es auch. Es brach nämlich ein Gurt an der Bahre, und der Sarg rollte über das Geländer in die geschwollene Flut, denn es war gerade die Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirg. Daher wurde die Leiche nie mehr gefunden und ist wohl im

fernen Meere versandet. Diesesmal kamen aber auch Pfarrer und Meßner zu kurz, denn sie erhielten keine Taxe für das Begräbnis.

*

In der Schule der Leiden erfahren wir, aber es ist nicht immer wahr, daß wir lernen.

*

Spinoza. Tue redlich Deine Pflicht auf Erden, obschon Du dabei leidest in allen Tiefen der Seele, dann wirf Dich vor dem Ewigen in den Staub und bete demütig: Nicht belohnen sollst Du mich dafür, daß ich Dich liebe, sondern nur gestatten, daß ich Dich liebe bis zum letzten Hauch meines Daseins.

*

Vergeben ist leichter als — Vergessen.

*

Meine Magd brachte mir eine Sage aus Brixen, dort lebte ein Wucherer; er ging über Land und traf auf der Straße einen Kapuziner. Weil er ihn neckte, hielt ihm dieser eine Standrede und verwies ihm sein schmutziges Treiben. Der Wucherer wurde noch übermütiger. Da hob der Kapuziner einen Stein von der Straße und hieß ihn schauen. Durch einen Schlot erblickte er den Abgrund der Hölle, wo die Verdammten wie Kinder in den Flammen eingewindelt heulten. Nun bekehrte er sich und starb als heiliger Büßer. Wär's nicht gut, wenn unserem modernen Fortschritt mit Syphilis, Schnaps und Tabak die altväterliche Hölle ein bischen an die Sohlen brennte?

*

Für die Gefährlichsten halte ich jene Schriftsteller, die ihrer Begabung nach zu drei Vierteilen Litteraten, zu einem — Dichter sind. Ihr Talent als Litteraten verweist sie auf den Tag und den Erfolg desselben, sie haben aber so viel echtes Metall, um ihn zu vergolden, und es braucht den Probierstein langer Zeit, um dieselben auf ihren Wert zurückzuführen. — Manche von den Jungdeutschen.

*

10. Februar. Den Spruch: „Quod licet Jovi, non licet bovi" könnte man vielleicht mit Recht umkehren „Quod licet bovi, non licet Jovi!"

*

Heut nachts träumte mir von meiner verstorbenen Freundin Cornelie. Wir sprachen sehr ernste Dinge; ich erinnere mich jedoch nur an ihr letztes Wort: „Für uns gilt Zeit und Raum nicht mehr!"

*

Man redet immer von einem Fortschritt der Menschheit. Zugegeben, aber was hat jener davon, der auf diesem Wege zermalmt wird?

*

Der Fatalismus der Orientalen ist schließlich nur ein anderer Ausdruck für die Notwendigkeit alles Geschehens.

*

27. Februar. Durch die Chants du Crépuscule von V. Hugo geht doch hie und da ein Zug echter Größe:

Seigneur est ce vraiment l'aube qu'on voit éclore? —
Oh! l'anxiété croît de moment en moment.
N'y voit on déjà plus? n'y voit — on pas encore
Est — ce la fin, seigneur, ou le commencement?

*

Wir haben prachtvolle Nächte. Orion neigt sich — rechts den Abendstern, links Sirius, um halb zehn zum Untergang, während Jupiter und Saturn nahezu im Zenith stehen.

*

3. April. Am Neubau des Ferdinandeum sind Friese angebracht; einige nackte Torsen erregten unseren Ultramontanen unkeusche Gedanken; man solle tierische Embleme aufstellen. Ich riet nun zu einer Garnitur von bockledernen Hosen und Chorröcken.

*

3. April. Natter will den Loki machen. Warum nicht Judas? Diesen darf man nicht als gemeinen Kerl fassen, einen solchen hätte Christus nicht angenommen, sondern als den Realisten, der einen klingenden Scheckel dem ganzen Gottesreich vorzieht. Als sein Gegensatz wäre der liebevolle Johannes hinzustellen: Zwei Bilder die denn doch wohl zur Gestaltung herausfordern und eine große Vertiefung gestatten.

*

Die Blumensonette der Gräfin C. Terlago veranlaßten mich zu einer Travestie:

Der Garten.

„Ihr seid Gesindel!“ — ruft von ihren Stecken
Die Malve höhnend, daß es wiederhole
Die Georgine dort vor ihrer Sohle.
„Ihr seid Gesindel! — tönt es, um zu necken.

„‚Gesindel?‘“ — wir! — so schallt's aus allen Ecken
Von Erbse, Rettig und dem Karviole
Der gelben Rübe und dem blauen Kohle, —
„‚Ihr seid Gesindel!‘ — ruft ihr eitlen Gecken.

Im Winter, wenn ihr jämmerlich erfroren,
Da wirft man euch verächtlich aus den Beeten
Uns hat dafür die Hausfrau klug erkoren.

Auf werden wir in Küchenzetteln treten,
Getauft französisch sind wir hochgeboren
Und laben selbst die Zunge der Asketen.“

Palmarum tralarum! War heut in der Pfarrkirche. Dieses Wogen und Nicken der Palmlatten mit Bretzlein und flatternden Bändern, welche die Buben kaum zu heben vermochten, hie und da ein Kind auf dem Arm der Mutter mit dem Ölzweig; ist das nicht ein rührendes Symbol? Und all die fröhlichen Gesichter zum Beginn des Frühlinges; ja laßt die Kleinen zu mir kommen, denn sie sind noch nicht aufgeklärt und brauchen es nicht zu sein, wie ihr alten Esel, aber stört ihnen auch nicht die Freude, denn was könnt ihr ihnen dafür geben?

*

„Der Mensch pflanzt die Hoffnung noch am Grabe auf!“ singt Schiller und sogar Leopardi der Pessimist

hat eine ähnliche Strophe. Das ist nicht wahr; du kannst mit gebundenen Händen in den Abgrund fallen, aus dem kein Entrinnen möglich ist und du siehst es mit klarem Blicke. Du darfst dir gar nicht einmal den Tod wünschen, weil er denen, die du liebst, neues Elend bringen würde. Dennoch wird er einmal kommen und sie vor fremde Türen weisen. Ist das nicht bitter? da ist jeder Gedanke an Hoffnung nicht Trost des Himmels, sondern Spott der Hölle und es gilt nur die kalte nüchterne Prosa des Teufels, zwar logisch, aber erbarmungslos.

*

„Viel Feind, viel Ehr!" — Richtig, es kommt aber auch darauf an, wer die Feinde sind.

*

27. April. Zu Florenz war ich am Ostersonntag in den Cascinen: Glänzender Korso mit all dem hohlen Prunk der großen Welt. Die Weiblein lagen faul auf dem Rücken in den Equipagen und blitzten Feuerpfeile; sie polstern sich jetzt den Hintern wie den Fettsteiß der Hottentottinnen. Niemand ist mehr von der Natur abgewichen, als die treuen Töchter der freien Natur, seitdem ihnen nach dem Sündenfall Gott Vater ein Gewand aus Tierfellen zusammenflickte, das kann jede Nummer der Frauenzeitung beweisen.

Dazwischen schwänzelten junge Herrlein mit lackierten Gesichtern, Offiziere süß wie Syrup, dramatische Bersagliere mit Federbusch und Radmäntelchen gleich Statisten in Fra Diavolo. Alles spielte mit dem Feigenblatt.

Auch Kinder waren da, geputzt wie die Äffchen und Gottes Geschöpf schon in der Jugend verhunzt. Nur eines sah' ich mit Augen wie der Abendstern, der droben zu leuchten begann, etwa von zehn Jahren; ich dachte an Beatrice, und als der Wind die Flügelsamen der Ulmen vor meinen Füßen hintrieb, fragte ich wohl: Ist all die Eleganz mehr als dieser? — Eine Amsel scheint das gleiche gefühlt zu haben, sie sang ihr Abendlied als wär' dies alles nicht da.

Zu Verona erfuhr ich auf dem Bahnhof den Tod Geibels. Er war eine edle Natur, die Gemeinheit lag tief unter ihm. Wir kannten uns persönlich und haben uns hier und da etwas geschickt; nicht blos manche Gedichte, auch das Bild seines Wesens verdient erhalten zu bleiben.

*

Hans Vintler, dem Viktor Hugo und die Franzosen als die größten Meister galten, äußerte jüngst: „In hundert Jahren werde man über Goethe und Schiller lachen." Er hat nicht Unrecht, nur aus einem anderen Grunde als er meint. Die Kunst Goethes und Schillers ist trotz der Meisterwerke, die sie schuf, Renaissance und dabei vornehm, was die Deutschen nie lang aushalten. Wir können sagen, beide leben jetzt schon mehr in den Scharteken der Alexandriner, und sind bereits tiefer unter dem Bewußtsein der Gebildeten, als diese zugeben möchten.

*

1. Mai. Die Büste von H. Fuß stellt mich eben dar, wie ich täglich auf der Straße wandere und so

erkennen mich die Leute vielleicht am besten. Sie wurde nicht in meinem Auftrag gemacht — wo nähm' ich wohl das Geld her? — sondern der Künstler ersuchte mich, ihm Modell zu stehen, weil er eine Persönlichkeit wollte, die man nicht blos zu Innsbruck kenne. Hier hätte er freilich besser getan, den Schweinmetzger Norz oder den Bierwirt Breinößl zu machen, die hätten ein größeres Publikum gefunden.

*

Wenn der Gefolterte heult, ist das vielleicht Weltschmerz?

*

Die ganze Wissenschaft mancher Leute gleicht einer Wurst; sie hacken die Dinge kurz und klein und haben sie dieselben in den Darm ihres Gedächnisses geschoppt, so glauben sie auch dieselben zu verstehen.

*

Die Menschheit braucht wenig Bücher, und die sind vielleicht geschrieben.

*

Manche Leute stehen vor einem Kunstwerk wie Ochs und Esel, als sie statt dem gewohnten Heu das Christkindlein in der Krippe fanden.

*

6. Mai. „Ergib Dich in den Willen Gottes!" Das heißt, erkenne, daß ein jeder Widerstand gegen die Notwendigkeit der ewigen Weltordnung vergebens ist.

*

Die armen Theologen! Sie kämpfen gegen die Naturwissenschaften mit den Waffen der Scholastik.

Als ob sich von Tatsachen durch Syllogismen etwas abhandeln ließe. Das ist der Krieg des Wallfisches gegen den Bären. Die Naturwissenschaft kann nur durch die Naturwissenschaft und zuletzt durch die Philosophie überwunden werden, wenn diese je den Urgrund der Dinge zu finden und auszusprechen vermag. Doch möchte ist fragen: Macht die Mathematik die Scholastik als formelles Bildungsmittel entbehrlich und tat man gut daran, diese ganz aus der Schule zu verbannen? Könnte man bei den Dialektikern nicht hie und da eine Fechtstunde nehmen?

*

Das Vaterunser ist ein Gebet des Einzelnen für die ganze Menschheit und im Namen derselben. Darum heißt es immer „uns" und nicht „mir" und „mich".

*

Das Gebet des Glücklichen? — Er streichelt das Bäuchlein, das nimmersatte, faltet die gierigen Klauen und gähnt zwischen Schlaf und Wachen zum guten Herrgott: „Mehr, noch mehr!"

*

Alle Wesen, Tiere, Pflanzen, Gestein, sind aus chemischen Elementen zusammengesetzt und behaupten sich nur so lange, als diese in lebendiger, beziehungsweise gesetzlicher Verbindung bleiben. Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Eisen, Kalk ist noch kein Organismus, kein Mineral, aber sie liegen darin gebunden. Etwas Ähnliches ist es in der Poesie mit den Gemeinplätzen; diese müssen sich ganz unter die Haut des Kunstwerkes gezogen haben und nur dann erscheint dieses als solches.

Das hängt nun freilich von der Gestaltungskraft im weitesten Sinne ab und darum ist auch die Fabel mit ihrem „docet“ am Schlusse nur Halbpoesie.

*

Die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte, aber der Hagel trifft auch Gerechte und Ungerechte.

*

Goethe, Schiller, Platen, Lenau, Uhland und andere haben die deutsche Sprache auf eine reine Höhe gebracht. Das scheint manchen zu vornehm, sie stülpen die Hemdärmel auf, setzen sich, den Stummel im Maul, zum Bierkrug und beklatschen die Schlampereien, Flickwerke und Verdrehungen der... Doch ich will keine Namen nennen, man errät sie ohnedem. Der Beifall hat noch eine äußere Ursache: das erwachte Selbstgefühl der Nation; da glaubt mancher, Urgermanisches vor sich zu haben, und ergötzt sich an den gemütlichen Rüpeleien. Das gilt auch von den Stoffen. Die Mode wird vorübergehen und die gebildete Welt nicht bei Stabreim und Pfahlbauten neu anfangen.

*

Um den traurigen Zustand des deutschen Lustspieles zu erklären, beruft man sich auf die Verschiedenheit der Sitten in den verschiedenen Städten, so daß was in Berlin gefällt, in Wien kalt läßt und umgekehrt, das gleiche gilt von München, Stuttgart, Leipzig. Das ist alles richtig, man möchte aber fragen, warum die Komödien, welche vor allen den Parisern auf den Leib

geschrieben wurden, in allen diesen Städten ohne Unterschied gefallen?

*

22. Mai. Der berühmte Mythos, den Sokrates beim Symposion aus dem Munde Diotimas erzählt, soll in uralter Zeit anders gelautet haben und der biblischen Überlieferung wenigstens nach einer Seite näher gestanden sein. Was ich da und dort von seinen Trümmern auflesen konnte, will ich hier erzählen, ohne es jedoch zu wagen, über Echtheit oder Unechtheit Vermutungen aufzustellen, oder vielleicht verschobenes zurecht zu rücken.

Da heißt es nun: der erste Mensch habe als Sohn der Allmutter Erde vollkommen an Geist und Körper ein seliges Leben geführt und sei zu solcher Macht erstarkt, daß ihn die Götter nicht bloß beneideten, sondern sogar fürchteten. Sie hielten nun Rat, wie er unter ihr Maß hinabgedrückt werden könne, fanden jedoch weder Mittel noch Weg. Da stieg Eros wie eine Flamme aus dem Chaos an der fernen Grenze von Himmel und Erde empor und bot ihnen seine Hilfe, wenn sie seine Herrschaft über alles Leben anerkennen wollten. Sie schworen ihm dieses freudig beim Styx. So wie er selber der Sohn verschiedener Elemente war, formte er aus irdischen Stoffen verschiedener Tiere: des bunten Schmetterlinges, der boshaften Wespe, des anmutigen Rehes, der falschen Schlange und anderer, die ich nicht nennen mag, den Leib des Weibes und mischte ihm etliche Tropfen vom Herzblut bei, das er dem Manne, als er schlief, heimlich abgezapft hatte. Zur Seele verschmolz er einen Strahl

des Abendsternes mit etwas Glutfluß des Phlegethon. Nachdem er sie, ein Wunder an Reiz und Schönheit, fertig geknetet, nannte er sie Pandora und führte sie bei Anbruch der Nacht dem Manne zu; ihr Aug' entzündete in ihm das Rasen der Liebe. Das Herzblut als Teil seines Ich zog ihn feurig zu ihr, die anderen Stoffe stießen ihn als ungleichartig ab, sodaß er im rastlosen Kampfe seines Innern die Kraft aufrieb, die ihn zum Herrscher des All gemacht hätte. Was noch übrig blieb, verzehrte die gemeine Sorge für Nahrung und Unterhalt, den er Weib und Kindern schaffen mußte und er versank in die tiefe Nacht des Elendes, daß er sogar zu den Göttern, die ihm weder helfen wollten noch konnten, flehend die Arme erhob. So wurde das Paradies ein Jammertal; die Zwietracht, die das Weib in ihn geworfen, ging auch auf seine Söhne und Töchter über; Neid und Haß, Raub und Totschlag gediehen üppig allerorts. Das war der Sündenfall, der auch den Tod brachte und die Erbsünde von Geschlecht zu Geschlecht; denn nur der Reine ist selig und unsterblich. Da öffnete die Erde zornig die Schleußen der Tiefe und riß die Menschen in den Abgrund, aber die wenigen, die übrig geblieben, pflanzten das Unheil fort, daß es bald war, wie vordem. Das sah Prometheus, der Erde ältester Sohn, dessen Weisheit keiner List der Verführung erlag. Er war aus dem Geschlecht der Titanen, in welchem die Kräfte der Natur und Menschenseele Leben gewannen. Auf sie folgten dann die Götter, beweglich wie die Luft und die Wolken schwebten sie empor und tronten auf Bergeswipfeln, hoch über der gemeinen Wirklichkeit

der Dinge, deren Bilder ihr heiteres Aug' ergötzte, ohne daß sie sich am rohen Stoffe beschmutzten oder stießen. Ihr Wollen war Willkür.

Dann erst kam der Mensch, der fest auf dem Boden stand und mit dem Geiste über Zeit und Raum hinausdrang, bis ihn das Weib in die Enge zog. Dessen dachte Prometheus und erbarmte sich. Er zündete eine Fackel an der reinen Sonne an und brachte sie den Menschen, mit ihr die Kunst, die Wissenschaft, das Gewerbe, und mit ihm schwebte seine Schwester Pallas Athene herab, die große hehre Heilige und lehrte den Menschen die Arbeit, durch die er sich selbst versöhnen und das Paradies wieder gewinnen kann, bis zum großen Weltenbrande, der alles unlautere vertilgt und den Staub in das ewige umschmilzt und auch die Götter verweht er wie Rauch, weil sie nur im Dasein beharrten und nicht wie der Mensch im Kampf mit sich selbst und der Welt vorwärts, aufwärts drangen.

Ich möchte dieser Erzählung beifügen, daß auch die alten Deutschen ähnliche Sagen gerettet zu haben scheinen; ja sie wirkte sogar, wenn ich nicht irre, auf das Christentum nach.

Jedenfalls halte ich den Mythos in dieser Fassung für älter als der, welchen Diotima dem Sokrates erzählte, wenn ihn nicht Plato erst für seine Zwecke umbildete.

25. Mai. Am Wege nach Amras stehen einige Faulbäume, die verdorrt sind, weil man ihnen die Rinde abgeschunden. Ein Greis, dem seine Angehörigen das bitterste Herzeleid zufügten, sah traurig hin und sagte: „Ich bin auch so, bis ich sterbe, hat man mir

die Haut abgezogen, aber was dann? Den dürren Baum kann man auf dem Herd oder im Ofen verbrennen, ich bin aber gar nichts nütze und da mögen meine Leute schauen, was sie machen.

*

Stimmung, ja! — Eine gute Ausrede für den Mangel an Phantasie.

*

Die Julisonne lag heiß und blendend auf den Straßen von Schiras. Ein alter Mann schlich verdrossen im Schatten einer Mauer zum Bäcker, um dort für ein paar Pfennige sein Mittagsbrot zu holen: Firdusi, der arme große Dichter. Wie er nun so sein Laiblein im Ärmel des Kaftan barg, sah er eine Grille, die vergebens zappelte, aus dem Staub zu kommen. Er hob sie mitleidig auf und warf sie über die Mauer eines nahen öffentlichen Gartens. Als der Tag verkühlte, wollte er dort unter den Büschen ausruhen, gerade dem Platze gegenüber, wo er die Grille gefunden hatte. Er sah hin, sie lag ertrunken in einem Marmorbecken. „So ist nicht einmal die Grille klein genug, um ihrem Schicksale zu entrinnen!“ rief er aus, „und der allmächtige Schah von Persien stellt sich ihm trotzig entgegen!“ fügte er nachdenklich bei. — „Wo für alle Wesen das Gleiche gilt,“ fuhr er nach einer Weile fort, „darfst du dich nicht beklagen, daß es für dich keine Ausnahme gibt, sondern danke vorläufig, wenn du auch nur eine trockene Semmel hast, sie hier und da in den Brunnen zu tunken. Allah sei gepriesen!“

— Seitdem murrte er nie mehr über das Los seiner Armut.

*

Du liegst unter einem schweren schwarzen Bahrtuch und hältst die Löcher, welche die Motten darein gefressen haben, für Sterne.

*

Warum greift Ihr nicht tiefer in den Gnadenschatz der Wunder? (Einen Kranken heilen, Lazarus aufwecken, der auch scheintot sein konnte, einen Feigenbaum vertrocknen lassen, oder gar Säue ins Meer sprengen!) — Verwandelt einmal einen Stelzfuß in Fleisch und Bein oder macht zerstreute Knochen lebendig; das könnte man gelten lassen! Alles andere ist mehr weniger problematisch.

*

Ein Finkenpärchen aus dem nahen Garten hat mir seine zwei Jungen vorgestellt. Die lustige Familie sitzt auf dem Fenstergesimse, pickt die Hanfkörner und Brotbröckchen auf, die ich hingestreut, so nahe, daß ich sie mit der Hand erreichen könnte. Eins und das andere schaut mich wohl mit den glänzenden Äuglein an, als wollt' es sich noch etwas ausbitten, dann flattern sie plötzlich fort, bis sie der Hunger oder der Regen wieder her treibt, Unterstand zu suchen. Wenn ich nicht auf bin, klopfen sie oft schon um vier Uhr früh an die Scheiben, sie wollen ihr Futter.

*

Mancher glaubt, die Erde könne sich nicht um die

Sonne drehen, wenn er ihr nicht die Jahreszeiten aus dem Kalender vorgerechnet hat.

*

Man kann immer die Wahrheit sagen und doch nicht wahr sein.

*

Am 17. Juni 1884 um fünf Uhr abends traf ich vor dem „Café Bilger" in Innsbruck meinen alten Freund Balthasar Hunold am Arme seiner Schwester, wie er sich langsam und mühselig neben den Mauern vorwärtstastete. Er teilte mir kurz mit, daß ihm nicht mehr zu helfen sei, er werde daher morgen um 1 Uhr in die Schweiz abreisen. „Ich danke für alles!", waren seine letzten Worte; als wir uns zum Abschiede die Hände reichten, wußten wir beide, daß wir uns nie wieder sehen würden, — noch ein langer Blick und er schob sich weiter. Am 27. Juni starb er und ruht nun unter einem weißen Marbelstein in heimischer Erde.

Der Sohn armer Leute war Hunold zu Oberurnen bei Glarus am 26. April 1828 geboren. Er schlug verschiedene Lebenspfade ein: als Hirt trieb er die Rinder seines Dorfes auf die Alm, dann trug er als Krämer Warenballen von einem Bauernhofe zum anderen und wurde endlich Schullehrer, ohne irgendwo Wurzeln zu schlagen.

Im Jahre 1848 trug ihn ein günstiger Wind nach Innsbruck, er trat als Schüler ins Gymnasium und studierte unter bitteren Entbehrungen aber mit ausgezeichnetem Erfolge. Da wurde die Stelle eines

Skriptors am Ferdinandeum frei; weil er fremder Sprachen kundig war, empfahl ich ihn, und er erhielt den Platz. Nun war er im Hafen, von dem er bis in den letzten Tagen nicht mehr auslaufen sollte.

Das Gehalt war nicht groß, aber die Aufgabe auch nicht schwer; er mußte die schriftlichen Einläufe erledigen, Etiketten zeichnen und gelegentlich Fremde in den Sammlungen herumführen, wofür er dann ein kleines Trinkgeld erhielt. Bei seiner großen Mäßigkeit konnte er allmählich ein paar tausend Gulden ersparen, die er auf ein Häuschen legte.

Da saß er denn in der Kanzlei sinnend und denkend, ob ihn nicht die Muse besuchen wolle? — Oft lehnte er des Winters, die Hände rückwärts, am warmen Ofen und „trocknete das Pulver". — Kam ich zufällig daher, so begann er stereotyp in seinem gemütlichen Schweizer-Deutsch: „Sie Herr Professor, i hob an Gedonk'n, der war für a Sonetterl!" — „Nun, was denn?" — Da erzählte er langsam, Wort für Wort betonend, mit gemessenem Ausdrucke. Ich lachte ihn meistens aus; er gab aber nicht nach, bis ich meine Ansicht sagte und wohl auch einen oder den anderen krummen Fuß einrenkte. Das war meistens nur Reflexions-Poesie, wie es geschieht, wenn man erst zur Seele den Leib suchen muß. Er lagerte diese Ware gewöhnlich in einem Lokalblatte ab und wurde dann dafür gehänselt; der sarkastische Professor Josef Daum travestierte ihn einmal als „Nabuchodonosor Unhold". Indes darf man seine Poesie nicht zu niedrig anschlagen, namentlich unter den Sonetten findet sich manches treffliche, nach Form und Inhalt ausgereifte, das

selbst Platens strengen Maßstab ertragen würde. Gilt aber dieser, den er von Petrarca entlehnte, in allen Punkten? — Wohl durchschnittlich für den architektonischen Aufbau der Strophen. Unser deutsches Sonett scheitert jedoch am Reim. Den weiblichen fordert der italienische Meister bei allen vierzehn Versen, man denke jedoch an die meckernden e, denen wir nicht entrinnen. Wir finden bei Platen Stücke genug, wo jede Zeile mit en schließt; das kann nur ein Gehör ertragen, wie es bei uns Deutschen wenig entwickelt ist. Darum haben auch Dichter, wie der melodische Bürger, der auch Trochäen verwendete, später Lenau und Gilm in seinen wälschtirolischen Sonetten den männlichen Reim angewendet. Bezüglich der Verkettung der Verse und des Übergreifens des Inhaltes von einer Strophe in die andere oder gar von den Vierzeilen in die Terzinen — möchten wir uns mehr den Italienern nähern. Am willkürlichsten verfuhren die Engländer z. B. Wordsworth mit dem Schema, so daß fast der Charakter des Sonettes verloren geht. Darüber ließe sich viel verhandeln, das bleibe jedoch einem überlassen, der dafür Leser zu finden hofft.

Kehren wir von diesem akademischen Abstecher wieder in die Kanzlei des Museums zurück.

Hunold's „Gedichterln", für die er eifrig Propaganda machte, indem er sie oft deklamierte, erlebten im Laufe der Jahre mehrere Auflagen, was zu Innsbruck, ja sogar an der Pleisse und Spree bei allem Hochdrucke der Reklame nur selten geschieht. Freilich rümpft man dort über uns kalt die Nase und hält

die Türe zu, wie mir denn ein Schriftsteller aus Berlin schrieb: „Für alles aus Österreich und Süd-Deutschland besteht die Main-Grenze meistens noch immer!" Trösten wir uns.

Ein feiner Humor, manches gelungene Bildchen machte seine „Innsbrucker und Haller Spaziergänge" beliebt. Auch ein und das andere erzählende Gedicht leistete er; als ein Meisterwerk in seiner Art, wie die deutsche Litteratur nicht viel ähnliche besitzt, bringe ich am Schlusse den „Wirt an der Mahr". Man errichtet diesem Helden der Wahrheit jetzt zu Bozen ein Denkmal, Hunolds Verse werden jede goldene Inschrift auf Stein überdauern.

Aber auch die Liebe plagte den „Alten im Bart" nur zu oft. Da war er sehr naiv. Zum letztenmale wendete er sich an ein vornehmes Fräulein ihm gegenüber. Es war Winter. Er zwängte sich nun in der schmutzigen gestrickten Wolljacke durch das enge Guckfenster und starrte wie Toggenburg zur Holden empor, die ihn höchstens auslachte. Als sie starb, legte er auf ihr Grab einen Kranz Sonette, was ihm die stolzen Verwandten sehr übel nahmen.

Seiner politischen Gesinnung nach blieb er stets der geborene Republikaner, der sich über hohe Herrschaften, Aristokraten und Mandarinen mit behaglicher Ironie äußerte, ohne jedoch zum Angriff zu schreiten; das hätte nicht blos seiner Stellung, sondern auch seiner milden Natur widersprochen. So verhielt er sich auch dem Klerus gegenüber; nur einmal hörte ich ihn drollig schimpfen, als ein Hochwürdiger zu Hall seine Eifersucht erregte.

Hunold hatte sich in Tirol völlig akklimatisiert, er lernte mit den Tirolern lieben und hassen; seine Heimat besuchte er nur selten mehr und kehrte stets gern zu uns zurück, „denn meine Londsleut' sind gor so prosaisch!" Vielleicht das Babettli, die Tochter seines Freundes Vogl, ausgenommen! Hunold war eine populäre Gestalt; jedermann kannte ihn, jedermann grüßte ihn, wenn er langsam durch die Straßen zottelte.

Die Zeit hat ein weites Sieb; wie viele von der Unmasse deutscher Dichter und Dichterlinge, und seien sie heute auch die gefeierten Lieblinge des guten deutschen bum bum Publikum — werden nach hundert Jahren übrig sein? — Dann taucht wohl wieder unser Custos in der Jacke auf, den vor allen die Schweizer nicht vergessen sollten. Die Züge seines plastisch schönen Kopfes hat uns der Meisterpinsel Defreggers erhalten; das Bild hängt unter den Gemälden des Ferdinandeums, wo er 31 Jahre waltete.

Über Hunolds Grab sind noch nicht volle zehn Jahre hingegangen, er ist fast vergessen wie Senn, Pfeifer, Streiter und andere: — dem Dichter die verdiente Auferstehung, seiner Asche Frieden!

*

Der Wirt an der Mahr.

Einen Tag vergißt der Tiroler nicht!
Zu Bozen tagte das Kriegsgericht,
Ein neuer Rebell war ausgespürt:
Der Wirt an der Mahr wird vorgeführt.

Der General spricht, den jeder kennt:
„Sofern du gewußt von des Königs Patent,

So lautet das Urteil auf Pulver und Blei,
Doch wenn du's nicht wußtest, so bist du frei!"

So sprach der Mann; es kam ihm leicht,
Ihn hat der Gemahlin Bitten erweicht:
„„Ich weiß, daß dein Herz ihn nicht tödten kann,
Blick deine eigenen Kinder an."" —

„Sein junges Weib kam heut zu mir,
Zwei blühende Kindlein hingen an ihr,
Ein drittes trägt sie in dem Schoß!" —
„„O mach' die Kinder nicht vaterlos!""

Und nochmals fragt er — im Saal wird's still —
Und jeder den Biedern retten will,
Und erwartungsvoll klopft jede Brust,
Doch er spricht fest: „Ich hab's gewußt!" —

Als vom Frührot gefärbt am nächsten Tag
Wie Blut der Schnee auf den Bergen lag,
Da hat zu des Landes ewigem Schmerz
Verblutet das beste Tiroler-Herz.

Da lag, von den Kugeln dahingestreckt,
Ein Leben, das nie eine Lüge befleckt,
Ein Held der Wahrheit, wie keiner war!
Das ist die Geschichte vom Wirt an der Mahr.

*

28. Juni. So sind die Menschen! Wenn Du am Kreuze hängst und Dein Herzblut niedertropft, dann schauen sie wohl neugierig zu Dir empor; Du sollst eben nicht seufzen, sondern ein geistreiches Bonmot machen; sonst zucken sie die Achseln im Fort-

gehen und fragen: „Wozu ist denn eigentlich die ganze Komödie?"

*

29. Juni. „Mein Gott, mein Gott, was hast Du mich verlassen!" Das ist der furchtbarste Schrei, die schwerste Anklage, welche je im Dunkel der großen Menschentragödie von einer Lippe kam.

*

30. August. Aus der Tiefe des Volksgeistes für das Volk dichten, das ist Volkspoesie und kann unbewußt geschehen, tu' es auf dem höchsten Standpunkt der Bildung und Welterfahrung, dann bist Du ein großer Kunstdichter.

*

1. Juli. Mögen Psychologen und Philosophen in Ewigkeit über die Freiheit des Willens streiten, in der Praxis des Lebens müssen wir sie stets voraussetzen.

*

Im Organismus, sei er nun Krystall, Pflanze oder Tier, ist alles auf einen Mittelpunkt bezogen; darum ist in der Kunst die Komposition das Schwerste.

*

3. Juli. Die Gaberwirtin sagte jüngst zu einer Bäuerin: „Wenn eines vom andern das geheime Leiden wüßte, ginge jedes still nach Hause und dankte Gott für das seinige."

*

10. Juli. Heute abends ein Gewitter. Da beobachtete ich eine Erscheinung, von der ich wohl bisher reden hörte, aber nicht daran glaubte. Um 9 Uhr

fuhr ein Blitz aus der Höhe der Höttingerkirche mit großem Glanz senkrecht in die Luft und erlosch ober dem Brandjoch. Ihm folgte ein scharfes und rasches Knattern.

*

1. August. Unlängst erzählte ich zwei Priestern, welche mich auf einem geologischen Ausfluge begleiteten, vor der Brücke zu Schwaz, wie im Jahre 1809 auf dem gleichen Platze ein junger, bayerischer Soldat stand und den viehischen Gräueln seiner Kameraden eine Zeitlang zusah. Endlich lehnte er sich entsetzt an eine Mauer und rief zum Himmel: „Es gibt keinen Gott, wär' einer, so hätt' er schon längst mit seinen Blitzen dreingeschlagen!" — Also praktischer Atheismus.

*

Es ist ganz richtig; ein Kunstwerk darf als solches nur vom Standtpunkt der Kunst beurteilt werden. Weil es alles auf die Form bezieht, ist es im gewissen Sinn Selbstzweck wie auch ein Organismus seine Teile gegen einander auf ein Ganzes abwägt. Zugleich ist es durch seine Harmonie sittlich, insoferne Sittlichkeit Harmonie ist. Aber nur insoferne, also ganz abstrakt. Anders verhält sich ein Kunstwerk, wenn wir es nicht blos als solches, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Welt betrachten. Da wirkt es auch stofflich und es hilft alles Gerede von Selbstzweck nicht mehr, gerade so wie die Organismen nicht bedingungslos da sind. Da muß sich die Kunst den Mächten des Lebens einordnen und den Ideen derselben den angemessenen Körper leihen. Wer leugnet, daß sie das Größte im

Dienste der Religion schuf und von dieser die erhebendsten Anregungen empfing!

*

Unlängst hieß es in einem Aufsatze: „Er schrieb nie Briefe zum Fenster hinaus." Ganz richtig, an die Geliebte, die Frau, einen Duzbruder. Muß man aber die Römer, die Franzosen und Italiener, ja auch Goethe, Schiller, Humboldt schelten, weil sie wußten, daß ihre Briefe früher oder später veröffentlicht würden und daran dachten, als sie schrieben? Es ist schon eine Pflicht gewöhnlicher Artigkeit gegen den Adressaten, die Feder nicht schleuderisch über das Papier laufen zu lassen, wie man Briefe ja auch nicht mit Tintenklecksen und Fettflecken abschickt. In Deutschland, wo man sich in der Kneipe freundnachbarlich grob anbiedert, während man anderseits lächerlich auf Etikette hält, wollen manche nicht wissen, daß auch ein Brief ein kleines Kunstwerk sein kann, desungeachtet zieht man dem Klatsch zuliebe jeden Papierstreifen aus dem Kehricht, um ihn zu veröffentlichen.

*

Jedes Jahr, das wir leben, ist die schärfste Kritik desjenigen, das wir gelebt haben.

*

Geborene Egoisten widern nicht an, insofern sie unbefangen handeln; sobald sie jedoch zum Bewußtsein von sich und der Welt kommen, sind sie vollendete Schurken.

*

Weil die Natur ihre Zwecke ohne Rücksicht auf das

Individuum verfolgt und dieses einfach als Mittel braucht, erscheint sie grausam. Seht die arme Raupe; die Schlupfwespe bohrt sie mit dem Stachel an und legt die Eier in ihren Leib, wo sie sich entwickeln, ihren Wirt aufzehren und als leblose Haut zurücklassen.

*

Man betrachtet die Menschheit wohl als einen höheren Organismus, so daß die einzelnen Menschen — jeder an seinem Platz — etwa die Zellen vertreten würden. Es gibt jedoch Millionen, welche nie zum Bewußtsein der Menschenwürde erwachten und Millionen, die durch harte Dienstbarkeit unter sie herabgedrückt wurden, ohne die Hoffnung, je sich wieder zu erheben. Wer wagt das als göttliche Weltordnung zu bezeichnen? Auf! zersprengt diese Ketten und wär' es mit Dynamit!

*

Jean Paul gelangt immer erst durch eine lange Spirale an den Punkt, den andere geradeaus mit wenigen Schritten erreichen.

*

23. Juli. Bisweilen macht die Natur einen symbolischen Witz, daß man fast an Absicht glauben möchte. Wo sich außerhalb des Seespitzes der Weg gabelt, steht rechts ein rohes Kruzifix mit einem Vordache. Unter diesem hängt gerade über dem Haupt des Erlösers ein großes kugeliges Wespennest. Er läßt sie summen und brummen — was tut's? Er ist ja von Holz! Sie gedeihen jedoch unter seinem Schutze vortrefflich.

*

24. Juli. Der Diener des min. zool. Kabinettes, Anton Riggl im 70. Jahr an schmerzlicher Krankheit verschieden. Er war bescheiden, gut und treu, ein Herz wie Gold, so daß ich mit ihm verkehrte wie mit einem Freund, den das Leben schwer und lang geprüft hatte. Wenn wir im Juli nach der letzten Vorlesung das Kabinett schlossen, sagte ich nicht ohne Wehmut zu ihm: „Vielleicht ist es für einen oder den andern von uns das letzte Mal" — und heuer mußte er sich zu anfang Juli auf das Krankenbett legen, von dem er sich nicht mehr erhob. So ruh' er denn aus von Leiden und Arbeit, einer der wenigen Menschen, deren Hingang zu bedauern ich noch Ursache habe.

*

3. August. Gaber stach ein Schwein. Als er es schrotete, kam ein altes Bauernweiblein und er schenkte ihr etliche Knochen zu einer Suppe. Daheim am Herde rief sie nun freudig aus: „Ja, ja, der Herrgott ist halt doch noch oben!" So dankbar für so wenig ist der einfache, schlichte Mensch. Wie undankbar sind wir für so Vieles!

*

Die Kampfscene zwischen Orlando und Mandricasso (Ariosto 23), wo jener im Sattel auf den Boden zu sitzen kommt und diesen das Roß davonträgt, könnte in Ästhetiken als Beispiel einer komischen Situation angeführt werden, dagegen ist der Morgante Pulcis eine humoristische Figur, um die ihn jede Litteratur beneiden darf: treuherzig, bieder und plumpfest wie Georg von Frundsberg.

*

Gerechtigkeit und Billigkeit beziehen sich auf unser Verhältnis zu anderen, die Sittlichkeit auf uns selbst und ihr erstes Gebot ist wohl, daß jeder nach allen Richtungen aus sich mache, was er nach jeder Richtung durch seine Anlage werden soll.

*

Mag ein Dichter, sagen wir ein Künstler, was immer für einer Zeit angehören, er ist nur dann ein Epigone, wenn er aus zweiter Hand lebt.

*

Das Ding an sich läßt nicht mit sich spaßen.

*

Wir Modernen haben so viel mit Frauenliebe zu schaffen, daß uns das antike Ideal hoher Freundschaft ganz verloren scheint.

*

Lucrèce von Viktor Hugo ist nicht blos Schnaps, sondern Fusel über Pfeffer abgezogen. Aber gemacht und auf den Effekt berechnet! Wär' er auch kein Franzos! Manche Scene wäre so recht für ein Bauerntheater,, wo Romantik dieser Sorte noch immer hinreißt.

*

Die Götter strafen uns oft am schwersten, wenn sie unser Gebet erhören.

*

Wir sind nach allen Stadien der Gegenwart, des Raumes bedingend und bedingt; die Vergangenheit bedingt uns, wir bedingen die Zukunft, also in gerader Linie zurück und vorwärts. Es ist das die Kette von

Ursachen und Wirkungen und der ganz unfaßbare Gedanke, daß sie nie begonnen habe, mag mit beigetragen haben, daß der Glaube an eine Schöpfung in der Zeit entstand. Das Unmittelbare als Urquell, dem alles entspringt, das alles in Raum und Zeit entläßt und wieder zurücknimmt, ist und hat Raum und Zeit nicht in sich, denn diese sind eben das Endliche in unendlicher Addition.

*

Die modernsten Realisten streichen die Farbe nicht mehr auf die Leinwand, sondern dem Publikum als Brei in das Maul.

*

Wenn sich Dein Stolz auch Dem und Jenem nicht verpflichtet fühlt, so bist Du es doch der ganzen Menschheit.

*

Trostlied an Dr. Gottlieb Putz, podagraischen Altmeister
in
Meran
Von seinem alten Freund Adolf Pichler
in
Pertisau.

„Die Sonne sinkt, bald Abend wird's,
Wollt dich noch einmal grüßen,
Weiß Gott, ob ich auch morgen noch
Aufsteh' auf meinen Füßen!"
Dr. Gottlieb Putz.

Ei raunze nicht so jämmerlich,
Als wolltest du schon sterben.
Trink vorerst den Tirolerwein,
Und laß ihn nicht den Erben.

Zwar sind schon deine Haare weiß,
Was hast du da zu klagen?
Als einen Kranz von Edelweiß
Kannst du sie ruhig tragen.

Du hüpfst auch nicht als Böcklein mehr
Im Tanzsaal auf und nieder,
Doch singst du als ein alter Bub
Noch frische Jugendlieder.

Und schickt man in den Himmel dich
Wie du die Patienten,
Brauchst du voraus Sankt Peter nur
Ein Faß Vernatsch zu senden.

Der ist ein gutes altes Haus —
Trinkt bis zur Nagelprobe
Und jodelt mit den Engeln dann
Hellauf zu deinem Lobe.

Und auch an holden Weiblein soll's
Da droben dir nie fehlen,
Aus Ursulas elftausend kannst
Du dir das schönste wählen.

Doch wenn du als ein Sultan sie
Dir alle willst behalten —
Von mir aus kannst du Tag und Nacht
Mit ihnen fröhlich schalten.

Drum raunz' mir nicht so jämmerlich
Als hättst Arsen im Ranzen —
Denn eh's zum Abschied kommt, laß uns
Noch leeren manchen Panzen.

Adolf Pichler.

*

Die Entdeckungen der Industrie, der Wissenschaft hängen an keinem Namen, keiner Person. Wenn sie heute der X nicht macht, macht sie morgen der Y oder übermorgen der Y oder Z. Dabei wird keinem sein Verdienst, schärfer gesagt: sein Lohn bestritten. Anders die Werke der Kunst, der Poesie, diese kann nur einer schaffen, der von der Natur dazu bestimmt ist und insofern mag man ihn eine Natur zweiter Potenz nennen. Es ist der Genius, für den das Talent als notwendiges Surrogat — denn die Welt hat ihren täglichen Bedarf, den es bestreitet — aber nicht als Ersatz eintritt. Darum steht er in und über seiner Zeit.

24. September. Nach Stams und von hier auf die Alm, wo wir nach dreistündigem sehr steilen Anstieg bei der Dämmerung eintrafen. Wir fanden eine lustige Gesellschaft, teils geistlichen, teils weltlichen Standes; die hochwürdigen Pater trugen die Kutte der Cistercienser abgeschnitten ober dem Knie und nahmen sich dabei recht drollig aus wie kroatische Ammen. Alle miteinander waren auf der Gemsjagd gewesen und hatten einen Bock auf die Decke gebracht. Das veranlaßte mich zu einem kleinen Scherz im Fremdenbuch, zu dessen Erklärung ich bemerke, daß man im Oberinntal demjenigen, der leer von der Jagd kommt, eine Geige an das Haus zeichnet.

⁂

Zöh'n Jaga, a Gamsl,
Dös is halt a Gfrött;
Zöh'n Jaga, a Gamsl —
Vier Krickel gibt's nöt.

Und neuni, dia müass'n
Die Geig'n hoam trag'n,
Und neuni, dia derf'n
In Diandl nix sag'n.

*

Du reichst uns eine Kegelkugel statt eines Sternglobus, soll das vielleicht Tiefsinn sein?

*

Unbewußte Intelligenz! Abgesehen von der Contradictio in adjecto im Worte selbst ein Anthropomorphismus!

*

Welchen Bankbruch wird die hochmütige moderne Wissenschaft erleiden, wenn sich die Menschheit plötzlich überall besinnt, daß sie ihr nur Tatsachen, aber nie den letzten Grund derselben gibt.

*

Was von Gott stammt, kehrt zu Gott zurück, wie der Regen, der sich mit Staub zu Kot mischte, wieder zum Himmel steigt, von dem er niederfiel.

*

Wenn das Tier das Nahen des Todes fühlt, so verkriecht es sich stumm und ergeben in den verborgensten Winkel, als wollt' es der reinen Sonne und den anderen Wesen den traurigen Anblick der Vernichtung ersparen. Überrascht er es plötzlich wie der Uhu einen Vogel im Schlafe, so ist nichts ergreifender als der Schrei des Schmerzes und der Angst, der Ausdruck des Jammers und der Hilflosigkeit in sonst scheinbar starren Gesichtern. Diese Anklage der Natur ist weit

schwerer, als sie das bewußte Wort vorbringt, denn dieses kann ja lügen.

28. September. Je mehr Du reifest, desto weniger wirst Du verklagen, desto mehr beklagen.

*

Jawohl! Ein Kerl, der gar nichts taugt, ist in Deutschland noch immer gut genug zu einem Schriftsteller.

*

Die Nacht weicht bald von ihrem Sternentrone, Du wachst auf, vor Deinem Auge liegt schwarzes Dunkel, aber in Deinem Innern leuchtet es hell: Du siehst die Nichtigkeit jedes Strebens nach irdischer Größe, die Nichtigkeit alles irdischen, ohne Schonung zerreißt der Schleier, den Eigensucht und Selbsttäuschung, Irrtümer und Sünden woben. Da ist es Zeit, sich dem Wesen der Dinge zuzuwenden, um auch hier auf dem Wege bittern Zweifels endlich zu erkennen, daß Du nicht blos von Dir, sondern von höheren Mächten außer Dir abhängst, um auch hier zu entsagen und in schweigender Ergebung abzuwarten, was sie über Dich verfügen. Welche Torheit, weitsichtige Pläne zu entwerfen, wo uns nicht einmal der nächste Tag gewiß ist!

*

Allerdings! jedes Wesen ist mit den Organen ausgestattet um sich auf der Welt durchzubringen, warum sind sie aber dennoch auf die gegenseitige Vertilgung angewiesen? Warum ergänzt und erneuert sich das Leben fortwährend durch Mord? Oder ist dieses die

immergleiche Summe von Kraft, deren Posten sich untereinander ändern, aber nie aufheben?

*

Person? Beim Menschen ist das Bewußtsein durch das Sein bedingt, beim Absoluten das Sein durch das Bewußtsein, darum kann man auch nicht in unserem Sinne von einem persönlichen Gotte sprechen.

*

Will man philosophieren, so handelt es sich nicht blos um die Grenzen unserer Erkenntnis, sondern auch innerhalb dieser um die Feststellung der Begriffe, insofern sie vom Menschen auf das Absolute übertragen werden dürfen, oder bloß als Analogien anzuwenden sind.

*

Wenn die Theologen die Schöpfung der Welt an eine Zeit knüpfen, widersprechen sie dem Wesen Gottes in der Ewigkeit. Warum sagen sie nicht: Gott setzte die Welt von Ewigkeit an als ein zweites, denn als solches ist sie von ihm abhängig, nur durch ihn und ohne ihn nichts. Dann nimmt sie aber auch kein Ende in alle Ewigkeit, weil die Schöpfung eben ein notwendiger Akt Gottes von Ewigkeit an ist.

*

Der Pantheismus giebt die Lösung keiner Frage, er formuliert sie nur anders.

*

„Concordia discors!“ Schärfer und kürzer wird schwerlich jemand eine Beobachtung und mit dieser ein

Grundproblem jeder Naturphilosophie aussprechen, als es Horaz im Briefe XII an Iccius getan.

*

27. September. Der ganze Witz des Schulmeisterleins Wutz, welches sich die Bücher nach den Titeln des Meßkataloges schreibt, verfliegt, wenn man bedenkt, daß es sich dieselben zwar nicht kaufen, aber doch gelegentlich leihen und dann ausziehen konnte. An eine Auferstehung Jean Pauls, welche manche prophezeien, glaube ich nicht, abgesehen von allem anderen verhindert sie sein Stil und seine Behandlung der Gegenstände.

*

Nicht uninteressant wäre die Vergleichung der Beiwörter in den Epen verschiedener Völker. Wolframs Treverzent der schnelle, Homers *πόδαςώκυς Ἀχιλλεύς* dann sein Agamemnon *κραδίην δ'ἐλάφοιο* und das cœur de matin des Griart de Roussillon.

*

Ob Rabelais den Morgante maggiore kannte? Der Gargantua erinnert manchmal an ihn.

*

„Das Weib ist ein Rätsel!“ — „Ja, wie alles Unlogische!“

*

Das moderne Drama — Novelle, Roman — verdankt den meisten und pikantesten Stoff doch der Hysterie.

*

Das Gesetz der Erhaltung der Kraft ist nur ein Folgesatz der Unzerstörbarkeit des Stoffes, denn mit dieser ist jene gegeben. Sagt nicht schon Spinoza: „omne quodquod est, suum esse conservare studet."

*

4. Dezember. Als Bischof Rudigier in Todesgefahr war, haben mehrere fromme Personen ihr Leben statt des seinen Gott angeboten. Auch vor sieben Jahren geschah es und eine derselben starb auch, während der Bischof genas. Das ist doch das Opfer in jüdisch alttestamentlichem Sinn und geradezu eine Abirrung vom Christentum.

Kaiser Franz Josef sagte, als er bei Eröffnung der Arlbergbahn am Montafon, der Heimat Rudigiers vorüberfuhr: „Der ist ein Bischof, wie er sein soll!"

*

Das Tragische begreift sich nur als Religiöses.

*

Sehr richtig war die Bemerkung, die ich heute hörte: daß die Deutschen das Buch nicht schätzen, beweist der Verfall der Buchbinderei, die fast nur noch Leinwand mit gepreßtem Muster verarbeitet. Für die meisten Werke ist freilich das noch zu gut.

*

13. Dezember. Heute Nacht Feuer in S. Nikolaus. Ich verschlief den Lärm, als ich des Morgens die Brandstätte besuchte, war jede Gefahr beseitigt. Die Leute hatten ihren bescheidenen Haushalt auf die Gasse gestellt, auf einem Bette lag eine Tafel mit ver-

schossenen Goldleisten und in dieser ein Brautkranz mit dem dazugehörigen Sträußchen. So hatten diese armen Menschen Lieb und Treue in ein spätes Alter gerettet und das Zeichen davon den Flammen entrissen.

*

15. Dezember. Hegel sah auf die französischen Philosophen und Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts sehr geringschätzig herab und doch hatte er einen Zug mit ihnen gemeinsam: er wollte alles a priori konstruieren.

*

16. Dezember. Beim „Zufälligen" bestreiten wir nicht das Naturgesetz, nach dem und durch welches etwas geschieht, sondern nur, daß es aus einem vernünftigen Plane geschieht.

*

17. Dezember. Der Begriff Gott leidet keine Mehrung noch Minderung; er hat keine Grenze in sich und außer sich. Die Welt müssen wir als ein Gegebenes hinnehmen, ohne Art und Umfang derselben bestimmen zu können.

*

18. Dezember. Ich habe das Wort „Gott" schon öfters angewendet und wende es noch an, obwohl es die Theologen in Verruf gebracht und die Philosophen außer Kurs gesetzt haben. Es hat wenigstens den alten Sprachgebrauch für sich, habt ihr einen gleichartigen Ausdruck?

*

19. Dezember. Wenn ihr den Raum als Anschauungsform faßt, schließt das aus, daß er ist? — Denkt darüber nach!

*

20. Dezember. Ein Weltenplan hebt die unendliche Kette von Ursache und Wirkung auf. Er entspringt aus einem Schöpfer und da kann die Welt, wie sie entstanden ist, auch wieder verschwinden, obwohl in diesem Falle, weil sie einmal da war, es nie sein wird, als ob sie nie dagewesen wäre.

*

29. Dezember. Wie lechzt mein Gaumen nach einem Becher Lethe, ach er wird mir aus der Hand geschlagen, wenn ich ihn zu den Lippen führe.

*

Die Gräfin Terlago.

In diesem Jahre wendete sich die Gräfin Karoline Terlago wegen ihrer Gedichte an mich. Ihre Mutter hatte sie herausgegeben, sie blieben jedoch völlig unbeachtet. Ich riet ihr nun eine neue Ausgabe zu veranstalten; die vielen schlechten und fehlerhaften Verse wollte ich einrenken. Das hat mir Mühe genug verursacht, wer sich davon überzeugen will, möge beide Ausgaben vergleichen. Ich betrachtete diese Arbeit als eine Ehrensache, habe nie einen Lohn gefordert und hätte auch keinen angenommen, wär' er mir geboten worden. Einen Bogen Briefmarken, den mir zu schicken sie taktlos genug war, ließ ich unter Rezepisse zurückgehen. Nachdem ich den Druck besorgt hatte, setzte die Frau Gräfin die Verbindung mit mir nicht

mehr fort, ich habe seit Jahren von ihr nichts mehr erfahren und kann daher nicht sagen, ob sie noch dichtet oder nicht. Selbstverständlich habe auch ich mich mit ihr nicht mehr beschäftigt und werde mich hüten, in ähnlichen Fällen meine Mitwirkung zu leihen.

*

Ich habe in diesem Jahre viel ernst und tief gedacht, aber nur wenig aufgeschrieben. Manche Fragen wollte ich abschließen, wenn sie abzuschließen wären und zu wissen, daß dies unmöglich ist, darin liegt eine Art Beruhigung.

1885.

Am 14. April 1885 starb zu Knittelfeld der Bezirksrichter Wilhelm Stricker, ein geborener Achentaler. Er war Dichter. „Sein „Laurin“, ein kleines Meisterwerk, erschien im „Alpenfreund“ und hätte gar wohl einen eigenen Abdruck verdient. Freilich hätte es auch dann schwerlich viel Beachtung gefunden, wie alles, was abseits von den Mittelpunkten des litterarischen Marktes und der Reklame erscheint. Einen sehr schönen Vierzeiler, der unbekannt ist, bewahre ich hier auf:

„Was ich schreibe sind die Wellen des ewigen Meeres,
Aber unter den silbernen Wellen liegt die unerschöpfliche Flut.
Wir genießen nicht aus; der Genuß ist die reine Schaumperle,
Die der unendliche Ocean der Sehnsucht trägt.“

*

Einen Schuft darfst du verachten, vor hunderttausend sollst Du Dich bücken.

*

14. April. Älter werden ist nicht Entwickelung.

*

15. April. Die Sprache ist Philosophie und doch das größte Hindernis der Philosophie.

*

20. April. Was nützt die Weisheit, welche auf der Straße predigt, wenn die Leute in der Kneipe trinken oder im Salon tanzen.

*

Mancher schreibt Bücher, nicht damit sie gelesen, sondern gedruckt werden.

*

Die Menschen strafen Gott, wenn er ihnen nicht zu Willen ist, dadurch, daß sie ihn leugnen.

*

Der fromme Katholik bezeichnet sich des Morgens auf Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze: Bewahre meine Gedanken rein; hüte und segne mein Wort, läutere mein Herz zu heiliger Liebe.

*

Die Mystiker haben das schöne Wort vergotten; die neuen Franzosen vererden alles; es fällt kein Strahl aus einer höheren Welt auf ihre Schöpfungen; natürlich! den könnte man weder polarisieren noch durch das Prisma zerlegen.

*

Um auf Boileau zu kommen, paßt die Stelle l'art poet. IV. 77—80 nicht in das Programm von Sturm und Drang?

C'est lui qui vous dira par quel transport heureux
Quelquefois dans sa course un esprit vigoureux
Trop resserré par l'art, sort des règles préscrites
Et de l'art même apprend à franchir leurs limites.

*

Ich habe nun Fénelons Sermon pour la fête de l'épiphanie gelesen. Das Meisterstück einer Hofpredigt, jedes Wort fein, liebenswürdig, durchdacht. Der Franzose redet nicht nur, er hört sich auch reden. Was aber der heilige Paulus gesagt hätte! Mir gestattete sie einen Einblick in das siècle de Louis XIV. wie kaum ein poetisches Werk.

*

Viele halten den Witz für Poesie; er ist es nicht, aber er kann als Element in sie eintreten.

*

Du mußt nicht auf der Geige Trompeten blasen und den Esel als Nachtigall in den Käfig sperren.

*

Willst Du Hydrostatik studieren, so brauchst Du weder den Rheinfall, noch den Ocean, es tun's etliche Glas Wasser; willst Du Hydrostatik malen, so wähle den Rheinfall oder den Ocean. Dort ist die Sache, hier die Erscheinung alles.

*

Zeit und Raum heben sich in der Ewigkeit und Unendlichkeit auf, wie soll man diese umschreiben.

*

25. April. Der Gott der Engländer war und ist ein zorniger Jude; Shelley und Byron schleuderten ihre Blitze wider ihn und trafen die Heuchelei ihres Volkes.

*

Dürer's „Melancholie“ ist nicht die Schwermut, sondern der Tiefsinn; ins Griechische übersetzt: die Pallasbüste in der Glyptothek.

*

Das Alter zeigt den Menschen wie er ist: Wenn das Laub abfällt, sieht man die Raupennester.

*

Die Schönheit der Blumen ist kein Bedürfnis für die Ochsen, welche sie fressen.

*

Man lacht über den Fuchs, der eine nicht erreichbare Traube sauer schalt; von jenem spricht jedoch niemand, welcher davonschleicht, weil er überhaupt keine Traube findet.

*

Ihr erhebt euch über den Boden wie der Biertisch, an dem ihr kneipt, seid aber so schmutzig wie er.

*

Wenn Du etwas gelernt hast, ist es ganz gleichgültig von wem — wenn Du nur nicht das Lerngeld mit Deinem Ich bezahlst.

*

Ich habe Gäste. Ein Schwalbenpärchen nistete in meiner Wohnung und zwitschert lustig darauf los. Vor den Fenstern haben sich Amsel und Fink angesiedelt. Die Frau Fink, eine „zahlreiche Familienmutter" setzte sich auf den Söller vor meine Füße und bettelte mit bekümmerter Miene um ein Brotbröckelchen.

*

Der echte Realismus besteht wohl darin: daß ein Werk — sei der Stoff was immer! — den Schein der Wirklichkeit besitzt.

*

Wer auf dem Ocean geistigen Lebens schwimmt, muß stets die Arme regen, sonst versinkt er.

*

23. Juni. Eine Frau hatte ihren Knaben zu Bett gebracht. Er warf sich hin und her und wollte nicht einschlafen. Nach einer Weile redete sie ihm zu, er antwortete lebhaft: „O, Mutter, laß mich! Wenn Du wüßtest, was ich mir für eine schöne Geschichte erzähle!"

*

24. Juni. Kosmos und Pan ist zweierlei, wie Weltordnung und Weltall. Jene läßt sich aus den bloßen Eigenschaften des Stoffes nicht ableiten, weil dieser Vielheit und nicht Einheit ist.

*

25. Juni. Bezüglich der poetischen Formen beginnt eine gewisse Solidarität zwischen den europäischen Völkern zu herrschen; kein Wunder weil sich

überall die nämlichen Ideen einkleiden. Die Antike tritt überall zurück, Platen wäre bei uns nicht mehr möglich und auch in Italien wird man zum Bewußtsein kommen, daß die Versuche Carduccis zu nichts führen.

*

26. Juni. Der erste zu sein ist nicht schwer, wo kein — erster vorhanden ist.

*

Das Deutschtum in Österreich könnte man mit dem Gold der Kaiserkrone vergleichen, das die mehrminderwertigen Steine trug und band! Der Reif liegt zersprungen auf dem Boden.

*

Wenn man berechnen könnte, wie viele Menschen wissentlich oder unwissentlich vom Betruge anderer leben!

*

Jemand sagte jüngst von einem faulen Burschen: der möchte am liebsten für sich einen anderen auf den Abtritt schicken.

*

Die Kunst ist Gegenwart in höherem Sinne.

*

Die Wellenlänge einer Bewegung, welche die Menschheit erschüttert, ist meistens sehr groß. So zogen die Kreuzzüge durch ein Jahrhundert; die Ideen der französischen Revolution wogen noch, jetzt staut sie aber das Anwachsen und die Entwickelung geschichtlichen Bewußtseins, das den Tatsachen mensch-

licher Natur und der darauf ruhenden Erfahrung ihr Recht sichert. Man nennt das fälschlich konservativ. So besann und besinnt man sich gegenüber der Renaissance in der Litteratur des letzten Jahrhunderts wieder auf das Wesen des deutschen Volkscharakters, wenn man Besinnen nennen darf, was sich zum Teil instinktiv vollzieht. Ob da nicht noch Fausts Vermählung mit Helena als Mißehe bezeichnet wird? Diese Strömung schwillt immer mehr und läuft gewiß tief in das nächste Jahrhundert. Die Gegensätze wechseln und gleichen sich nie aus; das ist der Fortschritt und das Unglück der Menschheit.

*

Können wir den Grund für die Beschaffenheit und Verteilung der chemischen Stoffe angeben? Warum ist auf der Erde oder jenem Stern so viel Gold, Mangan, Kobalt? Es ist eben so! Sie verbinden sich gesetzmäßig, wie die Zahlenverhältnisse ausdrücken, alles, was geschieht ist gesetzmäßig, die Bahn des größten Nebelfleckes wie die Anziehungskraft des Atomes: so bildet sich das Gift der Viper, der Blasenstein und der Gichtknoten; der Nervenreiz, der den Arm des Meuchelmörders zum Dolchstoß treibt, läßt sich nach Kraft und Wirkung berechnen. Dieses Wie und Warum ist klar. Aber die Empfindung und das Leiden beginnt mit dem Organismus und daran hängt sich beim Menschen das Schuldbewußtsein. Hier sucht ihr das Incommensurable, aber alle eure Theodiceen haben noch nichts erklärt.

*

22. Juni. Ihr bewundert die ewige Gesetzmäßigkeit der Natur? — Die ist doch selbstverständlich; ein Wunder wäre es dann, wenn sie etwas ungesetzmäßiges zuließe und dadurch in Widerspruch mit sich selber geriete.

*

13. Juli. Abends: Pans Tod fertig. Der Stoff kam mir um 3 Uhr morgens, als ich zufällig erwachte, wie angeflogen, ohne daß ich mich seit langem in einem ähnlichen Gedankenkreise bewegte.

*

Pans Tod! Er gilt hier nicht im Sinne der älteren Mythologie, sondern im tieferen der Philosophie, welcher sein Name ὁ πᾶν aus der Bezeichnung des Weltalls τὸ πᾶν entsprang, wobei man auch an das berühmte ἑὶ και πᾶν erinnern darf. Er vertritt die ganze Götterschar insofern diese Naturkräfte verkörpern. Pan stirbt, weil diese sinnliche Religion der Religion des Geistes, die hier als Christentum bezeichnet ist, weichen muß, nachdem der Stifter desselben durch seinen Tod der Natur den Zoll gezahlt hat. Alles ersteht aus der tiefen ratlosen Trauer zu neuem Leben, das ewig ist wie der Geist und Engel unverhüllt von irdischem Stoff singen das Alleluja!

*

Will man die letzte Zwiebelschale abziehen, — nun — so hat man den Sieg der geistigen über die nur sinnliche Weltauffassung. Der Stoff, aus einer Retorte

in die andere getrieben, wird ins abstrakte verflüchtigt, wie es das Kochbuch deutscher Ästhetik fordert.

*

Diese Ideen erscheinen mir in christlicher Symbolik, weil ich im Christentum aufgewachsen bin, sie gelten aber an und für sich und ein anderer fände vielleicht ein anderes Kleid dafür. Wie gesagt, man kann diese Gedichte so deuten; geschaffen habe ich sie ohne jede solche Nebenbeziehung.

*

24. September. Nachdem mich in den letzten Wochen die Gicht belästigt, gestern auf dem Unuz. Mittags die Höhe erreicht; dort ungefähr eine Stunde gelegen. Die Lichtfülle war außerordentlich; gegen Süden wogte ein silbernes Meer, daß das Auge selbst aus dem Schatten den Glanz nicht lange ertragen konnte und sich geblendet abwendete. Gegen fünf Uhr im Tale. Als ich aus dem Wirtshaus zum Schiffe ging, war der Himmel von Wetterwolken umhüllt, bei Anbruch der Nacht ein heftiges Gewitter, der Blitz zerschlug 2 Telegraphenstangen kaum 100 Schritt von mir. Obwohl ich mich stark angestrengt, keine Spur von Ermüdung.

*

Weltgeschichte! Und die Menschen verstehen nicht einmal das, was sie sehen und erleben.

*

Gemüt und gemütlich! Wie kann man dieses Beiwort von jenem Hauptwort ableiten. Im Gemüt

liegt Hölle und Himmel beisammen, gemütlich drückt das Behagen des Bierphilisters aus.

27. Dezember. Die Sehnsucht nach Unsterblichkeit läßt sich doch nicht ganz aus der egoistischen Begier, das hiesige Erdenleben jenseits lustig fortzusetzen, ableiten: das ist nur die rohe, sinnlich niedrige Form jenes Dranges. Nicht ewig zu leben, sondern im Ewigen zu leben ist der höchste Wunsch der edelsten, erhabensten Geister. Wir erfahren schmerzlich, daß all unser Scharfsinn nicht über das Vermögen unserer Organe hinausreicht, daß wir durch diese das göttliche nur ahnen, aber nicht zu ergreifen vermögen. Diese Sehnsucht nach dem Ewigen erklärt kein Darwinimus; ein Wissen, das nicht in die Wurzeln alles Seins hinabsteigt, tröstet nicht das cor inquietum Augustins. Nur im Ewigen können wir ruhen und diese Sehnsucht verbürgt uns, daß wir für das Ewige bestimmt sind, indem wir uns, mit den Mystikern zu reden, vergotten. Sind wir zu dieser Einsicht gelangt, dann rennen wir nicht mehr als linkische Titanen gegen die uns gezogene Grenze, sondern erwarten ruhig, bis sich unser Schicksal erfüllt und das Wort einlöst, das es dunkel und unaussprechlich in unsere Brust gelegt hat.

*

31. Dezember. Einsam und allein in meinem Zimmer. Durch die dunkle Nacht blicke ich in die Ferne auf das Grab meiner armen unglücklichen Tochter Marie! Ruhe sie in Frieden!

1886.

18. Januar. Mancher Mensch kommt mir vor, wie ein Wurm, den ein böser Bube gespießt hat; er mag sich winden und drehen, wie er will, sein Schicksal kennt kein Erbarmen.

*

19. Januar. Quantus! — cur non quantulus?

*

20. Januar. Das Absurde ist der notwendige Bestandteil jeder dogmatischen Religion, denn nur dieses läßt sich glauben und dabei den Glauben als Verdienst anrechnen. Das Volk hat aber immer und überall das Bedürfnis eines solchen Glaubens. Daher hängt sich das absurde sogleich an Religionen, deren Stifter nur das Gute, Edle, Vernünftige wollten und aussprachen. Buddha.

*

21. Januar. Die sogenannte poetische Gerechtigkeit ist eigentlich nur ein schwacher Behelf für das Gewissen, das bei jedem Schritte in die wirkliche Welt verletzt wird. Der Realismus sieht davon ganz ab und er tut vielleicht recht daran. Nehmt die Dinge wie sie sind und wenn sie auch noch so schlecht sind. Die poetische Gerechtigkeit gehört in das Kapitel des Moralisierens und das ist das dümmste, was man tun kann.

*

23. Januar. Der Ehrgeiz der Ohnmacht ist der Vater des Neides.

*

25. Januar. Es gibt Kunstwerke, die über jedes Lob, aber nicht über jeden Tadel erhaben sind.

*

6. März. Charakteristisch bleibt, daß die Deutschen für „noblesse“ im moralischen Sinne kein eigenes Wort haben; dagegen ist Schmutzerei echt deutsch.

*

7. März. „Lasset die Kleinen zu mir kommen!“ — sagte Christus der Herr. „Aber nicht die Armen und Kranken, die Schmutzigen und Häßlichen!“ — ergänzen wir.

*

15. März. Wenn ich es noch nicht aufgeschrieben habe, will ich es jetzt tun. Die letzten Worte Andreas Hofers, als er in Mantua zum Tode geführt wurde, lauten: „Dös han i a 'n Kaiser Franz z' danken.“ Der Leutnant, der die Decharge kommandierte, war ein Elsässer und verstand ihn daher. Er kam später nach Wien und erzählte die Geschichte Ludwig August Frankl, dem er auch den Namen angab.

*

23. März. Meine „Erzählungen aus Tirol“ sind keine Dorfs- sondern Volksgeschichten.

*

24. März. Boglietti deutet leise an, daß auch Dante zum alten Eisen geworfen werden dürfte. Es weht eine scharfe Luft, welche die Ideale der Vergangenheit wegfegt und den schmutzigen Boden der Gegenwart ohne Hülle zeigt. Wir stehen an der

Schwelle eines neuen Weltalters, ob einer neuen Jugend der Menschheit, ist freilich die Frage.

2. Mai. Die Gedichte von Uhland. So oft ich sie wieder lese, weht es mich an wie Hauch der Jugend: ich habe sie als Student mit den Studenten gesungen.

*

6. Mai. Wie der Paläontolog nach Koprolithen sucht, nehme ich bisweilen die Werke von Dichtern zur Hand, denen man längst den Kehraus geblasen. So den „Bräutigam von Mexiko" des einst hoch berühmten Clauren. Das war in den Tagen unserer Großväter, was werden die Enkel von uns sagen? Ich könnte manchen großen Hans nennen, der sich was gewaltiges einbildet und kaum neben Clauren zu stehen verdient. Sic transit gloria — Germaniae!

*

8. Mai. Eine Sprache lernen? — Man muß von der Mutter an darin aufgewachsen sein.

*

9. Mai. Allerdings ist 9 = 3 × 3; es ist aber auch = 5 + 4.

*

9. Mai. Angeborenes Mißtrauen deutet auf Falschheit und Schlechtigkeit des Charakters.

*

10. Mai. Die Grundwurzel der Menschheit bleibt doch immer das Sittliche: das sich in Eins fühlen, wissen, bilden ins Unendliche, Ewige, Göttliche!

*

11. Mai. Die Leute haben recht das Leben auf ihre Art zu genießen, sie sollen aber nicht fordern, daß man sie bewundere oder ihnen gar die Zeche zahle.

*

12. Mai. Die meisten Menschen haben nur wenige Vorstellungen, die leiern sie wie eine Drehorgel immer ab.

*

15. Mai. Jetzt wo Eisenbahnen und Dampfschiffe die Menschen durcheinander rütteln, erwahren sich die Worte Bonalds: „Rapprocher les hommes n' est pas le plus sûr moyen de les réunir.

*

17. Mai. Das Streben nach Wahrheit ohne sie zu erreichen, ist ewige Nichtbefriedigung. Daher ist Lessings vielberufener Ausspruch unwahr; Dante würde ihn wahrscheinlich verurteilen, ewig mit der Stange in den Nebel zu fahren und nichts zu treffen.

*

18. Mai. Unser Naturalismus ist ebenfalls nur ein Rückschlag gegen die Ideen des vorigen Jahrhunderts, die zur Revolution führten. Rousseau hielt den Menschen von Natur aus für gut, erst die Kultur habe ihn verdorben, dafür nennt ihn ein moderner Romanschriftsteller die Bestie mit den abgestumpften Klauen in Glacehandschuhen. Jedenfalls entspricht der Satz De Maistres: "Der Henker ist die Grundlage der Staaten" mehr den tatsächlichen Zuständen als die Abschaffung der Todesstrafe.

*

20. Mai. Schlecht sind die Werke der Stümper, es gibt aber schlechte Werke, die nur ein großes Talent gemacht haben kann. Hernani.

*

14. Juni. Du mußt keinen Stern einstecken, er verbrennt dir die Tasche.

*

13. Juli. Ein Lump kann sich bessern, ein Philister nie!

*

Goethes westöstlicher Divan. Unsinnlich und daher greisenhaft. Mir ist es als hörte ich das Flüstern des Laubes in einem Walde; man hat nur einen allgemeinen Eindruck. Selten wird es von einem Vogel unterbrochen, der einen goldenen Weisheitsspruch kündet oder ein frisches Lied singt.

*

Wir haben in der Pertisau den vollen Vorsommer, der Wind treibt über das Roggenfeld den Blütenstaub und kräuselt den See, der aus dem Tale heraufschimmert. In der Tristenau ist Frühling, die Alpenrosen prangen dicht nebeneinander, aus dem Busch hebt sich der Türkenbund oder die weiße duftige Orchis, von den Schneeflecken über den Felsen stürzen schäumende Bäche. Hier ist Einsamkeit und Ruhe, nur ein paar Rehe fliehen vorüber. Auf dem Pfad drunten im Wald rannte ein Entomolog mit dem Netz den unglücklichen Kerfen nach. Am Ursprung hat sich eine Familie gelagert. Der Vater liest vor; ich halte mich so weit seitab, daß ich sie beobachten aber nicht hören

kann. Da steht zuerst die Tochter auf und legt sich auf den Plaid, dann folgt der Sohn ihrem Beispiele; zwei alte Frauen tun als horchten sie; er bricht bei einer komischen Stelle in schallendes Gelächter aus, da fahren alle erschrocken auf und lachen pflichtgemäß mit. Die Rinder zwischen den Bäumen käuen ruhig weiter, wie Philosophen, die der Gang der Welt nicht stört und sie tun weise daran.

*

31. Juli. Mir fallen manchmal Stoffe für Gedichte und Novellen ein, das nützt mir jedoch nichts, wenn mir nicht zugleich schon die Form gegeben ist, kann ich sie nicht ausführen. Jeder Versuch scheitert, wie mir vielfältige Erfahrung beweist.

6. August. Den Himmel beherrscht der Scirocco. Er führt schwere Wolken über die Berge; flaumig, in Ballen mit allen Schattierungen von Grau. Sie hüllen die Spitzen der Jöcher ein, die wie Riesen in die feuchte Luft ragen und dadurch noch größer erscheinen. Sie sind schwarzblau — *νυκτὶ ἐοικώς* — daß man im Dunkel keine Einzelheit unterscheiden kann. Über die Tannen des Haubüchel zieht schneeweißer Nebel und windet sich an den Bergen wie ein Gürtel hin, so daß durch den Gegensatz die Farben noch schärfer werden. Dieser hebt sich durch die grünen Wiesen, die gelben Kornfelder des Vordergrundes noch mehr: den mächtigen Naturgewalten gegenüber erscheint das bischen Kultur wie verloren. Auf der anderen Seite der See — düster, unheimlich; die Kirche von Eben im Duft verloren und darüber wie Indigo die Waldmassen der Kirchspitz und des Lebenberges. Ich habe

das Schauspiel stundenlang betrachtet, bis der losbrechende Regen den Schleier darüber zog.

*

25. August. Warum sich mancher in seinem Elend nicht umbringt? — Wohl nur aus Bosheit: weil er seinen Feinden keine Freude machen will.

*

23. November. Nach den neuesten Berichten gelingt die Herstellung größerer Massen von Aluminium zu dem Preise des Kupfers. Nach der Stein-, Bronze-, Eisenzeit bricht nun die des Aluminium an und ich kann mich darauf berufen, daß ich es schon vor langen Jahren in den Vorlesungen prophezeite.

3. Dezember. Als ein kleiner Knabe, dessen Mutter in Wien gestorben war, zu Verwandten nach Tirol kam, sagte er: „Nicht wahr, jetzt ist meine Mutter auch im Tirolerhimmel, weil ich da bin?“

*

4. Dezember. Exilium cordis sustinere! Thomas a Kempis II. 9. 11. Das ist ein furchtbares Wort, wie ich noch wenige gelesen.

*

28. Dezember. Gottlieb Putz ist zu Meran im 70. Jahre gestorben. Die wohlhabenden Eltern konnten ihm die Mittel gewähren, seiner Neigung zu folgen und Arzt zu werden. Ein edler, schlichter, einfacher Mann, war er bald allgemein beliebt und gern zu den Kranken gerufen. Als Altbürgermeister förderte er das Aufblühen der Stadt.

Aber auch die Muse begleitete ihn auf seinem Wege, wenn sie ihn auch nicht gerade zu stolzen Höhen emporführte. Sein bestes Werk ist wohl „Laurin". Den Stoff lieferte ihm der sagenhafte Rosengarten seiner Heimat.

*

Das Gold der Poesie liegt auf der Straße, aber nur Sonntagskinder sehen es, die andern tappen in den Kot und prahlen mit den schmutzigen Händen.

*

Unsere Dichter haben im vorigen Jahrhundert mit dem Schwert der Griechen die Fesseln der Franzosen gesprengt, jetzt ist es durch die Philologen stumpf geworden und nun dringen jene wieder siegreich durch alle Tore — trotz unserer Deutschtümelei.

*

In Bezug auf Klang und Farbe boten sich zum Vergleiche:
Aeschylos: ποντίων τε κυμάτων ἀνήριθμον γέλασμα.
Byron: Roll on thou deep and dark blue ocean roll.

1887.

Ich lese Lessings Dramaturgie. Mich wundert, daß bei seiner Besprechung von Voltaires Semiramis, wo er dem Gespenst des Ninus den Geist von Shakespeares Vater gegenüberstellt, niemand an die Perser des Äschylus erinnert.

*

Mit Diamanten kannst Du nicht Korn mahlen, dazu sind die Mühlsteine.

*

Der Hofrat Vorhauser machte dem Erzherzog Karl Ludwig die Aufwartung. Das Gespräch kam auf den Grafen Taaffe, der eine zeitlang in Tirol Statthalter gewesen war. Der Erzherzog fragte, wie man mit ihm zufrieden war, und weil der Hofrat ausweichend antwortete, fügte er bei: „Ja der Taaffe ist ein Genie, dem alles gelingt, was er angreift.

*

14. Januar. Die Schweine wollen unter sich sein, um ungestört zu grunzen.

*

15. Januar. Der Stich der Wespe brennt, aber stinkt nicht, ihr gießt dem Gegner den Nachttopf ins Gesicht.

*

16. Januar. Der moderne Theaterzettel vertritt den antiken Prolog.

*

24. Januar. Nur der reine Mensch hat eine Jugend.

*

Man betonte in letzter Zeit das Verhältnis Uhlands zur altfranzösischen Poesie, warum nicht auch zur späteren? Der „junge König und die Schäferin“ gehört doch unter die Nippsachen des Roccoco und ist nur

ein sentimentales Enkelpaar aus den bergeries enrubanées.

*

Den Kopf warm und das Herz kalt! Das sind die größten Schufte.

*

Homer. Ilias III. Der Kampf des Paris mit dem Menelaus. Aphrodite rettet jenen, indem sie das Sturmband des Helmes zerreißt und ihn dann entrückt. Ließe das nicht auch eine komische Behandlung zu? Menelaus fällt beim Zerren; Paris entspringt durch die Reihen der murrenden Trojer und rettet sich auf dem Wagen in die Stadt. Damit geschähe beiden: dem Weiberhelden und dem Hahnrei Menelaus kein Unrecht.

*

18. Januar. „Greif nur hinein in's volle Menschenleben!" — Hier zwei Stoffe, die ich Realisten schenke. Ein Mädchen hatte mit einem Burschen ein Verhältnis, dessen Folgen sie endlich spürte. Jener war zu arm um für die Mutter und das Kind zu sorgen. Sie wußte einen Ausweg. Bisher hatte sie einen jungen Lehrer, der sich um sie bewarb, stets zurückgewiesen, jetzt nahm sie ihn plötzlich zu Gnaden auf und er blieb hängen. Sie bezeichnete ihn als den Vater des Kindes, obwohl dieses schwarz war wie sein echter Vater, während die Mutter und der Lehrer blonde Haare, blaue Augen hatten. Er mochte immerhin vor Gericht darauf hinweisen; er hatte ehrlich genug bekannt, daß er mit ihr Umgang gehabt und sie leugnete die Zeit frischweg. Jedermann hielt ihn

für unschuldig; der Buchstabe des Gesetzes war gegen ihn, er wurde verurteilt und infolgedessen schmählich aus dem Dienst verjagt. Nun wurde ihm jede Türe verschlossen; er sprang in's Wasser! Nach etlichen Jahren gelang es jenem eine Anstellung zu erhalten; er heiratete das Mädchen und adoptierte das Kind. Ähnliche Fälle, wenn auch nicht mit tragischem Ausgang, sind wohl öfter vorgekommen, wenigstens hörte ich davon erzählen.

*

Zu Jenbach hatte ein armes Mädchen ein Verhältnis mit einem Finanzler. Nach dem Gesetz konnten sie nicht heiraten ohne Nachweis eines bestimmten Vermögens. Sie bewog ihre wohlhabende gutherzige Tante ihr vor Gericht das Vermögen abzutreten — nur zum Schein, der wirkliche Besitz sollte ihr bleiben. Nach der Hochzeit beanspruchte das edle Pärchen das Gut als Eigentum und stieß die arme alte Frau in das Elend, weil der geschriebene Buchstabe gegen sie war. Im Dorfe kannte man den Sachverhalt allgemein, man zuckte die Achseln; was half es? sie konnten sich versetzen lassen.

*

5. August. Eine drollige Geschichte. An einem Feiertag abends ging ich von Wiltau gegen die Triumphpforte. Der Gangsteig führt an einer Kneipe vorbei, wo zwei betrunkene Studenten standen. Als mich der eine sah, sagte er zum andern: Du, da kimmt der Pichler. Dieser glotzte mich aus den geschwollenen Augen an und rief als ich vorüber war: „Woascht, der Pichler ischt a Viech, i sag' Dirs, der Pichler ist a Viech!"

Ich konnte das Lachen kaum unterdrücken, vielleicht erinnern sich die zwei Jünglinge, wenn sie nüchtern sind, an den Vorfall. In vino veritas.

*

In der Weltgeschichte handelt es sich mehr darum, was die Menschen glauben, als was sie wissen.

*

Aufklärung! Warum nicht?

*

Die Kinder sind ein unveränderliches Publikum, daher wird ihnen nach hundert Jahren Christof Schmid so gut gefallen, wie heute.

*

Für gewisse Übersetzer schlage ich die Devise vor:

„Und das Gesindel husch, husch, husch,
Kam hinten nachgerasselt.“

*

6. Oktober. Ein alter Geistlicher sagte: „Wie soll Dich Gott emporziehen, wenn Du nicht die Hände zum Himmel hebst!“

*

Wer die Weiber ganz kennen lernen will, muß Töchter haben.

*

2. November. Gicht. Heut abends hinkte ich über Weiherburg und saß lange in der Dämmerung auf einer Bank. Das Bild war groß. Zu meinen Füßen der Fluß, in der Finsternis strahlten, dort wo die Stadt lag, einzelne Lichter als helle Punkte, dahinter die schwarzblauen Wälder, hoch darüber frei und stolz die Serles tief eingeschneit.

Ist der Scirocco nicht ein Dichter?
Wenn er in toller Hast,
Auf unsre Berge wogend wälzt
Der dunklen Wolken Last.

Ja wohl, sie stürmen im Flug dahin — Sind es seine Gedanken! Die Reime heult und pfeift er dazu. Die Gegenwart rief die Erinnerung und ich dachte an Pindars Titanen, der unter dem Ätna begraben Flammen prustet.

*

Manche sind wohl deswegen gegen die Todesstrafe, weil sie den Galgen verdienen.

*

Es herbstelt mehr und mehr. Auf sonnigen Waldblößen blüht schon das blaue Glöckelkraut. Nachmittag ein großartiges Gewitter, bei Anbruch der Nacht zerteilen sich die Wolken in Streifen und Flocken über den Himmel, der Vollmond steigt und schafft in wechselnder Beleuchtung den schönsten Van der Neer.

*

15. August. Vom Wirt Gaber erzählt man folgende drollige Geschichte. Er war eben im Keller mit Pantschen beschäftigt. Unterdes hatte sich der Mohr des Grafen Seilern, der kurz zuvor angekommen war und von dem er folglich nichts wußte, eingefunden und schaute neugierig durch die Türe hinunter. Als ihn Gaber beim Umdrehen plötzlich erblickte, fiel er auf die Kniee und rief: „Nimm mich diesesmal nicht mit, ich will es gar nicht mehr tun!" — Er hielt den Mohren

für den Teufel, wie er ihn denn auch im Delirium tremens zu sehen glaubte. Weil er gern und viel trinkt, nennt man ihn den Blitzgaber, weil blitzen eben saufen heißt. Er ist als komische Gestalt weithin bekannt.

*

Bei Pindar ist manches konventionell; es dient aber als Abbreviatur und ist insofern berechtigt.

*

31. August. Vor meinem Söller ist ein Brunnenrohr geborsten, das ausfließende klare Wasser bildet eine Lache, da sammeln sich nun die Vögel, Grasmücken, Emmerlinge, Bachstelzen, Finken, Rotschwänzchen, pätscheln und schreien, bis einer ein Würmchen findet, oder eine Fliege schnappt, mit der er rasch auf einen Ast fliegt, um zu dinieren oder soupieren, während ihm die andern neidisch nachschimpfen. Heute flog einer durchs offene Fenster in mein Zimmer, holte alle Fliegen und hinterlegte seine Visitenkarte auf meinem Homer.

*

Wer mit der Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen rechnet, verrechnet sich selten.

*

Der angeborene praktische Blick der Weiber reicht oft weiter, als alle Erfahrung der Männer.

*

Warum heiraten Mädchen lieber einen liederlichen Junggesellen, als einen braven Witwer?

*

Am gefährlichsten sind die Lügner, die sich selber glauben, um so leichter tun es deswegen andere.

*

„Die Gesellschaft wird immer demokratischer!" jammerte jüngst ein gebildeter Mann. „Muß man sich aber in diese Gesellschaft mischen?" — frage ich.

*

Zwischen Lichtenberg und Chamfort ließe sich eine interessante Parallele durchführen, die nicht zu Ungunsten des Deutschen ausfiele, wenn auch der Franzose sich in größeren politischen und sozialen Kreisen bewegt.

*

Litteratur setzt bei den Völkern Gedächtnis voraus.

*

Jede Rede gegen das Cölibat ist ein Kompliment für die Weiber und schon darum verdächtig.

*

8. Oktober. Mich quält fort und fort die Gicht; sobald es mir möglich, ging ich in die Pertisau, wo ich über die Lias des Sonnenwendjoches vorläufig abschließen wollte. Am Sonntag war ich auf dem Spieljoch: wunderbare Klarheit, so daß ich die Kalkschichten des Wetterstein, der sonst nur wie ein grauer Nebel in den Himmel ragt, deutlich erkannte. Die Berge rotbraun in der Herbstfarbe, die Schatten tiefblau und darüber der Kranz der Gletscher, die Venediger und Glockner überragten. Ringsum heiliges Schweigen und gerade dadurch das Gefühl der Einsamkeit so erhabener.

*

Der wahre Ruhm ist eine Geisterstimme aus der Vergangenheit; die könnt ihr weder kaufen noch verkaufen.

*

Für jede Zeit muß die Geschichte umgeschrieben werden und zwar nicht blos deswegen, weil sich neue Quellen erschließen, es ändert sich auch die Auffassung. Darum haben unsere historischen Romane keine Zukunft. Anders ist es, wenn jemand als Zeuge schildert, wie Thukydides oder schlicht nacherzählt wie Herodot, oder wenn der große Sinn eines Tazitus Zustände und Menschen malt, die für ihn noch ein unmittelbares Interesse hatten.

*

29. Dezember. La Rochefoucauld und Thomas a Kempis. Welche Parallele?

*

31. Dezember. Dii meliora!

1888.

Wenn du Gott läugnest, behauptest du ihn.

*

Auch der Fleiß ist ein Talent.

*

Für Theologen: Die Briefe des heiligen Paulus und die epistolae des Horaz.

*

Ein poetischer Stoff ist keine träge Masse vor die der Dichter sich hinstellen darf. Auch dadurch wird die

Beschreibung als solche verurteilt. Darf ich mich auf den halb vergessenen Hegel berufen, der zwar das Welträtsel so wenig löste, als irgend ein Philosoph, jedoch in ästhetischen Fragen einen tiefen Blick hatte? — Ein poetischer Stoff muß sich nach dem Gesetz einer Dialektik entwickeln, das in ihm liegt. Wenn dieses gelingt, erhält der einzelne Fall eine allgemeine Bedeutung, er wird symbolisch im höchsten Sinne und spricht dadurch sein innerstes Wesen klar und bestimmt aus. Falsch ist es, weil nicht notwendig, wenn ihr der Dichter willkürlich ein Bild meist aus der Natur gegenüberstellt, das sich mit ihm nicht deckt und den Zuschauer gleichsam vexiert, indem er den ganz äußerlichen Zusammenhang erraten soll. Das ist ein Mißbrauch des Gleichnisses, das nicht in diesem Umfang gestattet ist, sondern nur den Gegenstand erläutert, indem es ihm parallel geht, aber insofern nur eine nebensächliche Bedeutung hat. Darum ist die Fülle von Gleichnissen, wie sie uns ein Ovid an den Kopf wirft, eine Wucherung, die aus leerem Manierismus entspringt und nur den Blick verwirrt anstatt ihn zu leiten. Exempla sunt odiosa! Sonst könnte ich deren aus der Modepoesie des Tages anführen und die Realisten zeigen uns gerade durch manche Mißgriffe, daß es auch für sie mit dem bloßen Rohstoff nicht das Auslangen hat.

*

Das größte und schwerste Kunstwerk bleibt der sittliche Mensch.

*

Die Wahrheit ist überall, aber du mußt sie erst entdecken. Es ist nicht wahr, daß sie uns in die Wiege

gelegt wird, wie ein Spielzeug. Groß ist nur die Liebe, weil sie selbstlos ist und dagegen verschwindet alle Herrlichkeit der Welt.

*

Das Glück führt uns über uns hinaus, es macht uns mitleidslos wie der Besitz und hochmütig, weil wir es für unser Verdienst halten, das Unglück schleudert uns in uns zurück und unterwirft uns dem allgemeinen Gesetz der Menschheit.

*

25. März. Ein alter Vater sagte zu seinem nichtswürdigen Sohne, der ihn bis aufs Blut quälte um ihm den letzten Kreuzer abzupressen: „Ich merke schon, für uns zwei ist nicht mehr Platz auf dieser Welt; einer muß gehen und so werd' ich es.“ Morgens drauf fand man ihn an einem Wandnagel seiner Stube erhängt.

*

Die Erfahrung zeitigt so bittere Früchte, daß niemand danach verlangt.

*

Wahrscheinlich hätte ich es in der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts in Paris keine Stunde ausgehalten und dennoch interessieren mich die Schicksale, der Geist und die Schilderungen derselben auf das lebhafteste.

*

Die Kirche legt ihren Gläubigen die Fastengebote aus wohlverstandener Pädagogik auf, um sie an Selbstbeherrschung zu gewöhnen und darin liegt der Wert dieser rein äußerlichen Gebote, deren Erfüllung man

sich wohl als eine Staffel in den Himmel anrechnet. Ich habe mich daran gewöhnt, mir den oder jenen Genuß, das oder jenes Bedürfnis, das ich leicht befriedigen konnte, für Augenblicke oder für längere Zeit zu versagen und ich danke es wohl nur zum Teil dieser Selbsterziehung, wenn ich jetzt so viel ruhig entbehre, mit leidlicher Fassung so viel ertrage.

*

26. Mai. Nachts erwache ich oft, dann fällt mir allerlei ein, ich schreibe diese Gedanken auf, wenn sie auch manchmal herb, unschmackhaft und salzig sind wie Tränen, aber wozu die Mühe. Ich komme mir manchmal vor wie der Heher, der in einem hohlen Baum Nüsse sammelt für den Winter, den er schwerlich erlebt. Ist das nicht Torheit? Vielleicht bin ich kindisch geworden und die Weisheit meines Alters mit ihren unnützen Einfällen gleicht den bunten Steinchen und Schneckenschalen, die ein Knabe aufliest; wenn er abends eingeschlafen ist, räumt sie die Mutter aus dem Sacke und wirft sie wieder auf die Straße.

*

„Sic vos non vobis fertis boves aratra.“ Denken die deutschen Buchhändler von den Schriftstellern.

*

Unsterblichkeit ist Kontinuität.

*

Goethes Gespräche mit Eckermann sind ein Brevier für alle gebildeten Deutschen.

*

Der Gott der Theologen ist meistens nur ihr Brockengespenst.

*

Die größte Unbefangenheit und Natürlichkeit der Darstellung zeigt wohl eine Madonna des Paolo Veronese in Florenz. Das Knäbchen liegt im Schoße seiner Mutter und spielt in aller Unschuld mit dem Gliede. Es hat noch die Vorhaut und ist damit ganz dem jüdisch religiösen Wesen entrückt aber ebensowenig eignet es sich noch für den Kultus. Veronese mag das einmal gesehen haben, das Motiv gefiel ihm und er verwendete es ohne Bedenken. Eine Kopistin saß davor.

*

Die Leute essen zum Nachtisch gern Konfekt, deswegen sind aber die Zuckerbäcker keine Bildhauer.

*

1. August. Manche Dinge werden nur poetisch, wenn man sie zur Sinnlichkeit eines Bildes erhebt

*

Die Mathematik ist durchaus ein elementares sie bedingt alles und kommt in der Musik zum künstlerischen Ausdruck, deswegen ist diese die einfachste, die unmittelbarste, wirksamste Kunst, aber darum auch nicht die höchste. All das ahnten die Pythagoräer mit ihrer Musik der Sphären und über das Ahnen kommen, wie bei allem elementaren, auch wir schwerlich hinaus, wenn wir auch an Umfang und Tiefe zugenommen haben.

*

Kannst Du dir einen Griechen oder Römer vorstellen, der wie ein Leutnant mit einer modernen Dame im Ballsaal einen Walzer tanzt?

*

Manieristen finden die meisten Nachahmer.

*

Die Tiere haben vor den Menschen das voraus, daß sie kein Aberglaube irre führt, sie sind die einzigen echten Realisten.

*

Der Manierist zeigt uns die Dinge durch ein farbiges Glas.

*

Ob wohl unsere Zeit noch einen Faust hervorbringen könnte? Vielleicht ginge sie gar nicht daran, wenn der Typus desselben nicht bereits von Goethe fest hingezeichnet wäre. Sie hat keine Sehnsucht nach dem Unendlichen, sie schwelgt selbstgenügsam im Endlichen, daher gelangt sie zu keinem tiefen Geistesschmerze sondern nur zur Blasiertheit. Wahrscheinlich würde sie realistisch den Faust mitten in ein groſzes Familienelend stellen; ungeratene Kinder, ein schlechtes Weib. Um dieser Hölle zu entrinnen, liehe sie ihm nicht den Zaubermantel, sondern ein Eisenbahnbillet.

*

Joseph Greuter.

22. Juni. Vom Erker des katholischen Kasino weht die schwarze Fahne, die „Tirolerstimmen“ tragen einen schwarzen Rand: Joseph Greuter ist gestern, am 22. Juni, um 11¼ Uhr Vormittags nach langem Leiden der Wassersucht erlegen. Er war ein Führer

der klerikalen Partei in Österreich, vielleicht der bedeutendste, denn sie verfügt nicht über Männer wie Windthorst, Mallinckrodt, Reichensperger. Darum rechtfertigt es sich wohl, wenn ich hier seine kurze Lebensskizze gebe; ich kann das um so unbefangener, weil ihn seine schwere Krankheit seit vielen Monaten der öffentlichen Tätigkeit entrückte und so außerhalb der heftigen Kämpfe der letzten Monate hinstellte.

Der Sohn eines armen Bauern wurde er am 1. Oktober 1817 zu Tarrenz, einem Dorf bei Imst geboren. Wie so mancher tüchtige Mann in Tirol vollendete er das Gymnasium und die philosophischen Kurse unter dem harten Druck der Armut.

Als er fertig war, was dann? Die Standeswahl wäre ihm nicht schwer geworden, wenn er Geld gehabt hätte. Er wollte Medizin studieren. Ein schöner, feuriger, vollsaftiger Bursche, war er bei den Mädchen beliebt; so erzählt ein Jugendfreund, wie er mit ihm zu Nassereit Fensterln ging und dann ausrief: „Pfaff werd' ich mein Lebtag nicht." Ein innigeres Verhältnis entspann sich mit einer schönen Wirtstochter bei Imst, da wurden viele Briefe voll Poesie und Leidenschaft gewechselt, zu Innsbruck scheint er sie vergessen zu haben, denn er bandelte mit einem Fräulein an, das später eine „Flitschen" wurde.

So war er unschlüssig. Er traf einen Freund auf der Straße und begleitete ihn auf das Zimmer. Nach mancherlei hin- und herreden fragte er: „Was soll ich eigentlich tun?" Ei was, laß noch ein Bett in die Stube stellen und ich gehe in das Jus." Aber schon im ersten Jahre widerten ihn die Pandekten und was

drum und dran hing so an, daß er zum Schlusse ungünstige Noten erhielt.

So blieb nichts übrig als die Theologie und sie war daher weniger seine freie Wahl, als die bittere Notwendigkeit des „Vogel friß oder stirb" wie er bei anderer Gelegenheit einmal vor dem Reichsrate ausrief.

Greuter war nicht, wie sein Nachbar aus Nassereit Al. Meßner eine Faustnatur, an welcher der Dämon des Zweifels nagte; dennoch mag man die in solchen Fällen häufige aber überflüssige Frage stellen:

„Was wäre aus ihm geworden, wenn er den Weg nach Wien in die Medizin gefunden hätte?"

Statt dem Diplom des Doktors erhielt er am 31. Juli 1842 die Priesterweihe zu Brixen. Zuerst finden wir ihn als Hilfspriester zu Mieming und zu Flaurling, bis er 1850 auf die Empfehlung von Alois Flir an das Innsbrucker Gymnasium als Religionslehrer berufen wurde, wobei er gelegentlich wohl auch andere Fächer, zum Beispiel die Mathematik, lehrte. Mit wissenschaftlichen Studien hat er sich nie eingehender beschäftigt; ein einziges Mal, 1856, verstieg er sich zu einem Schulprogramm: „Die Ursache und die Entwicklung des Bauernaufstandes 1525 in Tirol." Es ist nach Akten und Urkunden des Statthalterei-Archivs frisch und anregend geschrieben; daß er die rücksichtslose Strenge der Habsburger lobte, versteht sich von selbst. Als Lehrer machte er sich bei den Schülern durch seine wohlwollende und verständige Nachsicht bald beliebt; an drastischen Ausdrücken, die gar wohl aus dem Munde Luthers kommen konnten, fehlte

es bei seinen Vorträgen nicht: „Wißt, die protestantische Rechtfertigung vergoldet einen Misthaufen, die katholische verwandelt ihn in Gold!“ Dabei geriet er leicht in seinen Oberinntaler Dialekt, und das machte ihn nur um so populärer. Mit seinen Kollegen, wenn sie auch einen anderen Standpunkt einnahmen, lebte er auf dem freundlichsten Fuße; Joseph Daum und er lieferten sich manches ergötzliche Witzgefecht; einmal wurde er jedoch so aufgebracht, daß er jenem mit einem Lineal unter allgemeinem Gelächter um den Tisch nachlief. Kleine Neckereien nahm er gutmütig hin; so als er einmal gepredigt hatte: „der Tiroler Adler nähre sich von den würzigsten Kräutern und sei darum so stark.“ — „Ob auch von Spargeln und Karviol?“ — Ein andermal nannte er sich selbst ein „Schlachtroß“ und wurde mit diesem Namen aufgezogen, wußte aber sehr schlagfertig zu erwidern. Als die Kaiserin Elisabeth ankam, eilte er hastigen Schrittes auf den Bahnhof; ein Freund rief ihm zu: „Alter, willst Vorspann leisten?“ — „Ja, und Du kannst aus Deinem schmutzigen Kittel die Wagenschmiere liefern.“ — Ich erzähle diese kleinen Anekdoten, weil sie zur Charakteristik seiner interessanten Persönlichkeit beitragen; köstlich geriet ein Ausflug, den er mit mir nach Venedig unternahm, um dann am Gestade der Adria die Allmacht Gottes zu bewundern, nach einigen Krüglein Cipro allerdings, wie Atta Troll niesend von vorn und hinten. An diese Fahrt erinnerte er sich noch lachend auf dem Todbette.

Im Jahre 1864 trat er in das politische Leben; er wurde von den Bezirken Landeck, Ried und Nauders

in den Landtag und aus diesem für den Reichsrat gewählt, dann auch öfter in die Delegationen entsandt. Er durfte stolz sagen: „Mein Name ist ein Programm!" Jedermann kennt es und weiß, mit welcher Überzeugungstreue und Leidenschaft er dasselbe — auch dem Bureaukratismus gegenüber — vertrat, wobei er vor dem boshaften Julius Schindler oft einen schweren Stand hatte. Wie mächtig sein Einfluß war, zeigt der Sturz des Ministers Conrad, den er bewirkte. So manches fliegende Wort bleibt unvergessen; seine Tätigkeit im Einzelnen zu charakterisieren, ist hier nicht der Ort, sie war gerade in Hauptfragen eine vergebliche, weil er und die hohen Gönner, welche gewiß gern seinen Wünschen entsprochen hätten, ohnmächtig waren gegen die Gewalt des Zeitgeistes. Die Glaubenseinheit, für die er das Land in den Kampf rief, ging verloren, und so manches andere läßt sich schwerlich erringen oder nur für kurze Zeit. Das hielt ihm auch unlängst ein Freund vor. „Die Slawen ziehen uns mit ihrer bekannten Falschheit nur die Wurst durch das Maul — vielleicht auch der Minister, und ihr schädigt dadurch, daß ihr mit ihnen stimmt, wesentliche Interessen eurer Wähler." Das zeigte sich zum Unglück des Landes vorzüglich bei der Gebäudesteuer, welche dem Polen Dunajewski zumeist durch die Mehrzahl unsrer ultramontanen Abgeordneten bewilligt wurde. Greuter sagte entschuldigend: „Auf ihn dürfen wir nicht schießen, denn er hilft uns!" — Ob er kann? Ob er aufrichtig will?

So lang ich am Gymnasium diente, sahen wir uns als Kollegen fast täglich. Unser Verkehr war stets

ehrlich und offen, wenn auch manchmal etwas derb. Einer achtete den andern. Gelegentlich besprachen wir wohl auch politische Fragen, manchmal in Übereinstimmung. So fragte mich Greuter um meine Meinung in Universitätssachen, ich schrieb ihm meine Ansichten auf, manches davon benutzte er im Reichsrate wörtlich. So über das Kollegiengeld. Die Frage ist jetzt erledigt.

Das Duell! Ich war ein entschiedener Gegner desselben. Jetzt denke ich über das Pauken der Studenten anders. Meist ungefährlich, hat es einen pädagogischen Wert, der junge Mann lernt für sich eintreten. Manche Mißbräuche wären allenfalls abzustellen.

Dann sprach ich mich für eine genauere Überwachung der Besucher des naturwissenschaftlichen, der demonstrativen Fächer überhaupt aus, abgesehen von anderen Gründen, weil sich Versäumtes hier schwer nachholen läßt. Fachmänner werden mir Recht geben.

Für die Geschichte Tirols hat Greuter insbesondere noch die Bedeutung, daß er aus zerstreuten Trümmern die klerikale Partei organisierte und so gliederte, daß sie als einheitliches Werkzeug in den Händen der Führer liegt. Er stand darin dem klugen Bischof Gasser, ebenfalls einem Oberinntaler, zur Seite; noch vor kurzem sagte er: „Ich habe stets treu zu meinem Bischofe gehalten, und das freut mich auch jetzt in meinen letzten Stunden." Unterstützt wurde er dabei wesentlich von Simon Moriggl, der auf schlaue und geräuschlose Weise die Fäden zu schlingen wußte und im Jahre 1874 als Beichtvater der Ursulinerinnen zu Innsbruck starb. Das kleine Simele, das immer lebhaft auf die Tabaksdose klopfte, wenn ihm etwas gelungen war, wurde

mittelst aufgefangener Briefe als Gymnasiallehrer gemaßregelt; dem Wortlaut nach mochte die Strenge durch das Gesetz gerechtfertigt sein; im lebhaften Kampf der Parteien war jedoch Billigkeit und Milde zu wünschen.

Am bedeutendsten war Greuter wohl als Volksredner. So stellen wir uns einen Peter von Amiens vor, wie er mit flammenden Augen, erhobenem Arm und donnernder Stimme zu den Kreuzzügen aufforderte. An Fachkenntnissen mag ihn der hochgebildete Ignaz Giovanelli weit überragen; Greuter verstand jedoch seine Bauern, er wußte ohne großen Gehalt an Ideen auf allen Tasten ihres Gemütes zu spielen, sie mit fortzureißen. So 1861 bei dem großen Schützenfeste zu Lana für die Glaubenseinheit. Unser Jahrhundert, polizeilich gegängelt und protokolliert — Greuter selbst kam einmal in Untersuchung — gewährt für Taten auf diesem Felde keinen Spielraum mehr, Worte verhallen als flüchtiger Hauch, dessen Wallen kaum die Feder des Geschichtsschreibers bewegt, und dennoch wird der Bauernsohn aus Tarrenz, welchem Pius IX. den Rang eines Monsignore und 300 Dörfer das Ehrenbürgerrecht verliehen, nicht vergessen werden.

Einen großen Teil seiner Volkstümlichkeit büßte er ein, als er im Reichsrat das Interesse der Partei über das des Landes stellte. Das verzieh man ihm nie, wahrscheinlich überlegte er die Sache nicht nach den traurigen Folgen.

Greuters innerste Natur war gutmütig und harmlos, wohlwollend und freundlich; wir denken ihn gern auf seinem Sommersitze Strad, wo er das Kirchlein

mit reicher Unterstützung bedachte. Da schildert ihn ein Herr, wie er behaglich in Schlafrock und Pantoffeln unter den Bäumen saß, sein Brevier las und gelegentlich die Büchse auf ein Eichhörnchen, einen Nußhäher abschoß, daß die — Tannenzapfen flogen.

Der „fanatische Vorkämpfer des Ultramontanismus", an dessen frischer Leiche wir seine Gegner wohl an den Spruch erinnern möchten: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen!" war auf seinem Krankenbette mild und weich geworden, die Züge des Cholerikers glätteten sich in Sanftmut, er lebte und starb in kindlicher Treue seines Glaubens.

Als ich ihn wenige Tage vor seinem Hinscheiden besuchte, sagte er ruhig lächelnd: „Weißt Du, unser Herr ist ganz anders als die Leute meinen; ihm macht das Verdammen keine Freude. Du glaubst gar manches nicht, was ich glaube, aber Du warst Dein Lebtag kein Saumagen und stets gerecht. Ich weiß gewiß, daß wir droben zusammenkommen; ich werde Dir ein Plätzchen bestellen."

Wir reichten uns zum Abschied die Hände. Es will Abend werden! Mit Greuter schließt wieder ein Stück der Geschichte Alttirols. In kurzen Jahren folgten sich Josef Streiter, Sebastian Ruf, Simon Moriggl, Josef Gasser und jetzt er! Sei den wenigen noch Lebenden eine so sanfte Sterbestunde gegönnt wie ihm und dann mögen alle in Frieden ruhen!

*

25. August. Ich bewohne in der Pertisau ein hölzernes, rauchiges Bauernhaus. An einen niedrigen

Balken des Vorhauses hatten Schwalben ihr Nest geklebt, so daß ich die kleine Wirtschaft bequem anschauen konnte. Die Tierchen ließen sich dies aus nächster Nähe gefallen. Da wurde das Männchen von einer Katze gefressen; der armen Witwe lag es nun ob, bei schlechtem Wetter fünf Schreihälse zu ernähren. Nach einigen Tagen brachte sie jedoch einen Ziehvater wie Josef, der alle Pflichten redlich erfüllte, bis endlich die Jungen flügge ins Freie flogen.

1. September. Ich habe mein Enkelchen bei mir, ein liebes gutes Bürschlein mit blauen Augen und gelbem Seidenhaar; etwa 3¼ Jahr alt. Er ist soviel als von seinen Eltern verlassen und er fühlt es nun recht gut, daß ich sein eins und alles bin. Letzthin trug ich ihn auf den Söller in die klarhelle Nacht, er war lange ganz ruhig, endlich sagte er: „Großpapa, gehören diese Sterne alle Dein?"

Er macht mir manchen Spaß. Gestern erhielt er Kirschen, man legte ein paar „faule" bei Seite. Als er mit den anderen fertig war, fragte er: „Sind die Kirschelen noch faul? Ich möchte sie gern aufwecken."

Ein andermal hatte er die Höschen beschmutzt und kriegte einen Klaps. Als er nun im Walde eine Kuh sah, die rückwärts sehr kotig war, rief er: „Großpapa, das Kuhsele hat in die Hose gemacht, das muß man hauen!"

*

Erziehen? Du kannst einem Schwein die Noten beibringen, es wird aber dennoch nur grunzen in alle Ewigkeit.

*

Die Natur ist metaphysisch, wo Du sie anschaust, aber messen und berechnen kannst Du das allerdings nicht.

*

Jeder Irrtum ist noch widerlegt worden, wenn auch oft erst nach Menschenaltern, nicht selten jedoch tritt ein anderer Irrtum — der entgegengesetzte — an die Stelle des ersten, wo ist aber die Wahrheit, die doch nur eine sein kann?

*

„Wer reich werden will, braucht nur kein Herz zu haben!" sagte ein Wucherer, der viele von Haus und Hof an den Bettelstab gebracht hatte. Als Millionär genoß er allgemeine Achtung. —

*

9. Juni. Völker kennen weder Scham noch Reue, weil keines sich, sondern nur andern die Schuld zumißt.

*

Unter dem Strome der öffentlichen Meinung, die Chamfort die Königin der Narren nennt, weil sie von Narren gemacht wird, bewegt sich oft eine anfangs kaum erkennbare Gegenströmung, die es jedoch im Laufe der Zeiten über jene gewinnt und ihre Urteile entweder berichtigt oder aufhebt. Sie wird erzeugt vom Spruche der verständigen Menschen, welche genau wissen, was an den Sachen und Menschen ist und sich wie Freimaurer daran erkennen, wenn sie sich auch nur selten offen darüber aussprechen. Von dem Be-

stand dieses Gerichtes und seiner Unfehlbarkeit konnte ich mich in der Stille oft genug überzeugen.

*

Die Franzosen haben die Antike falsch aufgefaßt und nach ihr mißverstandene Regeln angewendet! — Dieses wurde von den Deutschen gründlich und zur Genüge bewiesen. Und dennoch haben die Franzosen mehr klassische Werke als die Deutschen, die es meistens nur zu „guten Büchern" bringen. Der Franzose achtet auf die einzelnen Schönheiten, er übersieht des Ganzen wegen keinen Fehler und zwingt dadurch seine Schriftsteller wenigstens zur Korrektheit, dieser Vorstufe des klassischen, von der sich dann das Talent leichter zu diesem aufschwingt. Die Vorbedingung ist und bleibt die Schule einer gebildeten Gesellschaft, und sei diese auch so einseitig, wie der französische Hof unter Louis XIV. Das bedeutet die Abkehr von dem Pfade eines Adam de la Halle und des Pfarrers von Meudon auf eine sehr breite Chaussee, die wohl der Natur des Volkes mehr entsprach, als der üppige Urwald.

*

Eine alte Frau sagte: „Lehrt die Kinder beten, denn ihr Gebet ist das beste, was es im ganzen Hause gibt.

*

Auf dem Wege von Natters gegen den Bergisel begegnete mir in der Dunkelheit ein alter Bauer und fragte: „Haben Sie koan mit an Räuschl g'sächn?" Vielleicht suchte er einen ungeratenen Sohn.

*

18. Oktober. Hast Du fechten gelernt um eine Sau abzustechen?

*

Wenn die Menschen einen großen Mann beneiden, den sie nicht von fern erreichen können, so trampeln sie wenigstens auf dem Schatten um, den er hinter sich wirft.

*

28. November. Die Brautvisiten haben eigentlich den Zweck, den gefangenen Gimpel dem Volke zu zeigen.

*

An Brandl.

Für Stuart Mill habe ich mich wohl auch interessiert, es jedoch aus Mangel an Zeit, Unlust oder Zwecklosigkeit aufgegeben. Das tiefsinnigste ist wohl der *Νοῦς* von Anaxagoras oder Johanns *λόγος*. Unwiderlegbar ist die Mathematik in den Dingen, ihr Geschehen nach physischen Gesetzen, an eine physische Weltordnung darf man freilich nicht denken, sonst gäb' es keine mangelhaften oder verzerrten Krystalle. Die sittliche ist Selbsttäuschung. Jeder soll sie innerlich, der Staat äußerlich gestalten; die meisten, sagen wir mehr oder weniger alle, bleiben unter der Aufgabe dieses Ideales, ja haben kaum eine Ahnung desselben. Daher Kants Postulat der Unsterblichkeit, wer entschädigt aber die Tiere? Gebet gibt es eines: die dritte Bitte des Vaterunsers, — und das ist bedingungslose Ergebung an das Unbedingte. Darüber kam noch kein Philosoph hinaus.

Religion und Glaube decken sich nicht; zur Konfession gehört der Glaube, ein bestimmter Glaube, es ist jedoch für Sie ganz gleichgültig, was Sie von der babylonisch-jüdischen Paradiessage, der unbefleckten Empfängnis oder der Unfehlbarkeit halten. So stehen wir wieder bei meinem Mythos des Demokrit und es bleibt eben nichts anderes übrig, als jene dritte Bitte des Vaterunsers, die freilich eher ein Ausdruck der Gesinnung als ein Gebot ist. Daß man sich so auch als Freidenker zu einer christlichen Gemeinde bekennen kann, begreifen Sie.

Die calydonische Jagd. Nestor auf dem Baume zeigt das Komische. Die Reden und Monologe sind allerdings nur rhetorische, darum möchte ich seine Medea kennen. Die Metamorphosen! Ovid erzählt vortrefflich, leicht, fließend, anschaulich. In den Tagen der Renaissance war er neben der Bibel das Hauptbuch für die großen Künstler, heute liegt er abgesehen von den philosophischen Kernbeißern in der Rumpelkammer, denn das deutsche Volk ist bei sich eingekehrt und erfreut sich an Landsknechtkollern und nackten Beinen; bei Ovid hätte Lessing im Laokon einsetzen können.

Lesen Sie doch Amores Elegie 7 III. Da haben Sie das Gegenstück zu Goethes Tagebuch. Er kannte ihn wohl? Der Goethesport wird endlich albern. Das Feuerwerk ist abgebrannt nun klaubt man die Raketenhülsen zusammen. Andererseits sagt V. Hehn: Goethe stehe bereits am westlichen Horizont. Gewiß, aber aus dem Zenith strahlt ein Julius Wolff, ein — ich könnte ein halbes Dutzend große Dichter anführen.

Die feine Zeit der Humanität mit Herder, Lessing, Goethe, Schiller ist längst hinter uns versunken, wir sind wieder echt deutsche Rüpel geworden und daran tragen unsere Gymnasien mit ihrer Methode der Philologie einen wesentlichen Anteil. Bei den Franzosen und Engländern ist das Tatsächliche mehr in das Blut übergegangen. —

Gibt es wohl in der neueren Weltgeschichte eine Epoche, wo die Teilnahme der gebildeten Menschen an den höchsten und schönsten Idealen allgemeiner war, als im 18. Jahrhundert durch ganz — Frankreich! Denn wie von einer Sonne drangen die Strahlen nach jeder Richtung durch ganz Europa und weckten Leben und Bewegung. Daran erinnern mich wieder die Memoiren Marmontels.

Byron und Shelley sind Genies. Wordsworth ist nur ein Talent, das die Gefühle, die Ideen des gebildeten Durchschnittes seiner Landsleute ausdrückt; daß auch ein solcher Mann tüchtiges hervorbringen kann, gebe ich vollinhaltlich zu. Sie sind uns ein Buch über ihn schuldig; vielleicht übersetze ich dann einiges von ihm, wenn er nicht schon übersetzt ist. Brandes beurteilt ihn übrigens nicht sehr freundlich, der hat jedoch auf mich keinen Einfluß.

Was Byron betrifft, so hatte er ja gar nicht Zeit weise zu werden. Goethe hatte mit dem sechsunddreißigsten eben auch seine Flegeljahre von Sturm und Drang hinter sich und wenn er mit Frau v. Stein miselte, so steht die Gräfin Guiccioli kaum niedriger als diese mit den 7 Kindern.

Danken wir Gott, daß wir nicht sind wie jene

zwei, wenigstens Sie, denn ich büße leider durch ein trauriges Alter für den idealen Traum meiner Jugend. Ich trottle langsam fort, aber nicht gemütlich; wie ein schäbiger Hund, der einen schweren Karren zieht.

Ist es Aberglaube? Bisweilen wirft mir der Zufall, aber nur bei Kleinigkeiten einen freundlichen Blick zu. Da erschrecke ich immer; denn ich weiß aus Erfahrung, daß dann am gleichen Tage oder wenigstens bald darauf ein voll gerütteltes Maß von Verdruß, Elend und Sorge über mich ausgegossen wird.

Sie haben kein Verhältnis zu den bildenden Künsten, sonst würde ich einiges über Anselm Feuerbach beisetzen. Ich habe ihn zuerst beim flüchtigen Vorbeistreifen in den Ausstellungen auch nicht aufgefaßt; nun weiß ich, daß er der Größten einer ist, dessen Scheitel in das cinquecento reicht. Jetzt erscheinen seine Handzeichnungen, da fühle ich meine Armut, daß ich so was nicht kaufen kann.

Für die Kenntnis unserer heutigen Bildung wäre es nicht ohne Belang zu wissen, wie viel oder wenig Leute es giebt, welche, abgesehen von Fachwerken, ein Buch zweimal lesen.

Schauen Sie, daß Sie aus Österreich fortkommen; die prächtigen Mettwürste in Göttingen! Glück auf!

Soviel hatte ich geschrieben, mochte jedoch nicht abschicken, weil Fasching war. So erhalten Sie denn diesen Brief als Häring zum Aschermittwoch. Unterdeß ist auch der Ihrige eingetroffen. Hail, hail! Wenn man Ihnen die Hälfte geboten hätte, mußten Sie gehen. Nun haben Sie unsere Stick- und Stinkluft hinter sich. Lassen Sie die Heiratsgedanken und

Hamlets Weiberschlitze. Neugierig bin ich auf die Aufnahme, die Sie zu Wien finden.

Was tut Speidel mit Ihrem Aufsatz „Sander“?

Ihr alter P.

*

An R. M. Werner.

25. Juli. Ihren Brief beantworte ich umgehend, so lange Sie noch in Lemberg sind. Leisewitz! — was legen Sie sich für Arbeiten auf! Das ist ja noch schlimmer, als wenn ich in einem Steinbruch den ganzen Tag bei Sonnenhitze hämmere. Ihre Uhlandiana haben mich sehr interessiert, manches könnte ich von meinem Standpunkte wohl auch beifügen — ist der „König und die Schäferin“ nicht echtes Roccoco, poetische Porzellanfigürchen von Meißen? Über Geibel haben Sie nicht mehr gesagt, als Sie konnten, nicht weniger als Sie mußten, der warme Ton ziemt dem Nekrolog; objektiv kühl mag die Litteraturgeschichte sein. Er war edel und gut; sein Empfinden, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein mittleres und an ihm alles Maß. Ich kannte ihn persönlich; wir haben uns unsere Sachen gegenseitig geschickt, ohne uns jedoch zu schreiben.

Ein Kolleg über Hebbel! Er liefert einen ganzen Kasten von Präparaten für Vorträge, weil er eine komplizierte Natur war. Trotz aller bizarren Schrullen überragt er gigantisch — ungeschlacht an geistiger Bedeutung alles seit Goethes Tod. Unser Verhältnis war eigentümlich, er nahm auf mich

nie Einfluß und wollte es auch schwerlich, weil er die Verschiedenheit unserer Naturen fühlen mochte und auch als ich mit ihm in Berührung kam, bereits so abgeschlossen war, wie eine Kugel von Krystall. Kuh war einseitig; mich hat er kaum verstanden, denn ich springe nicht, wie bei der Wallfahrt nach Trins zwei Schritte vorwärts und einen zurück. In seiner Einseitigkeit aber sehr tüchtig und ehrlich. Jetzt wären er und noch mehr Hebbel am Platze, um den Stall unserer Tageslitteratur mit eisernem Besen zu fegen. Hebbel sagte mir wohl in seiner pathetischen Weise: „Ja, glauben Sie mir, jetzt muß es mit der deutschen Litteratur wieder aufwärts gehen, denn wir sind ganz unten angelangt.“ — Ich lächelte und dachte an das — deutsche Publikum. Mit den Tagebüchern scheint der Verleger keine glänzenden Geschäfte zu machen, ich halte sie für die wichtigsten litterarischen Dokumente seit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller. Die Briefe sollen nun auch folgen. Lemmermeyer, der bei der Ausgabe beteiligt ist, schrieb mir wenigstens, daß Verhandlungen mit einem Verleger — im Zuge seien.

Sie haben Recht; ich beschreibe als Schriftsteller nicht und zwar deswegen, weil ich als Naturforscher sachlich beschreiben muß und somit die Grenze gegen die Kunst haarscharf erkenne. Ich habe ein erzählendes Gedicht fertig: der Zaggler Franz.

Dieses lege ich ruhig dem Manen Lessings vor; denn ich glaube durchaus das höchste Gesetz der Poesie: Handlung und Fortschritt! streng erfüllt zu haben, ganz abgesehen vom Inhalt.

Der Cyklus an Maria? — Bald nach meinem Ausmarsch gegen die Italiener mußte ich erfahren, daß Emma sich nach Wunsch der Eltern mit einem reichen Manne verlobt hatte; mein Stolz ließ keinen Schmerz aufkommen und dann überstrahlte das Bild einer jungen Dame wie ein Morgenstern den Schatten. Durch die Erfahrungen der letzten Zeit jedoch verdüstert: Ein schmaler Strich trennt Ideal und Sinn! hielt ich Entsagen für meine Pflicht, konnte mich doch auch die nächste beste Kugel hinstrecken! — und verscherzte wie Parcival durch Schweigen mein Glück. Sie war die jüngere Schwester von Tizians Assunta und starb auch bald. Nach mehr als einem Menschenalter tauchte ihr Bild mit visionärer Gewalt wieder vor mir auf, und so beziehen sich viele Gedichte meines Vorwinters auf sie. So begann dieses Stück Seelenleben mitten im Sturm des Krieges, um dann noch einmal als Abendrot im Herbste meines Lebens aufzuleuchten. Nehmen Sie das als Tatsachen!

Im Winter habe ich Ovid und Martial gelesen; auch Lucan — an seiner Schilderung der Seeschlacht vor Massilia hätte gewiß Hamerling Freude! — Jetzt schnüffle ich an den lateinischen Poeten der Renaissance herum: Pontanus, Politianus, nicht für das Studium; ich verzehre alle diese Dinge wie ein Raubtier und verwandle sie in Fleisch und Blut. Möchten unsere zeugungsschwachen Dichterlein ahnen, welcher Reichtum von Motiven in diesen alten Schwarten steckt! neben den Nachklängen von Catull, Horaz, Properz, so die Elegie Politianus an das Veilchen. Formosae o violae Veneris manuscae nostrulae, da würden

sie zufahren, wie die bulgarischen Räuber — wenn sie so viel Latein könnten.

An den Achensee kommen heuer allerlei Leute: In der Buchau wird der Bildhauer Natter nisten, dann Brandl und Wackernell, vielleicht auch E. Schmidt; nach Matzen ladet Lipperheide Gäste; was haben denn wir Tiroler Ihnen zu Leide getan, daß sie sich nur bis Salzburg wagen?

Die Prüfungen sind überstanden; so sitze ich jetzt in der Pertisau — unweit von mir ist noch Winter und Vorfrühling. In der Tristenau ging eine Lawine nieder, quer durch das Tal bis zum andern Berg riß sie auf 2—300 Schritt breit alle Bäume um — oft mannsdicke Tannen und Buchen, der Schnee lagert nun wie ein Gletscher und indem er allmälig abschmilzt, kommen Heiderich, Primeln, Eisglöckchen, Seidelbast, Gentianen, all die Frühlingsblumen an die Sonne.

Mit diesem Brief gleichzeitig geht Ihr Geibel mit bestem Dank unter Kreuzband zurück.

Im August werde ich Ihnen allerlei senden und Sie mögen es dann am kühlen See lesen.

Ich warte fort und fort auf gut Wetter für meine geologischen Arbeiten, die Berge legen aber die Nebelkappe nicht ab.

Ein schöner Traum! Mir kam vor, von meiner Zimmerdecke lachen zahllose Engelsköpfe herab und plötzlich verwandeln sie sich in rote Rosen.

Ihr alter

Pichler.

Innsbruck, 9. Juni 1889.

Aus einem Brief an A. Brandl.

Zur Kenntnis der Restauration habe ich die Meditationen Lamartines vorgenommen. Einst viel bewundert, sind sie jetzt altbacken; wie beherrscht er jedoch trotz aller Schnitzer die Sprache, was baut er manchmal für wundervolle Strophen, wie weiß er mit allen Redefiguren zu wirtschaften, daß man fast glauben möchte, er habe — nicht einmal dabei empfunden. Er wird aber geradezu pathetisch — und das ist bei einem Franzosen unerträglich, wenn er sich auf die Zehen stellt um den Titanen Byron anzugreinen. Das gehört jedoch für Ihre Geschichte der englischen Litteratur!

Eine Frau bat mich, als ich Abschied nahm, ich sollte doch ihrem Kinde ein Kreuzchen machen; ich habe es getan, denn das Kreuz bleibt stets das erhabenste Symbol der Weltgeschichte, es bezeichnet ein neues Blatt derselben. Lesen Sie in der neuen Antologie den Aufsatz von G. Barzelotti: Il pessimismo filosofico in Germania e il problema morale dei nostri tempi. — Wie unsäglich traurig ist das alles! Dabei fällt mir ein Wort Goethes ein: „Alles was unseren Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich. Darf man jedoch die Wahrheit aus Gründen der Opportunität auf sich beruhen lassen?

*

Anton v. Schullern.

In der litterarischen Gesellschaft Pan wurde der Antrag gestellt, an seinem Hause eine Denktafel einzumauern.

Von seinen Gedichten war bei Liebeskind eine Aus-

wahl erschienen. Ich hatte das Büchlein bei seinem Erscheinen nur flüchtig angeblättert. Ein gebildeter Mann, der wie so mancher andere, auch Gedichte machte und sich deswegen für einen Dichter hielt ohne es zu sein. Sie verläugnen auch nicht den Einfluß vrschiedener moderner Poeten.

Angesprochen hat mich das gemütliche Idyll: „Die alte Diele". An den Hollunderstrauch hängt sich leider zum Schluß die fabula docet. Ein Festgruß an den Grafen Thun, dessen Liberalismus ihn nicht, wie er wünschte, diesem schwarzen Herrn empfahl, war ein geschmackloses Mosaik.

Rücksicht hatte ich keine zu nehmen; ich beurteilte es daher in der „Allgemeinen Zeitung" ironisch, er reiste sogleich nach Augsburg und es wäre mit diesem Blatte, mit dem ich seit Jahren in Verbindung stand, fast zu einem Bruche gekommen, der jedoch unterblieb, vielleicht weil man sich überzeugte, daß ich recht habe.

Es kam zu einem Streite, Professor Ignaz Zingerle erbot sich, ohne daß ich es verlangt hatte, zu einer Vermittlung, die Schullern, dem bange wurde, mit Freuden annahm.

Wir sahen uns ohne Zeugen in seinem Zimmer. Ich hielt ihm alles vor, worüber zu klagen ich ein Recht zu haben glaubte, er wußte sich aber so geschickt zu entschuldigen und schob alles auf Mißverständnisse, daß ich ihn schließlich um Verzeihung bat. Dazu brachte er mich jedoch nicht, öffentlich zu gestehen, ich habe mich geirrt, er mußte sich mit der nichtssagenden Erklärung begnügen, daß ich dem Publikum das Urteil überlasse. Er schien damit zufrieden. Für mich war

die Sache ein für allemal ehrlich abgetan. Nicht für ihn. Er schlug später vor, die Innsbrucker Poeten und Freunde der Poesie sollten öfters zusammenkommen und eine Art Verein bilden, um sich in Sachen der Litteratur zu verständigen. Ich sagte ohne Rückhalt zu. Schullern stellte sich bei der ersten Versammlung gleich als Obmann hin, das wäre mir schließlich gleichgültig gewesen, er hielt aber eine Rede, die, wenn auch nicht namentlich doch sachlich, mit deutlichem Bezug auf unsern Streit gegen mich gerichtet war, ja er sprach sogar von Neid. Ich konnte nun erkennen, worum es sich handle, er wollte mich unterwerfen, um sich an die Spitze zu stellen. Kalt und finster erwiderte ich kein Wort, kam jedoch nie mehr trotz einer versteckten Drohung, die mich immer mehr erbitterte. Wußte ich doch, daß alles ohne mich zerfallen würde und so geschah es auch.

Man hatte mir immer die vollendete Form seiner Gedichte gerühmt, aber auch da befriedigt er ein strenges Urteil nicht. Er ist oft weitschweifig, der Reim läßt zu wünschen, manche Daktylen sind schlecht gebaut. Dafür haben unsere Kreise freilich kein rechtes Verständnis.

Er benutzte seine freie Zeit, um gelegentlich litterarische Vorträge am Ferdinandeum zu halten, die dann auch gedruckt wurden. Sie waren nicht ohne Geist und Verständnis, und verdienten daher Beachtung. Unsere schnelllebige Zeit hat sie freilich, wie so manches andere, vergessen.

Nach dem Tode von Johannes Schuler wurde eine Auswahl aus dessen Schriften gedruckt. Ich wirkte dabei mit. Schullern schrieb die Biographie. Das war

dankenswert, doch gibt sie in ihrer Überschwenglichkeit kein richtiges Bild des Mannes und bedarf daher der Ergänzung.

Endlich wurde er Bezirksschulinspektor. 1874 wurde er zur Aushilfe in den tirolischen Landesschulrat bei der Statthalterei berufen und erhielt schließlich durch den Einfluß eines Freundes, der in Wien für ihn wirkte, den Titel eines kaiserlichen Rates, wie auf seinem Grabstein zu lesen ist. Doch erwarb er sich in dieser Stellung manche Verdienste um die Schulen und die Lehrer. Des weiteren verweise ich auf die Biographie, die J. Engensteiner den Schriften voranstellt. Schullern war verheiratet, erlebte jedoch wenig Freude.

Ich stand einmal mit ihm vor dem Tore der Hofkirche, ein festlicher Hochzeitzug nahte, als er ihn sah, schüttelte er leise den Kopf und sagte: „Wieder ein Unglücklicher mehr!“ —

Gedenken will ich noch seines edlen hoffnungsvollen Bruders Hermann, der mit siebzehn Jahren über eine Felsenwand des Achselkopfes stürzte, wo er Aurikeln pflücken wollte. Der trauernde Vater klagte: „Von meinen Söhnen wurde mir der bessere entrissen.“

Geboren 1832 starb Schullern 1889.

Zu seiner Charakteristik brauche ich wenig nachzutragen. Der Sohn eines guten Hauses, war er stets elegant und fein gekleidet, im Umgang gewandt, so daß er mehr zu sein schien, als er wirklich war, vorsichtig und kalt.

Auf sein Verhältnis zu mir, muß ich noch ein Streiflicht werfen. Wie er mich, als ich in Berlin war,

im Neujahrswunsch des Zettelträgers dem Spotte preiszugeben suchte, habe ich schon erwähnt. Ich erfuhr es erst kurz vor seinem Tode, so daß es zu spät war, mit ihm abzurechnen. Er betrachtete mich eben als seinen Nebenbuhler, der ihm das Licht verstelle und handelte danach. Ich erinnere mich noch, wie er mich einmal auf dem Marktgraben anpackte und mir vorwarf, ich solle doch endlich einmal etwas leisten. Verwundert fragte ich ihn, ob denn meine Erzählungen aus Tirol nichts seien? — Da erwiderte er, „es schicke sich eigentlich für mich in meiner Stellung gar nicht, so was drucken zu lassen". — „Und die Hymnen." — „Ja, das ist schon lange her!„ Ich ging weiter. Ein anderesmal wurde ich als ein Gelehrter genannt. Da fuhr er auf: „So könne man mich doch nicht heißen!" Wenn ich mich recht entsinne, war es im Frühling 1862, als ein Schauspieler meinen Rodrigo zur Benefice wählte. Ich gestattete Schullern den Eintritt zur Probe. Er benahm sich dabei so unfreundlich, daß ich eine mißgünstige Besprechung voraussehen konnte, obwohl er bisher nie und nirgend sich auf Theaterkritik eingelassen hatte. Sie zog sich durch mehrere Nummern der Inzeitung, und war, obwohl ich den Erfolg für mich hatte, wie man mir mitteilte, gehässig. Ich habe sie gar nicht gelesen, sie machte auch auf das Publikum keinen Eindruck. Ich habe diese Sache ihm gegenüber nie mit einem Wort berührt. Er scheint aber darauf Wert gelegt zu haben, denn nach Jahren fragte er mich endlich, ob ich seine Kritik gelesen habe. — Ich erwiderte kurz: „Nein!" — Er aber verdutzt: „Warum nicht?" — „Weil ich solche Dinge überhaupt nie lese." Bald

darauf erkrankte er und starb ganz unerwartet. Erst jetzt überschaue ich diese Begegnisse und weiß sie zu deuten. Ich erzähle diese armseligen Geschichten ausführlich, weil ich nicht weiß, was er in sein Tagebuch schrieb.

Bedeutender in jeder Beziehung war sein Freund Hans v. Vintler; schade, daß er keine Autobiographie hinterlassen hat. Sein Schicksal führte ihn zu den Jesuiten in Rom und Paris, wo er das Kloster verließ und endlich als Sprachlehrer an der Realschule Unterkunft fand. Sein Grab auf dem Friedhofe zu Innsbruck schmückte der Bildhauer Natter mit einem Denkmal.

1890.

Kannst du in einer Pfanne voll Brei schwimmen?

*

Die Musik ist die gründlichste Widerlegung des modernen Realismus.

*

Eine Bürgersfrau erzählte mir, sie habe gebeichtet, daß ihr allerlei Zweifel über die Dogmen der katholischen Religion gekommen seien. — Der Priester fuhr sie an: „Sie haben da nicht nachzudenken, denn die Kirche denkt für uns alle!“ Da verließ sie den Beichtstuhl. Ein Jesuit wäre klüger gewesen!

*

Ein alter Geistlicher sagte: „Ihr bezweifelt die Menschwerdung Gottes in Christo?“ Es ist ein ebenso

großes Wunder der Menschwerdung Gottes in einem Menschen, wenn dieser zum Bewußtsein Gottes kommt.

*

Wer viel sagt, sagt zuviel.

*

Die Einsamkeit nährt und verzehrt den Geist.

*

Das Dämonische tritt uns nicht immer groß, manchmal nur kapriziös entgegen.

*

Es gibt manchen, der gut spricht, selten einen, der gut hören kann.

*

Die Gleichgiltigkeit gegen das Laster ist für die menschliche Gesellschaft fast gefährlicher als das Laster selbst.

*

Im Streite warf man einem alten Bauern den ungeratenen Sohn vor. Er antwortete gelassen: „Geht es Gott Vater besser? Der hat ganze Scharen: die Teufel!"

*

Zur Weisheit gelangt nur, wer große Torheit überwunden hat.

*

Die Schönheit unterwirft den rohen Stoff der Form und je mehr sie dieses vermag, so größer ist sie.

Zu Prutz im Oberinntale wird demnächst eine Gedenktafel enthüllt für den unglücklichen Dichter Jo-

hann Senn, dessen herrlicher „Tiroler Adler“ noch immer frisch im Gedächtnisse des Volkes lebt. Nicht weit davon, zu Galtür, dem hintersten Winkel Patznauns, wurde am 8. Juli 1820, also vor achtzig Jahren, ein anderer Dichter ganz verschiedenen Sinnes und Glaubens geboren: Johann Pfeifer. Seine Eltern waren schlichte Bauern, der Mutter bewahrte er ein warmes Andenken. Das Gymnasium studierte er bei den Benediktinern in Meran, dann ging er an die Universität Wien, wo er sich dem Jus zuwendete. Nach Tirol zurückgekehrt, finden wir ihn bei dem Advokaten Dr. Felderer. In dieser Zeit scheint ihn die Liebe gestreift zu haben, wobei er schwerlich über ein bischen sentimentales Schmachten hinauskam; von der Glut eines Gilm oder Wallpach begegnet man in den wenigen, darauf bezüglichen Liedern kaum einem Hauch. Er war auch äußerlich nicht dazu angetan. Schlicht und einfach, ja unansehnlich war seine Gestalt; die hohe Stirn gehörte dem Denker, der sich eine reiche Bildung erwarb; die wasserblauen großen Augen blickten ausdruckslos in die Weite, die roten Wangen deuteten auf keinen Weltschmerz.

Abschied.

Reiche nur zum letztenmale
Liebes Mädchen mir die Hand,
Das ich wie ein Weidenröschen
Unter rauhen Disteln fand.

Deiner Anmut stiller Zauber
Hat die Tage mir verklärt,

Gleich als wär' der Frühling wieder
In mein Leben eingekehrt.

Lebe wohl! wie tief und schmerzlich
Fühl' ichs doch zu dieser Frist,
Daß für solche liebe Blume
Mir kein Gärtlein eigen ist.

Im Jahre 1860 stellte ihn der Erzherzog Karl Ludwig als Sekretär an. Er mag diesen Posten, abgesehen von persönlichen Empfehlungen, seinen loyalen Gedichten verdankt haben. Warmes Gefühl zeigen seine religiösen Lieder, wenn auch keine mächtigen Orgelklänge rauschen. Einzelne gelungene Strophen ließen sich wohl anführen, schön ist die „Christnacht“, ein kleines Meisterwerk die „Harfe“, der wir nichts aus jener Zeit an die Seite zu setzen wüßten. Schicksale scheint der bescheidene Mann kaum gehabt zu haben, über eine italienische Reise erfahren wir höchstens, daß er da und dort verweilte, sein Erdenwallen hinterließ kaum eine Spur. Bene vixit, qui latuit!

Nach zehn Jahren begann er zu kränkeln. Der Erzherzog verabschiedete ihn großmütig mit einer Pension. „Seine k. Hoheit lassen Ihnen das Zeugnis vorzüglicher, ersprießlicher, eifriger und treuester Dienstleistung im Verlaufe von mehr als zehn Jahren in der Eigenschaft als erzherzoglicher Kassier ausstellen, welches hiermit mit Vergnügen beurkundet

auf höchsten Befehl

W. Frh. v. Hornstein.

Wien, 30. Dezember 1871.“

Er wählte nun Meran zum ständigen Aufenthalte, wo er still und zurückgezogen den Rest seiner Tage verbrachte. Sie verflossen fast unbemerkt. Abends setzte er sich gewöhnlich mit Bekannten an einen Stammtisch, spielte einige Partieen Tarok und trank ein Seidel roten Wein dazu.

Gestorben ist er am 31. Dezember 1888, ohne daß sein Tod besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Er scheint noch an einer Gesamtausgabe seiner Gedichte gearbeitet zu haben; der Nachlaß liegt mit manchen Änderungen und Einschiebseln im Museum zu Innsbruck. Für den Handgebrauch hatte er ein Reimlexikon angelegt. Von einem Briefwechsel und Aufzeichnungen war wohl nichts vorhanden.

Die Poesieen? Er selbst charakterisiert sie humoristisch:

„Nahm die Harfe kühn zur Hand,
Hohe Lieder wollt' ich singen,
Wie die Saiten ich gespannt,
Nimmer wollt' es mir gelingen.

Aber also zu mir spricht
Einer, ein Verstandesreifer:
Geht es mit der Harfe nicht,
Lieber Freund, so werd' ein — Pfeifer."

Das ist nun doch zu bescheiden. Seine Muse folgt nicht dem stolzen Gange des Apollon Kitharoidos, er war aber doch ein echter Dichter, wenn auch kein großer, die überhaupt so selten sind, daß man sie an den Fingern abzählen kann.

In jener schönen Zeit schwärmten die Frauen für

v. Redwitz, den jedoch Pfeifer als Lyriker gewiß überragt. Als Pfeifer 1853 seine Gedichte auf eigene Kosten erscheinen ließ, wurden diese in manchen Kreisen mit Begeisterung aufgenommen, so daß bald neue Auflagen folgten. Man warnte mich, ihn anzugreifen, als ob mir das trotz allen Gegensatzes je eingefallen wäre! Ich würdigte das Gute, was er schuf, stets unbefangen, und auch dieser Wink veranlaßte mich zu keinem Ausfalle. Persönliche Beziehungen ergaben sich nie, wir grüßten einander, wenn wir uns auf der Straße begegneten, ohne in näheren Verkehr zu treten.

Er ist vor mir hingegangen; ich werde seinen hundertsten Geburtstag nicht feiern, aber ich lege hier eine frische Alpenrose auf sein Grab. Möge man auch am schlichten Bauernhause zu Galtür eine Denktafel anbringen, er verdient es vielleicht eher als mancher andere.

Sein poetisches Repertorium ist ziemlich reich. Es bietet uns wie duftige Blümchen manches schöne Naturbild.

Im Winter.

Nieder, millionenflockig
Fällt des Winters Silbersaat,
Strauch und Bäume kraus und lockig
Stehen um des Wandrers Pfad.

Welch' ein Flüstern, welch' ein Schweben
Um und an so sacht und lind,
Welch ein magisch Zauberweben
In dem Flockenlabyrinth.

Halb die Augen aufgeschlagen
Wall' ich fort im Dämmerschein
Und in seliges Behagen
Spinnet sich die Seele ein.

Gelegentlich kommt auch ein humoristisches Epigramm:

„Gönnt Catone mir, noch am Fasse, dem vollen, zu liegen,
Hab' ich den Bronnen erschöpft, werd' ich Diogenes sein.“

Mehrere erzählende Gedichte sind ihm gelungen, so „König Otto“. Mit glühender Begeisterung hing er an den Bergen der Heimat, er feierte das Schützenleben in manchem Liede, wo ihm dann auch der männliche Ton nicht versagt blieb. Besonders schwungvoll ist das Gedicht: „Liederarm!“ Die äußere Form seiner Poesieen läßt kaum etwas zu wünschen übrig, denn auch auf ihn hatte Platen gewirkt, der Ausdruck ist meistens gewählt, die Darstellung blumenreich. Das Schwache und Matte kann man gern übersehen.

Doch verträgt unsere Zeit die häufigen schwächlichen Verkleinerungen auf -lein nicht mehr. In Bildungen neuer Worte greift er sonderbarerweise fast bis auf die Modernen voraus, oft nicht ohne Geschick.

Er war ein Dichter der nachmärzlichen Reaktion. Ich gebrauche dieses Wort unbefangen und ohne jede Nebenabsicht. Das war die schöne Zeit, wo die Fräulein Marienaltäre mit der Bisquitstatuette der Heiligen bauten und mit Blumengewinden schmückten. Die Männer aßen im Gasthause Fastenspeisen, wenn man es sah und besetzten bei der Messe die vorderen Bänke.

Pfeifer ist mit dem Geschlechte, das er durch seine

Lieder erfreute, so ziemlich verschollen, das Land Tirol, zu dessen besten Sängern er gehört, die deutsche Litteratur-Geschichte, die nicht immer Perlen sammelt, sollte ihm ein Plätzchen gönnen.

Zum Schlusse ein Gedicht:

Mein Lied ist keiner Glocke Klingen,
Das mächtig in die Ferne schlägt
Und hoch auf heil'gen Sehnsuchtschwingen
Die Hörer in den Himmel trägt.

Es gleicht dem Summen zarter Bienen
Am sonnighellen Alpenhang,
Wenn seine Sterne und Rubinen
Der Lenz ins Grün der Wiese schlang.

Kein Strom ist's, der vom Felsenwalle
Herniederbraust voll Majestät
Und tausend flimmernde Krystalle
Umher im Sonnenlichte sä't.

Ein Bächlein nur, deß leichte Welle
Durch stille Fluren wandelt sacht,
Mag sein, daß Dir an mancher Stelle
Des Himmels Blau entgegenlacht.

Kein Baum ist's, der mit stolzem Prangen
In linden Maiengluten steht,
Von reichem Blütenschmuck umfangen,
Von Düften träumerisch umweht.

Ein Blümchen an des Winters Grenze
Zum Reich des Lichtes aufgekeimt,
Das halb in Stürmen, halb im Lenze
Das Leben still in sich verträumt.

4 August. Vom Lustschoß des Herzogs Sigismund sind bei Freundsheim nur noch spärliche Reste der Grundmauern übrig. Es war von einem Teiche umgeben; aus dem schwarzen Sumpfwasser steigt die weiße Lilie, der Wind flüstert im Schilf und beugt die Binsen. Hier sitze ich abends manchmal, vor mir das Moos, die Felder, den Föhrenwald und die Berge vom Karwendel bis zum Glungezer, im blauen Duft der Ferne heben sich ihre stolzen Kuppeln und Zacken, aus den Wäldern schimmern einige grüne Flecke, Wiesen bei den Bauernhöfen, so erscheint die Gegend fast unbewohnt. Da denke ich dann an das heitere Leben, das hier, wo nur noch Schutthügel an die Vergangenheit erinnern, waltete; das Schloß mit seinen Erkern baut sich wieder vor mir auf, im Saale führt Sigismund beim Klang der Musik die schönen Frauen zum Tanze und scherzt mit ihnen; draußen geigt die Heuschrecke und quakt der Frosch, Nachteulen schweben dahin bis das Ave der geweihten Glocke von Barwies das heidnisch Gesindel verscheucht. Es weht mich kalt an, Nebel kräuseln sich auf der feuchten Wiese, da ruft die helle Stimme meines Enkelchens den Großpapa und ich kehre mit ihm zum traulich warmen Herde der Küche.

*

Durch die Naturwissenschaften wurden alle Erscheinungen der Natur ihres persönlichen Charakters entkleidet, sie haben dadurch unleugbar an poetischem Wert verloren, wie alles, das sich wägen, zählen, messen läßt.

*

Dann magst du über Unglück klagen, wenn dir das als Glück erscheint, was andere als Unglück beweinen.

*

Paradoxieen sind keine Maximen; für diese gibt es nur die naturhistorische Methode, die aus einer Reihe Einzelnfälle ein Gesetz abstrahiert.

*

Die Deutschen sind keine Nation, ob ein Volk? — Wenigstens wissen sie sich nicht als solches, sondern empfinden sich der Masse nach immer noch als Partikularisten der verschiedenen Vaterländer und Ländchen, darum fehlt ihnen auch die Expanisivkraft, welche ihnen allein eine Zukunft sichern könnte. Wenn Nord und Süd wenigstens oberflächlich zusammen gehörten, so verdanken wir das dem schattenhaften deutschen Kaisertum und zum Teil der Sprachgemeinschaft durch Luther. Der flüchtigste Blick kann uns belehren, daß die Deutschen an der Elbe und an der Donau körperlich und geistig verschieden sind und so ganz unberchtigt ist die Meinung jener nicht, die behaupten: das richtige wäre ein norddeutsches und süddeutsches Kaisertum gewesen, wobei jenes Holland, Belgien, Polen, Finland und Skandinavien in sein Machtbereich gezogen hätte, dieses das Land von den Vogesen und Jura, das ganze Donautal bis zum Balkan und den Karpathen, die Moldau und die Wallachei: jenes niederdeutsch, dieses hochdeutsch.

*

Im nämlichen Kopfe kann ein Dichter und ein Denker arbeiten, sie müssen aber getrennte Haus-

haltung führen wie bei Goethe und dürfen einander nicht stören, was manchmal bei Hebbel geschieht und die reine Linie der Schönheit bricht.

*

Der Baum braucht Jahre zum Wachsen; eine Blütenknospe, die ihn krönt, springt in einer lauen Frühlingsnacht.

*

Die erste ideale Liebe des Jünglings ist seine letzte Kinderkrankheit, darum ist sie so schön, so rein.

*

Sie haben dein Herzblut getrunken und dir den leeren Becher ins Gesicht geworfen.

*

Darfst du den Menschen noch für das verantwortlich machen, was er innerlich überwunden und äußerlich abgestreift hat?

*

Wien, 3. September. (Tel d. B. f. T. u. V.) Die „Wiener Ztg." meldet: Dem Universitäts-Professor Adolf Pichler von Rautenkar in Innsbruck wurde anläßlich seiner Versetzung in den Ruhestand die Allerhöchste Zufriedenheit ausgesprochen. Der Privatdozent Dr. Alois Cathrein wurde zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Petrographie, der Privatdozent Dr. Joseph Blaas zum außerordentlichen Professor der Geologie und Paläontologie, beide an der Universität in Innsbruck ernannt.

4. September. Heut mein 71. Geburtstag. Der Tirolerbote, den ich erhielt, bringt die Ernennung

von Blaas und Cathrein und meine endgültige Versetzung in den Ruhestand. Ich habe in diesen 42 Dienstjahren, so weit es ein Mensch von sich sagen darf, meine Pflicht redlich erfüllt und darf daher mit einer gewissen Beruhigung zurückblicken. Ich bin still und ernst, fast feierlich gestimmt; ein neuer Lebensabschnitt beginnt für mich, möge ich in Geduld alles ertragen, was er mir noch von Leid bringt und mir endlich Frieden vergönnt sein bis zu meinem Ende. Freundsheim halb 12 Uhr.

*

Manche Menschen sind dankbar, um undankbar sein zu können.

*

Um 9 Uhr begann die Übergabe der Sammlungen an die Professoren Blaas und Cathrein. Um 9.50 überreichte ich an Blaas den Schlüssel des Arbeitszimmers und damit war alles feierlich und würdevoll beendet.

*

Wer der Freund des Genius sein will, kann ihm zwar den Weg nicht vorzeichnen, muß jedoch fähig sein, ihn verständnisvoll zu begleiten und manchmal rückblickend aufzuklären.

*

Der echte Künstler wendet nicht die Gesetze der Kunst auf sein Werk an, er bringt dieses nach den Gesetzen der Kunst hervor.

*

8. September. So albern und abgeschmackt

Titel sein können, manchmal dienen sie als Schutzwehr gegen dumme Leute.

*

Unsere heutige Welt zu verstehen, ist nicht so schwer, schwerer jedoch mit und in ihr zu leben.

*

Das Talent kann alles, was es will; das Genie muß alles, was es kann.

*

„Aus Tagebüchern!" Diese Überschrift könnte ich eigentlich auf alle meine Werke setzen.

*

Die Niederlage Ottokars ist vielleicht das größte Unglück, das unser Volk je getroffen. Er rief in der richtigen Erkenntnis von der Bedeutung der Deutschen und ihrer Überlegenheit sie von allen Seiten als Einwanderer; er hätte Böhmen germanisiert, so daß bei der Fortsetzung durch seine Dynastie jetzt wohl an Moldau und Elbe kein czechisches Wort mehr gesprochen würde. Die deutsche Kaiserkrone hätte ihn in dieser Richtung gewiß noch bestärkt. Dann besaß er eine Hausmacht, mit der er alle die Fürsten und ihre selbstherrlichen Gelüste bändigen konnte, so daß dann Deutschland wohl gleichzeitig oder wenig später als Frankreich zur Einheit gelangt wäre. Das läßt sich mit voller Wahrscheinlichkeit vermuten; was kam, wissen wir alle und mit dem Tode des Babenbergers hörte das Fortschreiten gen Osten, wie sie es so kühn und großartig begonnen, auf. Ottokar hätte auch der Hilfe der Kirche weniger bedurft, weil er auf eigenen

Füßen stand und wäre daher von der Politik der Päpste unabhängiger gewesen. Er hätte vielleicht den Untergang der Hohenstaufen gerächt. Doch was ist, das ist, ersparen wir uns die Vermutungen.

*

Wenn auch die Scheide des Schwertes nach und nach in Sturm und Wetter zerreißt, daß sie nicht mehr zur Parade taugt, was liegt daran, ist nur die Klinge scharf geblieben.

*

Ein Maurer, der bereits abgestraft war, weil er auf dem Friedhof Blumen stahl, hat aus den Akazien über den Gräbern Amselnester ausgenommen und die Jungen laufen lassen, nachdem er ihnen die Füße abgeschnitten. Er wurde mit 2 fl. Strafe belegt, warum hat man die Prügelstrafe abgeschafft? Die gemeinste Bestie ist und bleibt doch der Mensch.

*

Vielleicht wenden sich die Deutschen wieder zu schwarz-rot-gold zurück. Das erinnert mich an einen Vorfall in Rom. Ich war mit Adolf im Pantheon. Dort hing am Grabe Viktor Emanuels ein Kranz mit schwarz-rot-weißer Schleife, den der deutsche Kronprinz gespendet hatte. Ich sagte halblaut: „das Weiß muß wieder Gold werden". Da begann ein Deutscher, den ich nebenan nicht beachtet hatte, zu schnarren; ich fertigte ihn kurz ab und wendete ihm den Rücken. Unser Unglück ist, daß Wien für das deutsche Geistesleben jetzt weniger Bedeutung hat als die nächst beste Kleinstadt.

*

Am Neckelbrunnen abends wieder Tassos Erminia. Der Stoff ist uns völlig gleichgiltig, aber die Harmonie, der Tonfall der Verse! Wie das leichte Wogen der Roggenfelder vor mir: der weiche Westwind zeigt hie und da zwischen den Halmen einen roten Feldmohn, die blaue Kornblume, die violette Rade und darüber hebt sich schmetternd die Lerche.

*

Sentimentales Naturgefühl: mein Enkelchen fragte mich jüngst, nachdem es lange den Mond betrachtet: „Nicht wahr, der Mond hat ein so weites Maul, weil er die Wolken frißt?"

*

Der Briefwechsel von Hebbel erscheint endlich auch. Nun hat er alles; sein Schatten braucht nicht mehr grollend in den dunklen Nebeln am Acheron zu irren. Er war oft bizarr, verschroben, abstrakt, raffiniert, ja er hatte Schwächen und nicht immer schloß sich bei ihm die Linie zum Kreise der reinen Schönheit, dennoch war er groß wie keiner seit Goethe und Schiller und hätte er auch nur das Gedicht: der Brahmin gemacht, mit dem sich auch in den früheren Abschnitten der Litteratur kaum eines vergleichen läßt. Auch die Deutschen können zufrieden sein und nun an ihm weiter sündigen wie bisher.

*

So viel du für die Welt bist, ist die Welt für dich und hierin ist der Kleinste dem Größten gleich.

*

Jede Wahrheit ist im Grund genommen trivial.

*

Unsere Zeit reißt das Nessushemd ab und zeigt am nackten Leibe alle Schwären, Beulen und Eitersäcke ob vielleicht ein Heiland komme. Hier liegen allerdings Stoffe für große Dichter, jedoch nur die Wünschelrute des Zauberers zeigt uns die Adern des Edelmetalles. Wer soll diese schmelzen und wo ist die Gußform sie aufzunehmen.

*

Der Dialekt unterscheidet manchmal genauer als das Schriftdeutsch: „Kehrt das Zimmer" — „kehrt um!" — Der Bauer sagt: „Köhrt und keahrt".

*

Meine Briefe seit 1840 durchgemustert. Wenn man jung ist, läßt man alles fliegen und flattern wie der Wind weht, darum besitze ich aus jener Zeit sehr wenig. Der Mann hat seine Ziele, er hält diese für wichtig und sich dazu und so bewahrt er vieles. Das Alter scheidet aus, die welken Blätter, die tauben Blüten fallen unter unsere Füße und so bleibt nicht viel übrig und selbst dieses Wenige ist für die Zukunft zu viel, so daß wir es fast nur als persönliche Andenken hinterlegen. Wenn man die Briefe seit fünfzig Jahren durchgeht, dann erst sieht man wie vergänglich alles in unserem Leben ist. Wie Pindar: *τί δέτις; τί δ'οὔτις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος.*

*

Mit der Sprache verfährt nach Wortbildung, Syntax und Lautverbindung gewöhnlich willkürlich, wer

sie nicht erlebt und aus dem Vollen erfaßt, aber dennoch schön schreiben möchte. Der Sprachgewaltige ahnt in ihrem Gesetz zugleich das Gesetz seines Schaffens und ist daher eigentlich sprachschöpferisch: es kommt ihm von innen, was jener außen anhängt. Er braucht nicht zu drechseln, hobeln, schnitzeln, ihm wächst alles frei empor und die reifen Früchte fallen ihm von selbst in den Schoß.

*

Du fühlst dich einsam; in der tiefsten Brust der Menschen möchtest du das Tiefste lesen! Verlang' es nicht, du fühlst dich einsam mehr, als du in der Vergangenheit gewesen.

1891.

Ein edler Mensch verzeiht anderen leichter ein großes Vergehen als sich eine kleine Gemeinheit.

*

12. Januar. Die Redaktion eines Blattes ersuchte mich um ein Festgedicht für den Geburtstag Grillparzers. Ich lehnte ab: „Verhüllt eure Fahnen lieber mit schwarzem Flor, daß er in Österreich geboren wurde. Hier machte man ihn mundtot.“ Ich brauchte nur auf seinen Lebensgang zu verweisen, eine Tragödie, vor der die schwarz-gelben Loyalitätsdudler verstummen sollten. Sehr gut hat ihn Kürnberger gezeichnet. Der schwere Druck, den er lebenslang tragen mußte, hatte sein Rückgrat geknickt; er war ganz zag-

haft geworden. Das beweist unter anderem ein Vorfall, den mir Hebbel erzählte. Irgend ein Kriecher, dessen Namen ich vergessen habe, sammelte Beiträge für ein Album zu Gunsten der k. k. Gendarmerie. Wie diese in den Tagen der Reaktion wirtschaftete und durch brutale Gesinnungsschnüffelei anständige Leute belästigte, bleibt wohl dem älteren Geschlechte unvergessen. Man kam auch an Hebbel. Diesem schien die Sache doch etwas bedenklich, daher fragte er Grillparzer, was man tun solle? Der erwiderte mit einem trüben Blick: „Gehorchen! es bleibt nichts anderes übrig." — Dabei schmiedete er für sein Pult giftige Sprüche, die sich auch gegen die Dynastie richteten.

*

14. Januar. Heut nachmittags kam Marie Engl zu uns; sie überreichte mir eine weiße Rose zur Erinnerung, daß wir uns vor acht Jahren kennen gelernt. Diese Blume konnte als bezeichnendes Symbol für unsere Freundschaft gelten: „Nicht vom Manne zum Weib, sondern von Geist zu Geist".

Es war ein milder Winterabend. Ich ging in der Dämmerung gegen Weiherburg. Ober Büchsenhausen lehnte ich mich an den Zaun und blickte sinnend auf die Landschaft. Da näherten sich mir zwei Mädchen: Marie mit ihrer Freundin. Diese sagte: „Sie hätten mich schon längst gern kennen gelernt, aber nie Gelegenheit gefunden, sich vorstellen zu lassen. Sie täten es nun selbst ohne fremde Vermittelung." Ich reichte ihnen die Hand und sie begleiteten mich bis Weiherburg, wo sie zurückkehrten. Gern gedenke ich

hier dieser freundlichen Begegnung, die so schön durch die weiße Rose symbolisiert ist.

Marie Engel war 1860 in Sistrans geboren, die Tochter eines mir befreundeten Rechtsgelehrten. Zu Innsbruck widmete sie sich dem Lehrfach und erhielt 1883 eine Stelle an der Mädchenschule zu St.-Nikolaus. Die Kinder hingen mit inniger Liebe an ihr, sie wußte nicht nur zu lehren, sondern auch anzuregen. Diese Liebe zeigte sich auch bei ihrem Begräbnis, das einige Distichen schildern. Das Verhältnis drückt am besten ein Nachruf aus, den ihr ein Jahr nach dem Tode Fräulein Silvia, die Tochter des Dichters Bortolo del Pero, widmete, der sie auch in einem Leichengedichte gefeiert hatte.

Von äußeren Erlebnissen ist nichts zu erzählen; ihr ganzes Wesen war lauter, still und rein, ohne jeden Makel. So manche Seelenkämpfe, die auch sie bestehen mußte, hatten ihre Klarheit nicht getrübt. Sie war innig religiös, aber nicht bigott. Die schweren Probleme unseres Daseins traten auch an sie heran, sie wußte ihnen aber keinen Ausdruck zu verleihen und stammelte nur. Zu Serafico sagte sie: „Den Unendlichen zu fassen, müßte dein Geist unendlich sein!“

Ihre Gestalt war schön, der Ausdruck ihres Gesichtes mit den hellen braunen Augen lebendig und edel, sie erinnerte mich fast an die Sappho in Rafaels ‚Disputa‘.

Seit wir uns zu Büchsenhausen begegnet, verkehrten wir ab und zu; im Kabinett der Universität stellte ich ihr für die Prüfung die Krystallmodelle zur Verfügung, sie bewunderte einige herrliche Dünn-

schliffe von Gesteinen im polarisierten Lichte. Bei passenden Gelegenheiten schickte sie mir Blumen, die sie kunstvoll zu ordnen wußte. Auch Verse, meist scherzhaft, flogen hin und her. Zum Namenstage erhielt ich 1888 ein Körbchen zierlich aus Efeu gewunden mit Platantheren und Seelilien, sie bargen einen Teller mit Erdbeeren. Ich erwiderte:

Aus dem See die weißen Lilien,
Aus dem Wald die roten Beeren,
Was kann ich als Gegengabe
Ihrer Spenderin verehren?

Am Ostersonntag 1892 sandte sie mir ein Körbchen Ostereier mit der Verse-Aufschrift:

Diese Eier als Symbole
Will ich heute Dir sie geben:
Einem Sarge gleicht die Schale,
Drinnen aber ist das Leben.

Auch die Erde gleicht dem Sarge,
Wo die jungen Keime weben,
Die der starren, kalten Hülle
Zu entrinnen ängstlich streben.

Erd' und Schale öffnen freudig
Sich der Wärme, sich dem Strahle,
Daß sich froh in Fülle schwellend
Farbenreich das Leben male.
Ostern, Ostern! Licht und Leben
Deine Siegesfahne weben!" —

Gelegentlich gab sie in einem Rebus eine feine Kritik meiner neuen Marksteine. Diese bieten dem

Geiste und Gemüte manches, enthalten aber auch Satiren. Sie schickte mir in einem Körbchen einen Kranz von weißen Rosen, der einen scharfen schwarzen Rettig umgab.

Dabei lag das Distichon:

„Nimm die beizende Kost schmackhaft voll kräftiger Würze!
So vergelt' ich Dir, Freund; nicht mißdeute das Bild."

Für etliche boshafte Verse erhielt ich als Zeichnung ein Teufelchen, das den Dichter bei der Kravatte nimmt.

Gelegentlich schrieb sie mir wohl auch. So aus Mariatal, 9. September 1891:

„Hochverehrter Herr Professor!

„Und frische Nahrung, neues Blut
Saug ich aus freier Welt,
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält."

Ja ich wiege mich rückhaltslos in ihren Armen, ich träume in und von ihr, ich genieße sie in vollen Zügen — freilich nicht ohne bitteres Erinnern an das nahende Ende dieser Herrlichkeit. O, wie treu hat mich Natur gehegt! Sie hat mich gehalten wie ein verzogenes Kind, und schwer nur werde ich mich dem Joch der Pflicht, dem Druck der Arbeit fügen. Jeder Tag, den ich in Mariatal gelebt, gehört zu den goldenen meines Daseins. Kein Augenblick blieb unbenützt. Jüngst stiegen wir aufs Rofanjoch, das war das höchste, was ich je genossen. Ein Himmel

wie Krystall und eine Fernsicht, die das Auge blendet und die Seele in andere Weiten führt. Dem Rofan zu Füßen liegt das Achen-Tal. Zwar kann der Blick den See nicht erreichen, weil sich der breite Bergrücken des Unnutz wahrlich nutzlos eingeschoben, doch fand mein Sinnen Bahn um diesen Riesen, und lang weilte ich an dem Gestade, das einstens schöne Tage mir gebracht. Ob Sie auch nur einmal in Gedanken bei mir weilten? Fast habe ich Verdacht — nicht ohne Grund — daß Sie mich ganz vergessen. Ich bekränze Sie mit Rosen und — Gedanken, und Ihre Seele flattert unstät darüber weg — nicht eine Zeile! O daß ich Sie in Innsbrucks „Enge“ nur erwische und mit Vorwürfen gleich erdrücke, wenn Sie von den Sennern „in der Eng“ wieder zu den Büchern heimgekehrt sind! In wenig Tagen atme ich die Luft der Stadt. Sie werden wohl, so lange der Herbst noch friedenvolle blaue Tage schenkt, das Land genießen? Sie haben gewiß ab und zu den Bleistift geführt, und manches poetische Bildchen aus dem Hochgebirge wird mich überraschen. Noch einmal rufe ich meine kleine Person in Ihr Gedächnis!

Auf Wiedersehen! Marie.“

*

„Heilig Wasser, 11. Juli 1893.

Protokolle, Kataloge,
Theken, Hefte sind verräumt,
Und ich schlürfe nun die ganze
Freiheit, die ich lang geträumt,
Jenem Einen, der in Treue

Mein seit Jahren stets gedacht,
Sei vor allen meinen Lieben
Dieser erste Gruß gebracht!

Ich schreibe im Freien. Seit ungefähr einer Stunde bin ich eigentlich mein. Ich habe im Drange der Geschäfte wirklich nicht Zeit gefunden, Ihre liebenswürdige ungeduldige Karte zu beantworten. Nun genieße ich Bergluft und Harzduft und daß ich hier glücklich bin, brauche ich nicht zu sagen. Heilig Wasser ist meine „Ahnenburg". Unter meinem Urgroßvater mütterlicher Seite entstand die Wirtschaft. Er war Vater von fünfzehn Kindern, zwölf waren am Leben — und zog mit ihnen und zwei Ziegen auf diese Höhe. Das Kloster Wiltau gab ihm einen Teil vom Zehent, und der Erlös von den Wachskerzeln war ebenfalls sein. Jetzt ist der Pacht in fremden Händen.

Mög' es Ihnen zu Freundsheim so wohl sein wie mir hier! Marie."

*

„Innsbruck, 5. Februar 1894.

Mein lieber Freund!

Nur eine flüchtige Zeile. Heute habe ich Ihren Ecke wieder gelesen, ich habe Tränen gelacht und geweint — beides! Das Gedicht ist das Werk eines Geistes, der durch alle Wasser gefahren und allen Stürmen getrotzt, eines Geistes, der vom selbsterrungenen hohen Standpunkte klare Umschau genießt über das Weltgewirr und Menschenleben. Mit ruhigem, doch schneidendem Witz zeichnen Sie markierte Skizzen, Sie wahren dabei jene Heiterkeit und

jenen Humor, der nur solchen zu eigen ist, die im stillen Frieden weit über dem Getriebe der wilden Jagd des Zeitgeistes stehen.

Im stillen Nachtgenusse

Ihre Marie.

Das war ihr letzter Brief. Wohl verkehrten wir noch mit einander, allmählich jedoch trübte sich ihr heller Geist, gegen das Ende des Jahres 1895 blieb er bis auf unterbrochene helle Augenblicke umnachtet. Der Tod erlöste sie unvermutet am 19. März 1896 und hinterließ mir die wehmütige Erinnerung an ein edles Wesen, wie sie nur zu selten auf dieser Erde wandeln. Sie war mir wie der frische Epheu, der sich an einem morschen alten Stamm emporrankt. Nun habe ich abgeschlossen; das Schicksal wird kein solches Wesen mehr in meine Nähe führen. Cornelia. Maria! — Wie wenig Leute ahnten zu Innsbruck, durch dessen Gassen ihr täglich wandeltet, etwas von eurer geistigen Höhe!

Einige Gedichte aus ihrem kleinen, übrigens wenig ergiebigen Nachlasse mögen ihr Andenken erhalten.

Hypochonder. (1891.)

Müde sein und einen flinken Renner
Nebenher zu führen an der Hand,
Durstig sein und in die Wüste laufen
Einen Quell zu suchen in dem Sand,
Eine Leiter an die Berge lehnen,
Um zu klimmen an des Himmels Rand:
Freund, das nennst du dumm, jedoch weit dummer
Ist, wer willig nährt des Herzens Kummer.

Schneeglöckchen. (Ihre Lieblingsblume.)

1. April 1893.

Schneeglöckchen vom Sonnenlicht
Träumte Tag und Nacht,
Und beim ersten Lenzesstrahl
Ist es aufgewacht.

Ein Gedanke tief und rein
Steht es einsam da,
Wendend sich zum Himmelslicht,
Das im Traum es sah.

Ave Maria!

Ich sah die Erde dir zu Füßen liegen,
Die Sichel auch des Mond's, des wandelbaren,
Die Sternlein sah ich mit dem Licht dem klaren,
Sich in die Falten deines Mantels schmiegen.

Und laß ich weiter meine Blicke fliegen,
Kann ich zwölf Sterne dir ums Haupt gewahren
Als Diadem in deinen gold'nen Haaren,
Doch deinen Glanz sah ich sie all besiegen.

Fast möcht' die Träne mir das Auge feuchten,
Zu opfern kam ich meinem Ideale,
Nun bleibt mir Armen leer des Opfers Schale.

Doch wenn auch Mond und Stern dir prächtig leuchten,
So laß der Erde Kind zu dir sich drängen,
Laß mich ein Veilchen dir am Saume hängen.

23. März 1883. Charfreitag.

Die Weisheit.

Nicht lockt der Reichtum mich mit seinem Gleißen,
Es strebt nach Ruhm, nach Liebe nicht mein Sinn,
Zu dir nur zieht es mich, du Kraft der Weisen.

Und wohntest du in Klüften, zög ich hin,
Ich suchte dich, müßt' ich die Welt durchgehen:
Des Daseins Licht, mein einziger Gewinn!

So lass' umsonst Maria! mich nicht flehen,
Und neig' der Betenden dich himmlischrein,
Und lass' die Weisheit herrlich mir erstehen.

Es trägt die Menschheit sie als Edelstein
Im Stirnband als das Zeichen ihrer Würde,
Gott ähnlich macht die Weisheit uns allein.

Ach schmück' die Sehnende mit dieser Zierde,
Mach' Gott mich ähnlich immer mehr und mehr,
Lass' heilighalten mich der Menschheit Würde.

Am 21. März wurde sie begraben. Ich ging den nächsten Morgen auf den Freithof, sie zu besuchen. Es war ein heller, sonniger Frühlingstag. Um die Kränze, die auf ihrem Grabe lagen, schwärmten und summten hunderte von Bienen. Auf den Wunsch ihrer Mutter schrieb ich für ihren Denkstein einen Spruch und widmete ihrem Andenken drei Elegien.

*

Ist nicht vielleicht die Photographie der sichere und zuverlässige Maßstab für die Beurteilung der Werke unserer Freilichtmaler und Realisten? Photographiert ein Gemälde und den Gegenstand, den es

vorstellt, so müßten sich beider Photographien decken. Nun gibt es aber nichts Abscheulicheres als Photographien nach solchen Bildern und es zeigt sich bald, daß die alten Meister die Natur viel schärfer und richtiger sahen als unsere Reformer, ganz abgesehen davon, daß jene unter Umständen ja auch en plein air malten. Die Bilder der Modernen sind häufig so, als hätte sie ein Kurzsichtiger ohne Brille verfertigt.

*

Der Bancbanus von Grillparzer ist kein tragischer, sondern ein trauriger Held.

*

Ich bin die Harfe nur, deren Saiten hie und da eine Geisterhand berührt.

*

14. Februar. Nach Sonnenuntergang färbt sich der West vom kräftigsten Orange über den Föhren bis zum feinsten Rosenrot, das kaum merkbar in den blauen Himmel verfließt. Es beginnt zu dunkeln, da glühen alle Bergspitzen noch einmal im Widerschein des Abendhimmels. Der Anblick ist bezaubernd, unvergleichlich und wohl im Gegensatz zur Nacht in der Tiefe des Tales fast wunderbar. Das Gedicht Tassos Abschied. Der Anlaß war äußerlich und wirkte plötzlich. Ein Herr, der sich bisher gegen mich feindlich verhielt, schickte mir ein Buch mit etlichen freundlichen Worten. Das stimmte mich mild und die Verse kamen von selbst.

*

Der schriftliche Nachlaß Hofers mit Briefen hochgestellter Personen befand sich zu Passeier im Besitz seiner Erben. Ein Beamter aus Meran wußte sich in ihre Freundschaft einzuschleichen, er war „neugierig“ und so vertrauten sie ihm arglos alle Stücke zur Durchsicht an. Später fanden sie, daß die wichtigsten verschwunden waren. Der fragliche Herr, den ich nennen könnte, wurde sogleich zur Belohnung an eine höhere Stelle befördert, er hat sich mir gegenüber seines Gaunerstreiches selbst gerühmt: hatte er ihn doch in höherem Auftrage ausgeführt!

*

Weh dir, wenn dich Gott als Uhr in deine Zeit gestellt hat. Gibst du die Stunde richtig an, so steinigen dich die Leute, wie einst die Juden ihre Propheten.

*

Die Mehrzahl der Menschen braucht eine Macht, um sie als Ursache für alles, was ihnen von außen oder innen kommt, zu bezeichnen; je nach Umständen heißt sie ihnen: Gott oder Teufel.

*

Die Magd hatte meinem Enkelchen das apostolische Glaubensbekenntnis vorgesagt. Da interessierte ihn vor allem „die Auferstehung des Fleisches“. Man erklärte ihm die Sache, so weit es tunlich, da rief er nach einigem Besinnen: „Ja, wie kommen wir denn heraus, wenn wir so tief drunten liegen? Da müssen wohl die Totengräber zuerst aufstehen, damit sie uns wieder ausgraben“.

*

Das Vaterunser ist edel und human; es lehrt uns nicht um Strafe der Sünden beten, sondern: Herr vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

*

Jede echte Kunst ist Verleiblichung; — auch eines Gedankens; über der oft haarscharfen Grenze liegt einerseits die Reflexionspoesie, andererseits die beschreibende Dichtung.

*

1. Mai. Vor einigen Tagen war ich mit Adolf zu Freundsheim. Nach dem Frühstück ging ich mit ihm über den Wald auf die Heide. Vor uns die grauen Trümmer des verrufenen Mooshäusels, einst der Aufenthalt von der Gesellschaft ausgestoßener Bettler und Lumpen, dahinter der düstere schwarze Föhrenwald. Die Lärchen zeigten den ersten grünen Anflug, an schattigen Stellen, wo eben erst der Schnee geschmolzen war, blühte noch blasser Crocus.

Ich setzte mich nieder und genoß der Ruhe, der Stille in vollen Zügen. Zur Seite murmelte in wechselnden Krümmungen das Bächlein, am Rande die ersten gelben und roten Primeln.

Da zog ich den Schiller aus der Tasche und las, wie in jedem Frühling, den herrlichen Spaziergang laut vor mich hin. Adolf stand und hörte aufmerksam zu, er begriff davon etwa so viel wie die Schäflein dort hinter dem Zaun. Als ich fertig war, schlug er ein paar gesunde Purzelbäume und tat recht daran.

*

13. September. Gott straft uns durch das, was wir am liebsten haben.

*

1. Juli. Der Rat Speckbacher erzählte mir eine Geschichte. Im Dorfe Telfs war ein Gastwirt, der alles versoff, was er hatte. Jedes Zureden war vergeblich, gegen sein Weib, das ihn für die Kinder bat, wurde er roh und grob. Da kam ihm plötzlich eine Überraschung. Tag für Tag war der Tisch mit den besten Speisen und Getränken besetzt. Er ließ sich das anfangs recht wohl schmecken um so mehr, weil sie ihm kein scheeles Wort sagte, endlich wurde er stutzig und fragte: wie das komme? Sie erwiderte: „Du bringst doch alles durch und da will ich auch etwas davon haben". — Er stand auf und trank von jenem Tage an nie mehr einen Tropfen Wein oder Schnaps, obschon er Gastwirt war, — wie er es innerlich gelobt hatte. Wohlhabend, geachtet und verehrt starb er im hohen Alter: das hat ein kluges Weib zuwege gebracht.

Wir könnten beide aus langer Erfahrung bestätigen, daß ein braves Weib einen „Zapfen" zurecht gebracht, wüßten jedoch keinen Fall, daß es einem braven Mann mit einem schlechten Weib gelungen wäre.

*

Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist die Vernunft der Dinge.

*

Eine gründliche Lösung der sozialen Frage ist nur anzubahnen durch die Rückkehr zu jener Bedürfnis-

losigkeit, die sich zwar nicht das dem Leben Nötige versagt, wohl aber so manche Genüsse, die oft mehr kosten als jenes Nötige. Marr hat sich schwer an den Arbeitern versündigt, wenn er ihnen zurief: „Habt Bedürfnisse!" Auch der Reichste kann nicht jedem Wunsch genügen, nur die Selbstbeschränkung macht unabhängig, frei und verhältnismäßig glücklich. Dem entspricht jene Solidarität, die das Christentum als Gebot der Liebe predigt und dadurch den tiefsten Einschnitt der Weltgeschichte bezeichnet: „Christus ist der Wendepunkt der Zeiten."

*

15. August. Der Himmel weit und klar, einzelne Wolken ziehen unter der blauen Wölbung nach Osten, wo werden sie landen? Vor mir Wald, Wiese und Feld im goldenen Schimmer der sinkenden Sonne; die reifen Ähren, das dunkle Laub, die bunten Blumen kaum von einem Windhauch gestreift, darüber schwebt plötzlich das Abendgeläut, still, ruhig, harmonisch, wie der Geist Gottes über den Wassern. Noch glänzen die höchsten Grate und Gipfel, sie erbleichen und in der Dämmerung öffnen einzelne Sterne das lichte Auge. Nach wochenlangem Regen endlich schöne Abende!

*

War nicht schon Petronius ein moderner Realist?

*

Der größte Geist kann das All nur spiegeln, wie ein Wassertropfen den Himmel, es jedoch ebenso wenig fassen, als der Knabe des heiligen Augustin das Meer in ein Sandgrübchen zu schöpfen vermochte. Das ist ja

selbstverständlich. Versteht ihr es aber? — Heut weniger denn je.

*

Jeder Herbst wirft zahllose dürre und welke Blätter, die im Frühling so anmutig grünten, unter unsere Füße, der Goldzweig der Sybille führt durch die Unterwelt in das Reich des Todes, wie selten gelingt es, ihn zu pflücken.

*

Das Schlechte ist oft erträglicher als das Mittelmäßige.

*

Die unbarmherzige Wahrheit des Leben! Haben sie die größten Dichter je verleugnet?

*

Über dem Tische brüderln sie sich beim Bierkrug an, unter dem Tische stoßen sie sich mit Füßen.

*

Vergleichende Litteraturgeschichte! sie ergibt sich jedoch erst aus der genetischen.

*

Achtet und ehrt Lessing, und zwar nicht blos aus Dankbarkeit, werft aber einen Blick über die Grenzen Deutschlands. Da werdet ihr sagen müssen, daß die Kämpfe Beaumarchais gegen das Gericht doch mehr bedeuten als der Sieg über eine mittelmäßige Horazübersetzung, der Kampf Voltaires für Calas mehr als der Streit mit Pastor Götze und daß die Encyklopä-

disten als Verfechter der Toleranz Leben und Freiheit wagend, weltgeschichtliche Bedeutung hatten.

Napoleon, Byron, Bismarck! Der erste ist Kaiser geworden, der zweite konnte vielleicht König von Griechenland werden, der dritte sollte deutscher Kaiser sein. Das sind die drei gewaltigsten Genies des Jahrhunderts!

*

Shelley. Prometheus unbeendet. Große und schöne Züge, doch macht das ganze keinen künstlerischen Eindruck. Mir kommt vor, als erwachte ich aus einem Traume: Morgenlandschaft, rote Wölklein, hinter denen Sterne erlöschen, unten Nebelstreifen, aus denen Berge und Wälder, durch die ein Fluß rauscht hervortreten; über der Gegend schweben die Töne einer Symphonie. Doch bleibt nur eine unklare Erinnerung, einzelnes läßt sich kaum festhalten.

*

Die Deutschen in Österreich müssen einmal zur Überzeugung kommen, daß sie bei ihren schweren Kämpfen ums Dasein von denen draußen keine Hilfe, ja nicht einmal eine Aufmunterung zu erwarten haben. Diese sind eben Deutsche und keine Italiener, Slaven oder Magyaren, deren starkes Nationalgefühl keinen Mann preisgibt.

Es ist aber noch ein anderer Grund. In klarer und richtiger Erkenntnis der Sachlage mußte Preußen, wenn es endlich die Ellenbogen frei haben wollte, Österreich aus Deutschland hinauswerfen und für diesen selbstverständlich kleindeutschen Zweck wurde seit

Jahren vorgearbeitet. Dieses Ziel ist vorläufig erreicht, — ob für immer? ist die schwere Frage. Böhmen ist die Hochburg Deutschlands, ja Mitteleuropas, seine Slavisierung stellt euch unter die Bajonette Österreichs, das hier ein Ausfalltor nach allen Richtungen der Offensive besitzt, wie kein zweites in der Welt, Tirol trennt euch von Italien und die Zukunft des deutschen Volkes liegt an der Donau.

Fragt die Geschichte, in wie weit ihr euch auf die Treue Wiens verlassen könnt.

Ist man in Berlin so kurzsichtig, das zu verkennen?

Fürst Schwarzenberg ahnte wenigstens, was kommen sollte und mußte, er stellte Kleindeutschland die Kaiseridee von Großdeutschland — das Siebzig Millionenreich entgegen und dachte dabei wohl an die Kaiserkrone des heiligen Deutschen Reiches, die in der Schatzkammer auf einem Samtpolster trauert. In einem Blatte ward nach 1870 der Gedanke angeregt, sie jetzt für Berlin zu fordern, man erwiderte in Wien kein Wort, Preußen legte allsogleich Verwahrung ein und betonte, daß es nicht danach strebe, indem das „neue Reich" nicht die Fortsetzung des „alten" sei. Mit Recht, im Sinne Karls des Großen gewiß, singt aber nicht Arndt: „Das ganze Deutschland soll es sein." Schwarzenberg kam um 150 Jahre zu spät. Man brauchte den Protestantismus nicht zu unterstützen, sondern nur zu dulden; daß man ihn durch die Gegenreformation zertreten wollte, dadurch ist Österreich nicht nur verarmt und nach innen geschwächt worden, es schuf auch Preußen, vor dessen Grenze es Halt machen mußte und gab ihm seine berechtigte

Stellung als Vertreter eines religiösen Prinzipes und der Toleranz.

Als Ungarn seit Leopold erobert wurde, mußte man es, wie dieses geschah, stückweise einverleiben, selbst beim Regierungsantritt Maria Theresias war noch nicht alles verloren. Der Versuch des Kaisers Josef. Bayern für Belgien oder Mailand einzutauschen, war staatsmännisch, Friedrich der Große hat ihn mit vorausschauendem Blicke vereitelt. Selbst Kaiser Franz streckte noch mit Thugut die Hand nach Bayern. Eine Grundbedingung war jedenfalls, Slaven und Magyaren zu germanisieren; man wollte aber schlau und kurzsichtig eine Nation gegen die andere ausspielen.

Jetzt ist alles zu spät, zu spät, zu spät! wie es eben in Österreich Brauch und Sitte und ein Kleindeutschland, das man euphemistisch das „Deutsche Reich" nennt, ist uns über den Kopf gewachsen.

Wir Deutschen in Österreich haben jedoch die Pflicht unsere Stellung mit allen Mitteln fest und entschieden zu behaupten — ohne Rücksicht auf andere Nationalitäten und es zu erzwingen, daß uns in Cisleithanien der erste Platz werde, der uns mehr und mit höherem Recht gebührt, als den Ungarn in Transleithanien. Dann laßt uns die Zukunft erwarten, ja herausfordern ohne uns nach fremder Hilfe umzusehen. Man sprach und spricht von der Mainlinie, gut: Wir schielen nicht hinüber; Berlin als Hauptstadt von Alldeutschland ist so wie so undenkbar, bleiben wir also diesseits und suchen wir uns im Westen zu den Vogesen vorzuschieben, trachten wir im Osten die Donau mit ihrem Flußgebiet zu gewinnen. So behält Ober- und

Niederdeutsch — im Wesen grundverschieden, wie römisches Kulturland und spät kultivierter Barbarenboden es nur sein können — jedes sein Recht und der alte zweiköpfige Wappenadler wird zur Wahrheit.

O, daß zu Österreichs starken Gliedern sich das weise Haupt mit der Prometheusstirne fände, der Epimetheus ist eine Ironie der Weltgeschichte.

*

Kälte scheidet im Wein Alkohol und Wasser, ähnlich mag bisweilen das Unglück auf den Geist des Künstlers wirken.

*

Österreich und Frankreich! Nichts bezeichnet den Unterschied zwischen beiden schärfer, als das matte Kaiserlied und die stürmische Marseillaise. Das fiel mir ein, als ich in der Chronik von Pusch las, wie man zu den Zeiten der französischen Revolution bei der Anwesenheit hoher Herrchaften in der Hofburg Haschkas „Gott erhalte" sang.

Böhmen ist das Mittelglied, das Süd- und Norddeutschland verbindet: seine Lage verweist es nach Süden, der Lauf der Flüsse nach Norden, schon deswegen müßten wir Deutsche der Czechisierung mit allen Kräften wehren.

*

Wenn der Humor über menschliche Schwäche und Torheit lächelt, mag er liebenswürdig sein, tut er es gegenüber menschlicher Niedertracht und Bosheit, so ist er kindisch und feig.

*

Ein Werk nachahmen oder sich davon anregen lassen, ist doch zweierlei. Das versteht unsere heutige

alexandrinische Kritik längst nicht mehr, vor ihrem Richterstuhl bestände Hermann und Dorothea schwerlich, weil ja die Luise von Voß vorausging.

*

Ob sich Körner als Dichter noch vertieft hätte, bezweifle ich einigermaßen, fast gewiß scheint es mir aber, daß er nach 1815 zu Spandau oder Munkacz gesessen wäre. Herrlich und glücklich ist daher sein Tod vor dem Feinde.

*

Es gibt eine Art ekelhafter und schädlicher Eingeweidewürmer: auf einer großen Blase sitzt ein kleiner Kopf. Ihnen gleichen unsere Geldprotzen, die alles in ihren Sack ziehen. Innsbruck zählt, wie man sagt, acht Millionäre, von denen angeblich keiner orthographisch schreiben kann, Niemand fragt, wie sie ihr Geld erworben, aber jeder bückt sich vor ihnen und sie nehmen das als pflichtschuldige Verehrung.

*

Ihr seid wie die hungrigen Wölfe der Steppe; jeder begehrt Weib und Gut des andern und weil er sich meistens schuldig weiß, setzt er auch deswegen beim Nächsten keine Ehre voraus und freut sich am niederträchtigsten Klatsch. Ihr verlangt, daß jeder ein Gewissen habe und lacht, wenn es einer hat, da ihr ihn dann um so leichter betrügt. Darum muß der Gerechte im entsetzlichen Kampf um das Dasein unterliegen; obenauf bleiben die rücksichtslosen Schurken und sie brauchen sich gar nicht zu fürchten, es sei denn man wolle darin eine Art rächender Vergeltung sehen, daß auch sie sich

zuletzt auffressen, wobei eben wieder die ärgsten, weil sie am besten ausgerüstet sind, der Gefahr entrinnen. Vor dieser Logik des Bösen zerbricht die Strahlenkrone der Poesie, ihr Gold schmilzt wie Eis am Feuer der Hölle. Darin, daß wir die Welt allmählich erkennen, wie sie ist, liegt die schauerliche Macht des Realismus. Dieser ist ganz unkünstlerisch; er hat keine Phantasie, weil er eben nur abschreiben will; er vergeht wie die Erscheinungen, die er schildert, denn diese haben keinen Bestand in sich.

*

Die sinnliche Liebe entwürdigt den Mann, weil sie ihn vom Weibe abhängig macht, wenn sie ihm dieses auch unterwirft. Nun fordert aber die Natur ohne Rücksicht auf das Elend, in das sie den einzelnen stürzt, die Fortpflanzung der Gattung und erzwingt sie durch die Heftigkeit der Begierden. Unsere Damen wollen jedoch keine Kinder mehr. Geburt und Erziehung ist ihnen zu beschwerlich, dem Gatten liegt der Unterhalt der Familie auf und er muß um so angestrengter ringen, weil ihm die Gattin dabei selten mehr hilft. Ist die Zerstörung des Keimes im Mutterleibe ein unmenschliches Verbrechen, so sind die Mittel, durch welche die Schwangerschaft verhindert wird, geradezu ekelhaft, sie zerstören jede Achtung der Gatten vor einander und machen sie dadurch gleichgiltig gegen Treue und Vertrauen, gegen die Grundlagen des Familienlebens.

*

In Sellrain starb ein Bauer. Die Witwe hat sich sogleich einen Liebhaber besorgt, und gestattet auch den zwei erwachsenen Töchtern, daß sie ihre Burschen in die

Kammer führen. Morgens bringt sie ihnen Pfeffer und Salz an das Bett, was nach der Meinung des Volkes die Folgen der Nacht hindern soll. Die Dirnen sagen, das täten sie nicht beichten, denn es sei eine natürliche Sache und daher nicht Sünde.

*

Jedem Geschworenengericht wird stets eine Reihe von Unzuchtfällen gegen die Natur vorgelegt; unter den Angeklagten befinden sich häufig Greise. Sie können die Anfechtungen nicht überwinden, weil sie von den Mädchen zurückgewiesen werden, suchen sie Kinder. Wie ich öfter hörte, leiden auch ältere Priester und Mönche, diesen rät man zum Weine. Wie kann aber hier die Natur die Unnatur entschuldigen? Sie straft den, der in der Jugend nicht ihre Zwecke erfüllt, im Alter mit den Sünden der Jugend.

*

15. September. Bei Freundsheim. Ich setzte mich auf den Riegel des Zaunes, der den Wald von dem Mahde trennt und lehnte die Flinte an einen Pfahl: keine Stimme, kein Windhauch, hie und da glitt fast unmerklich eine fahle Tangel von den Föhren. Vor mir die wellige Moosfläche, die Halme des Riedgrases waren vom Reif versengt, so daß sie an der Sonne wie Goldfäden schimmerten, aus dem dunklen Wald am Abhange des Gebirges stiegen die gelben Lärchen wie Flammen. Darüber pralle Schrofen und Grate; die Sonne hatte sie ausgetrocknet, so blendeten sie schneeweiß fast das Auge. Im blauen Himmel stieg plötzlich ein Wölkchen und verschwand wie ein Geist. Überall die heilige

Stille der Einsamkeit. Ich hatte den Ovid bei mir und schlug zufällig die tiefempfundene Elegie auf, die er dem Andenken seines Freundes Tibull widmet. Das Gedicht machte einen warmen innigen Eindruck auf mich; wie so ganz paßte es zur Stimmung der Landschaft.

Abend. Scirocco. Die Wolken im Westen tief lavendelblau, am unteren Rande goldrot. Als sie gegen Norden schoben, wurde ein Streifen Himmel sichtbar: grünblau vom Gegensatz der Farbe. Ich paßte an der Ecke des alten Schlosses auf ein Wasserhuhn; es wurde dunkler und dunkler, zu meinen Füßen flüsterte das Schilf des Teiches, vor mir einzelne Bäume, die Felder, dann der Wald wie ein schwarzer Schatten. Vom Hochmundi zum Grieskogel zogen schmale weiße Wolkenstreifen und verdeckten abwechselnd den Mond. Der Wind trug den harzigen Rauch von einem Kohlenmeiler her, aus einem fernen Hause schimmerte ein rötliches Licht, Mädchen sangen ein Lied, sanft und weich, manchmal die Töne halb verloren.

*

Ohne Gedächtnis kein Charakter und kein Charakter ohne die Fähigkeit tödlichen Hasses.

*

Der Schall bedarf der Luft, die ihn weiter leitet. Wie dann, wenn du dich unter der Glasglocke einer Luftpumpe befindest?

*

Plinius ergänzt den Tacitus; einer erklärt den andern.

*

Plinius faßte die Erscheinungen der Natur scharf und sicher auf, er wußte sie kurz und klar zu schildern. Ein Muster der Brief clitumnus.

*

Der wahre Künstler ist nicht hinter dem Kunstwerk, sondern im Kunstwerk, dadurch wird es lebendig, sonst bleibt es Marionette.

*

Einsam ist, wer keine Teilnahme findet, der einsamste, der sich nicht einmal nach Teilnahme sehnt.

*

Ein in eurem Sinn wohlerzogener Mensch schämt sich der Begeisterung, wenn er überhaupt noch einer solchen fähig ist.

*

„Nimm dein Kreuz auf dich!" das wäre der beste Text für eine Hochzeitpredigt.

*

Sonst glaubte man an die Vorausbestimmung des Schicksales durch die Sterne, jetzt hat man dafür den Atavismus, die erbliche Belastung.

*

Haltet euch nur die Ohren zu, wenn die Donner rollen; der Blitz, der euch treffen soll, findet euch doch.

*

Wenn sich das Gesindel auf seinem Lumpenball ausgegumpt hat, kann man es vielleicht zur Buße in eine Kirche führen.

*

Nicht wahr, das Evangelium allgemeiner Menschenlieb hört ihr so gern? Freilich denkt ihr euch nicht als die, welche lieben sollen, sondern als die, welche man lieben soll und zwar aus ganzem Herzen vor Gott und den Menschen, denn ihr verdient es ja im höchsten Maße!

*

Der Umgang mit Kindern versetzt uns in die heiligen Uranfänge der Menschheit, glücklich, wer das ahnt und fühlt.

*

Das Schicksal mag Leid und Schmach jeder Art auf dich häufen, den Tag, der die ewige Ruhe bringt, kann es jedoch um keine Sekunde verschieben und darin liegt deine Freiheit.

*

Jeder Mensch ist nur einmal! Ist es aber deswegen für ihn und die Welt ein Unglück, wenn er verschwindet?

*

Die Karrikatur gibt oft ein wahreres Bild als die Photographie.

*

Ἅπαξ εἰρημένον! Das gilt von jedem wahren Gedichte.

*

Die Schiefer unserer Centralalpen enthalten Gold nur sparsam eingesprengt. Selten erblickt man ein Flinserl, manche Bergbaue mußten wegen zu geringem Ertrag eingehen. Nun sprengt das Eis die Felsen; Brocken und Blöcke stürzen jetzt in die Reusen oder

werden von Lawinen und Bächen hinabgeschleppt, zu kleinen und kleineren Geröllen verschliffen, allmählich zu Sand zerrieben und als Schlamm weitergeführt, während die zähen Metallblättchen unverändert bleiben. Diese fallen wegen ihrer Schwere, dort wo das Gefälle abnimmt und die Wellen sich beruhigen, auf den Boden der Tümpel, sie sammeln sich an und der Goldwäscher gewinnt, was Jahrhunderte und -tausende ausgeschieden. Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mir aus den schweren Kämpfen meines langen Lebens einiges echte Gold, und wär' es auch nur ein Fingerhut voll, gerettet habe. So erzählte ich heute einem jungen Mann, der mich auf der Straße begleitete.

*

Was möglich ist, ist und nur was ist, ist und es ist nur möglich, wie es ist und wann und wo es ist. Die Phantasie des Künstlers allein schafft Wirklichkeit im höchsten Sinne ohne die Voraussetzungen der Wirklichkeit.

*

Fiesoles Madonna della stella ist der reinste heiligste Ausdruck des jungfräulich mütterlichen Marienideales des Mittelalters. Darum ist sie deutsch, weil der Grundzug des Mittelalters deutsch war. Dürer erreicht deren Schönheit nicht, weil er jedoch aus dem Katholizismus kam, wirkte der Geist desselben nach und ich konnte aus der gleichen Ursache das Abendlied des Fra Serafico dichten.

*

Selten findest du Liebe, noch seltener jedoch Gerechtigkeit.

*

Ist vernünftig und tugendhaft schließlich nicht dasselbe?

*

Die meisten Ehen verhalten sich umgekehrt wie Dantes divina commedia: sie beginnen mit dem Paradiese, gehen in das Fegefeuer über und schließen in der Hölle.

*

„Wär' es nicht besser, wenn wir zehn Jahre gar nichts mehr drucken ließen?" Gewiß! wenigstens ihr. Ihr habt euch für hundert Jahre von vornherein ausreichend blamiert."

*

„Verehrtester! Das hätten Sie nicht gemacht!" „Freilich mein Lieber! Ebenso wenig als Ihre Strümpfe."

*

Rechte nicht mit Toten!

*

Unser Schicksal? — Das Gesetz von Ursache und Wirkung.

*

Die Sehnsucht nach Erlösung zieht sich seit uralter Zeit durch das Leben der Völker — wie der Klang einer Kirchenglocke, heller, dumpfer, näher, ferner. Sie entspringt aus der Erfahrung des Weltelendes und dem Bewußtsein der Sünde, die am Körper haftet. Die tiefsinnigsten Dichter singen von ihr offen oder symbo-

lisch: Äschylos, Sophokles, Virgil, Dante, Goethe; die Mythe vom Wagenrennen des Phädrus, Herakles auf dem Öta stellt sie dar, die Mysterien von Eleusis, der Mythrasdienst überliefern sie; sie ist ein Grundzug der Religionen von den Ägyptern an, vor allem des Christentums. Die Aufklärer von einst und heute heben nur seine ethische Bedeutung hervor, aber die geheimnisvolle Wurzel ist und bleibt dort zu suchen: ohne sie kein Christentum! Das habe ich tief und innig empfunden, als ich aus meinen Jugenderinnerungen, die bei dem Marienfeste zu Mieming erwachten, mein Abendlied des Fra Serafico schrieb.

*

In unseren Romanen und Novellen werden die Männer gezeichnet, wie sie nicht sein sollen und die Weiber, wie sie nicht sind.

*

Den Wert der Dinge bestimmen für euch nur das Geld und die Phrase.

*

Ihr behauptet, ich verstehe euch nicht, weil ich euren geringen Wert auf den Pfennig anzugeben weiß.

*

„Der Gerechte muß leiden!" Und zwar selbstverständlich mit Recht, warum gebraucht er die Krallen und die Giftzähne, die ihm Natur verlieh, im Kampf um das Dasein nicht wie die Ungerechten?

*

Ein Professor besuchte öfters eine Badeanstalt und traf dort mit einem Prinzen zusammen. Dieser fragte

ihn einmal: Schauen Sie mich an, bin ich gut gebaut?" — „Vortrefflich! Das wundert mich um so mehr, weil sonst in hohen Familien, die nur unter sich heiraten, leibliche und geistige Unregelmäßigkeiten vorkommen." — „Ja, wissen's, das ist so: Wir machen unsere Lakaien und unsere Lakaien machen uns!"

*

Klopstock verhält sich zu Milton wie ein lutherischer Pastor zu Cromwell.

*

Bei mir regt sich unerwartet und unangemeldet poëtische Stimmung. Ich habe drei erzählende Gedichte fertig, sie machten sich im raschen Flusse fast von selber. Am 23. November: „Der Tod und der Professor", — am 24. das Bild von Sais, heute der Tod und der Kapuziner.

*

Wenn der Deutsche vom Trinken hört, spitzt er die Ohren und alles ist schön, was sich darauf bezieht, auch der gemeinste Gassenhauer.

*

Die Verse sind gut, die Reime gut, die Sprache korrekt: das ganze ist eine Seifenblase, die im Sonnenglanz der Mode schillert, sie platzt und übrig bleibt ein schmutziges Tröpfchen Wasser.

*

Immer in das gleiche Loch bohren, — halten die Deutschen für Gründlichkeit.

*

Eure Werke sind pathologische Präparate in Spiritus, ihr macht jedoch die Ausnahme zur Regel.

*

Das Unglück von allem Sein liegt darin, daß es beschränkt und beschränkt wird.

*

Vertiefung, Verdichtung! willst du mehr?

*

Wie ein Rabe Odhins sitze ich im Nebel auf meinem Felsen und schaue in die Zukunft und bin froh, daß ich sie nicht mehr erleben werde.

*

Zur allgemeinen Bildung tragen die Naturwissenschaften wohl vorzüglich dadurch bei, daß sie uns lehren die Dinge zu sehen wie sie sind.

*

Objektiv sind alle Dinge gleichwertig, sie erhalten aber ihre relative Bedeutung, indem wir sie an uns und für uns messen.

1892.

14. Januar. Im Mai 1888 schrieb ich meiner Frau den letzten Brief; ich traf für meinen Todfall einige Verfügungen und schloß mit den Worten: „Mögest du ein langes, glückliches Alter erleben!" Am 8. Januar um 12¾ mittags verschied sie, nachdem sie zwei Tage bewußtlos gelegen war. Als ich sie kurze Zeit vor ihrem Hinscheiden besuchte, sah sie mich mit

einem großen Blicke an, ohne mich jedoch zu erkennen. Sie hat in den letzten Jahren viel gelitten; ihre Schwächen bedeckt die Erde und in treuer stiller Erinnerung widme ich ihr reines, tiefes Mitleid.

Witwer!

Einsam durchdenke ich abends die 35 Jahre, seit dem 26. Dezember 1856, wo ich sie bei der Christfeier des Handelskasinos kennen lernte. Ich verlobte mich mit ihr am 19. März 1857, getraut wurden wir am 7. September 1857. Wie kurz erscheint mir jetzt diese Zeit und wie viel tiefstes Leid birgt sie!

*

18. Januar. Ich war unwohl; gegen Ende des Monats entwickelten sich Gicht und Influenza, so daß ich 11 Tage das Bett nicht verlassen konnte.

*

13. Februar. Jetzt kann ich mich täglich ein bißchen im Freien bewegen. Wie vieles habe ich in der Einsamkeit dieses Krankenlagers wieder von mir abgestreift: es geht alles vorüber, alles, alles!

14. Februar. Durch die Nacht tönt die erste Morgenglocke. Willst du mich, o Schicksal! auch heut mit deiner harten Geisel treffen; — ich bin bereit und beuge mich schweigend, wie ich es gewohnt bin. So traurig beginnt für mich seit Jahren jeder Tag und ich mag froh sein, wenn er nicht, anstatt mir die kleinste Freude gebracht zu haben, mit bitterem Verdrusse endet.

*

24. Februar. Aus einem Briefe an Necker. Sie machen mich zum Optimisten. — Ich bin weder Optimist noch Pessimist; ich lasse die Dinge, wie sie sind und werde nicht jubeln, weil 3 × 3 = 9 ist, mich aber deswegen auch nicht aufhängen. In vielen Fällen dürften freilich die Griechen Recht haben.

*

31. März Heute Nacht träumte mir, ich mache ein erzählendes Gedicht, über dessen Vollendung ich mich dann sehr freute. Darauf ging ich am linken Ufer eines Baches hin, der sich zu blauen Tümpeln vertiefte. Das Blatt entglitt mir und ich konnte es auf dem Wasser trotz aller Mühe nicht mehr erhaschen, sowie mir auch das, was ich aufgeschrieben, völlig verloren ging.

*

17.—18. April. Naturbildchen. Diese Dinge sind symbolisch, nicht lyrisch; hie und da benutzte ich die kürzeste Form von Frage und Antwort: die Gattung fordert die schärfste Plastik, wenn sie wirken soll. Weil sie symbolisch sind, liegen sie seitab von der didaktischen Fabel Lessings, ebenso weit als diese von der poetischen Fabel, die Naturwesen vermenschlicht und damit ernst oder heiter spielt. Darüber ließe sich eine Abhandlung schreiben, die schließlich beim Tierepos anlangen würde.

*

Mit dem Reim sollte man — abgesehen von den Stücken die für Musik bestimmt sind, sehr sparen, ich verwende ihn noch bei Balladen oder wenn man will

bei romantischen Gedichten, aber nur im 2. und 4. Vers der Strophe. Dadurch kann ich an den Ausgang der reimlosen Verse auch Spondeen stellen und vermeide die ermüdenden e, welche sich bei anderen Dichtern durch ganze Oktaven und Sonette schleppen. Will man das Sonett wählen, so folge man dem Beispiel der Engländer und behandle es frei in jeder Beziehung, sie nehmen sich fast zu viel Freiheit. So weit ich mich erinnere, habe ich nur dreimal diese Form gebraucht und dabei den männlichen Reim nicht vermieden.

*

Die Wissenschaft schafft nichts, sie entdeckt nur; wenn der eine das oder jenes nicht gefunden hätte, früher oder später hätt' es ein anderer getan. Die Poesie, die Kunst schafft aus dem Geiste der Menschheit und darum sind ihre Werke der höchste Besitz der Menschheit, sie sind unersetzbare Unika, während die Natur zahllose Auflagen desselben Gegenstandes liefert.

*

Harmonie setzt immer ein Ungleiches voraus, das sich einer höheren Einheit fügt. Der Accord.

*

Beda Weber sagt in einem Briefe an Magnus Beyrer, 11. November 1832 von den drei Vorständen im Kloster Mariaberg wörtlich folgendes: „Sie haben kein Gewissen, sondern blos eine Religion und diese nirgends sicher, wie unlängst ein geistvoller Mitbruder bissig genug bemerkt hat und diese Religion besteht in

ihren Hauptdogmen besonders darin, daß alle übrigen blinde Werkzeuge und Mitbestätiger ihrer Unredlichkeit und Falschheit sein sollen."

Diese scharfe Charakteristik gilt wohl im ganzen Umfange der katholischen Kirche und nicht blos für Mariaberg.

*

Ein armes altes Weib, das vom Manne und den Kindern viel Elend zu ertragen hatte, sagte einmal: „Hätt' ich gewußt, was alles in der Ehe liegt, ich hätte Gott Vater nicht genommen, wenn er um mich gekommen wäre".

*

Eine liederliche alte Witwe wurde von Bauernburschen beim Buhlen erwischt. Sie banden die Sünderin auf eine Tragbahre und schleppten sie so durch die Dorfgasse, während hinten nach einer ging und fortwährend mit der Peitsche klatschte.

*

Von einem leiblich schlecht ausgestatteten Menschen sagt man im Oberinnthale: „Er hat Waden wie ein verheirateter Spatz".

*

Im Oberinnthal küssen Betschwestern Geistlichen den Rockzipfel in der Meinung, einen unvollkommenen Ablaß zu gewinnen. Greuter fragte abwehrend: „Zu was denn?" Da antwortete eine: „Wegen dem unvollkommenen Ablaß". Er rief unwillig: „Nun, so küß mir den * * *, dann kriegst du einen vollkommenen".

*

Der rothaarige Professor Zingerle rempelte ein Mädel aus St. Nikolaus an. Dieses warf ihm einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Jatz, schau, der sieht am hellen Tag nichts und unser Herr hat ihm doch das ewige Licht auf den Grind g'stift't."

*

„Der arme vielgeprüfte Mann!" — Ist er dadurch weiser und besser geworden?

*

Eine Krähe bleibt eine Krähe, wenn man sie auch in einen goldenen Käfig sperrt.

*

„Er fürchtet die Menschen nicht, aber er meidet sie." „Warum?"

*

Mir träumte gegen Morgen: ich stehe auf einer Terasse der Burg Hohenstaufen, über flachwelliges, baumloses Hügelland zog die Straße gerade gegen Süden und schwand fern am Horizont. Da trat der Kastellan zu mir und sagte: „Dort habe ich Konradin zum letztenmal gesehen!" Ich versank in tiefe Schwermut. Den ganzen Tag tauchten die Bilder dieses Traumes immer und immer wieder vor mir auf.

*

Ihr steht dem Manne zu fern, darum erscheint er euch klein.

*

Willst du frei sein, so genieße nicht, denn der Genuß verpflichtet und bindet.

*

Folge der Natur, aber überwinde sie.

*

„Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe!“ — sagt ein Sprichwort.

*

Die Frage nach dem Dichter hat eigentlich nur in der subjektiven Poesie einen Sinn.

*

Wie schnell ist der Gedanke, die Feder wie langsam.

*

Verfehlt sich ein Geistlicher, so heißt es: „Auch ein schwarzer Bock hat ein steifes Horn.“

*

Ein Landschafter sagte selbstbewußt: „Ich brauche keine Naturstudien mehr!“ Allerdings! Denn die Natur ist zwar immer dieselbe, aber stets auf andere Weise, darum hast du nie ausgelernt und wenn du sie auf einmal in ihrer Unendlichkeit erkannt hättest. Gewährt sie uns auch nichts anderes, so korrigiert sie uns und bewahrt uns vor Manier. Das gleiche finde ich nun auch von Lionardo da Vinci gesagt.

*

Wie schal sind die Trostgründe der Theologen. Sie sagen: „Gott legt keinem mehr auf, als er tragen kann, dulde daher und füge dich in seinen heiligen Willen.“ Sehr gut, wenn aber einer unter der Last wahnsinnig wird?

*

Schätze die Menschen nach dem Durchschnitte ihrer Reden und Handlungen.

*

Wer den Haß überwand, ist noch nicht bei der Liebe angelangt.

*

Das geschundene Pferd, der zerschlagene Esel, welche die schwere Last unter Peitschenhieben bergan schleppen, halten es wohl nicht für Teilnahme, wenn sich eine Schmeißfliege auf ihre Schwären setzt und die Maden hinterläßt. Tut eure blöde, zudringliche Neugier etwas anderes?

*

Die Weiber betrachten jeden Hagestolz als einen persönlichen Feind, gelingt es nicht mehr ihn zu fangen und so sein Beispiel unschädlich zu machen, so spielen sie ihm allen möglichen Schabernack, bis er endlich als müder Greis das Mitleid herausfordert.

*

22. November. Heut vormittags fuhr ich auf der Eisenbahn nach Mötz. Ober Zirl überfiel mich die Poesie; ich begann bal parè zu dichten. Ich mochte etwa zur Hälfte fertig ein, da erklang es im Coupé nebenan, jemand spielte einen lustigen Walzer. Das sekundierte trefflich zu meinem Stoff und erhöhte die Stimmung, daß mir mein Stück im hohen Maße gelang.

*

23. November. Morgens hell und kalt. Als die Sonne über das Griesjoch schaute, ging ich durch den Wald auf die Mähder ober Freundsheim. Einzelne

Lärchen ragten goldbraun empor, andere hatten die Nadeln auf den Boden verstreut, so daß man fast über einen weichen gelben Teppich ging. An Moos und Flechten starrten die Nadeln der Kiefer, das glomm und glitzerte in allen Farben des Regenbogens, als hätt' es Juwelen geschneit. Beim Blick auf das Hochgebirg, das in stiller Pracht vor mir emporstieg, regte sich der Geist der Poesie und ich schrieb den „Waldschützen" in mein Notizbuch — leicht, fast ohne Nachdenken. Gerade vor einem Jahr hatte ich die Totentänze begonnen.

*

Dem Künstler hilft das bewußte Wollen nichts, wenn sich nicht das unbewußte Können einstellt.

*

Nichts ist trauriger als ein Talent mit dem Anspruch auf Genie.

*

So viele schiefe Urteile der Kritik entspringen daraus, daß sie zwischen dem Genie, das schafft und dem Talent, das macht, nicht unterscheidet.

*

28. November. Wo die Wissenschaft aufhört, gibt es freilich keinen Streit mit der Wissenschaft.

*

6. Dezember. Gegen Morgen einen sonderbaren Traum. Ich ging schräg auf einem grünen Mahd gegen Osten. Rechts hohe Kalkschrofen, links ein waldiger Hang, neben dem ein Pfad heraufführte. Ein wenig ober der braunen Almhütte blieb ich stehen.

Da kamen auf dem Pfade mehrere dunkelgekleidete Herren und gingen vorüber. Ein bleiches Mädchen im weißen Linnengewand mit einem himmelblauen Gürtel blieb stehen, das braune Haar um das ein Goldschimmer spielte, floß beiderseits in langen Locken auf die Schulter. Feine Brauen wölbten sich unter der hohen Stirn, die Augen waren dunkel, groß und tief, sie blickte still und ruhig ohne zu lächeln. Mir kam sie bekannt vor und doch konnte ich mich nicht entsinnen, wo ich sie gesehen hätte. Da setzte sie sich auf einen Stein an der Ecke der Almhütte. Sie wühlte im Haar, spannte es an und begann darauf zu spielen, Die Musik klang wunderbar, wie von einer Geige, sie floß in ein weiches herrliches Andante über, wie ich nie so was gehört hatte, so daß ich tief ergriffen war und mir die Augen übergingen. Nun kamen zwei mir bekannte Innsbrucker Bürger; sie war dahin und ich stieg, um ihnen auszuweichen, sinnend auf dem Pfad neben dem Wildbach empor; ein Abhang barg mich vor ihren Augen. So erwachte ich plötzlich. Der Traum ist symbolisch.

*

Wien, 18. Dezember 1892.

Ich lese das alte Testament. Je weiter ich komme, desto mehr verwundere ich mich, daß man dieses Buch noch immer als eine Grundlage der Religion betrachten kann.

*

Der Künstler sieht das Einzelne und umfaßt das Ganze.

*

Sie halten das Tor vor dir mit allen Kräften zu, hast du es dennoch eingesprengt, so fordern sie einen Dank dafür. daß sie dir aufgetan.

*

Du bunter schimmernder Schmetterling! Schwebe nur von Blume zu Blume, siehst du dort das Rotkehlchen? dieses reißt dir die Flügel aus, dann bist du ein elender Wurm und es frißt dich.

*

Das Gesetz des Kausalnexus dringt allmählich unter die Leute und so brauchen sie keinen Gott mehr. Werden dann die Menschen schlechter sein? Kaum; die guten bleiben von Natur aus gut und die andern sind mit der Religion so niederträchtig, daß sie ohne Religion kaum tiefer fallen können.

*

Jüngst ging ich mit meinem Enkelchen spazieren, da begegnete mir ein hochbetagter Mann und sagte: „Wie wird die Welt ausschauen, wenn dieses Kind so alt ist, wie wir!"

*

Es ist Aberglaube im weitesten Sinne des Wortes, wenn man Dinge in ein Verhältnis bringt, in Beziehung setzt, die weder ein Verhältnis, noch eine Beziehung haben.

*

Niemand bedarf mehr des gesunden Menschenverstandes als der Künstler, insbesondere der Dichter, merkt euch das!

*

Teuerer Freund!

Man hört es oft sagen, wenn man jemanden einmal besucht hat, oder sich mit ihm flüchtig begegnete „Ich habe ihn kennen gelernt". Nun leben wir zwei über ein halbes Jahrhundert zusammen, wir verkehrten Stunden, Tage, wohl auch manche Woche mit einander, wir lasen unsere Schriften und doch kenne ich Dich erst jetzt, nachdem ich Dein Buch „Aus meiner Zeit" gelesen habe.

So aus der Wurzel heraus stellst Du Dein Leben vor. Man sieht die Pflanze, den Stamm, die Zweige, die Blättchen, die Blüte allmählich sich entwickeln und wachsen.

Wenn mich schon selbstverständlich menschliche Teilnahme an den Erlebnissen eines alten treuen Freundes fesselte, zuerst das Jugendmartirium im Elternhause, dann das des Herzens, so war es zugleich die plastisch herausgestaltete Erscheinung des Künstlers. Aber auch die vielen Gestalten seines Heimatlandes, deren Namen uns geklungen haben, ohne die Bedeutung der Männer, die sie geführt haben, klar zu vernehmen.

Du hast es verstanden zugleich die Zustände Deines Heimatlandes, als die Scene zu zeichnen, auf denen die Männer spielten und so gestalteten sich Deine Erinnerungen zu kulturhistorischer Bedeutung empor.

Warum hast Du nicht auch den vormärzlichen Zuständen von Wien, wo Du doch auch mit Deinen scharfklaren Beobachtungsaugen sechs lange Jahre weiltest, Deine Schilderung gewidmet? Auch, wie damals

Medizin gelehrt wurde und von welchen Männern, wäre zu hören interessant gewesen.

Es ist undankbar bei dem Reichtum des Gebotenen, noch darüber hinaus Wünsche zu hegen; aber zu beklagen ist es doch, daß ein so klassischer Zeuge der „halbvergangenen Zeit" nicht aussagen wollte.

Dein Buch ist eine mächtige Ouvertüre und man ist nun auf das eigentliche Lebensdrama gespannt. Das darfst Du nicht vorenthalten. Du bist das dem Adolf Pichler schuldig, aber auch Deinen Nachlebenden. Also fange an Dein Denkmal zu bauen, nachdem es bereits mit Deiner Schilderung Deines Ausmarsches an die Tirolerpässe untermauert ist.

Gehe nicht als Schuldner aus der Welt, zumal Du sie kostbar bereichern kannst.

Wann kommst Du nach Wien? Der Kessel brodelt schon, in welchem meine Frau die von Dir bestellten Knödel kochen und Dir dazu, damit Du Dich bei uns ganz heimisch fühlst, Speckkraut vorsetzen will.

Ich grüße Dich in alter Treue und junger Herzlichkeit.

L. A. Frankl.

*

Die Götter, die ihr euch macht, werden euch richten.

*

Im Oberinntal sagte ein alter Mann am Wirtstisch zu etlichen jungen Burschen, die mit ihren Mädeln zärtlich taten: „Heiraten möchtet ihr euch. Ja Buben, die Ehe ist eine Kappe, die sich ein Narr über

die Ohren zieht, dann bringt er sie nimmer los, weil sie inwendig mit Pech gefüttert ist.“

*

Nach Freundsheim. Bis zum Rand der Hochebene alles Azur, am Gehäng rötet sich der Heidrich. Droben die Schneedecke fest zusammenhängend. Mein Zimmer war geheizt; ich saß am Tische und las. Da flog ein Schatten über die Blätter des Buches; ein brauner Schmetterling, der für den Winter eine Zuflucht gesucht hatte, flatterte hin und her. Ich ließ ihm die Freude an der Lampe. Als ich schlafen ging, bettete ich ihn für die Nacht unter der Mütze meines Enkelchens. Noch einen Blick ins Freie! Der Vollmond stieg über dem Solstein, über die Gegend breitete sich ein blaßblauer Schein, wie tiefschwarze Schatten lagerten sich einzelne freie Flecke zwischen der weiten Schneedecke. Das Gebirg glänzte vom Scheitel bis zum Fuße hell wie am Tage, so daß die zerstreuten Baumgruppen scharf sichtbar waren.

Die Morgensonne am klaren Himmel, die Farben waren gleich geblieben, nur der Wechsel von Licht und Schatten war anders, nach dem Zauber der Mondnacht wirkte die Landschaft mit den Gebirgen im Hintergrunde fast erhaben. Mein Schmetterling krabbelte schon an einer Fensterscheibe, sich der Wärme zu erfreuen. Als es kühler wurde, barg er sich wieder in einem Winkel, um den Frühling zu erwarten. Mög' er sich desselben erfreuen!

In der Frühe ging ich auf der gefrorenen Straße nach Obermieming. Bei Lehnsteig zweigt ein kürzerer Fußpfad ab. Ich blieb unschlüssig stehen.

Da kam ein alter Bauer, das graue Haar hing ungekämmt über Stirn und Wange. Er wollte den Fußpfad betreten. Ich warnte ihn: „Der ist schlüpfrig und noch alles vereist.“ Er besann sich: „Ja, ja! es ist alles eisig!“ Als er sich zur Straße wendete, sagte er, ohne mich weiter zu beachten, starr vor sich hinblickend, halblaut: „Mein Weib ist gestorben, ich muß es dem Doktor melden.“ Der Mann machte in seiner schlichten Weise auf mich den Eindruck der tiefsten Trauer.

Zu Obermiemingen traf ich den alten Rat Speckbacher in seinem Zimmer, das er seit drei Monaten nicht verlassen hatte. Das rechte Auge lag unter einer schwarzen Binde. Als er operiert wurde, habe er geschrien. Der Doktor sagte: „Nun sehe ich, daß sie zwar ein Dichter, aber kein Philosoph sind.“ — „Als ob es einem Philosophen nicht auch wehe täte, wenn man ihm ins Auge schneidet!“ — Er erzählte mir dann, daß er seit Monaten nichts mehr lesen dürfe, doch habe er wieder eine Reihe Sprüche gedichtet. Das Auge wolle er gern verloren geben, wenn es nur endlich verloren wäre und er wieder gesund würde. Er sei bald 74 Jahre, möchte aber noch gern ein bischen weiter leben, habe aber wenig Hoffnung dazu. Ein sorgenfreies Alter, das ohne Reue zurückblickt, ist wohl der schönste Schluß unseres Daseins, vielleicht der beste Teil desselben.

*

Die Kritiker sind sich wohl nicht immer und allerorts über den Unterschied zwischen Typus und Symbol klar. Dieser prägt eine Art scharf aus und dazu bedarf es der Natur oder der Kraft eines Dichters,

der durch die individuellsten Züge charakterisiert, sonst hat er eine Marionette, wie deren genug auf unseren Bühnen mit dem Flittergold der Phrasen umtanzen. Ich sage charakterisiert, denn dadurch wird der Gegenstand auf ein höheres Niveau gehoben, während ihn die Naturalisten blos abzuschreiben versuchen und mit ihren Mitteln doch nur unter ihm bleiben müßten. Sokrates ist ein Typus, Molières Geiziger ebenfalls. Der Typus kann aber als Metapher, als Symbol verwendet werden. Ein Sokrates, ein Harpagon. Etwas anderes ist es wieder, wenn ein zu irgend einem Ganzen gehöriges oder zu diesem in nächster Beziehung stehendes für das Ganze gesetzt wird: das Kreuz, der Halbmond — Christentum und Mohammedanismus. Unterscheiden muß man davon die Allegorie. Diese verbindet äußeres äußerlich mit einem abstrakten Begriff um ihn zu verkörpern, besser gesagt zu versinnlichen, sie wirkt rhetorisch und man kann sie zum Schmucke der Rede als Figur verwenden. „Jeder Anker ist mir zerbrochen — Ich habe keine Hoffnung mehr.“ Daß auch die Allegorie zu höchster dichterischer Bedeutung gelangen kann, habe ich gelegentlich schon im Hinweis auf Dantes Armut gezeigt. Villeicht ließe sich hier auch ein Seitenblick auf die Fabel werfen, um eine strenge Grenze zu ziehen. Erscheinungen der Natur bieten sich uns als Symbole höheren Stiles, sie können selbständig behandelt werden, der Dichter darf sich jedoch noch nicht für tiefsinnig halten, wenn er mit einem Rebus Versteckens spielt, hinter dem oft nichts liegt. Da hat Lemaitre recht: „Der Symbolismus wird sehr bequem für Poeten, die keine Ideen haben.“ Ebenso läßt sich

die Mythologie verwerten. Feuerbachs Titanenkampf — der Sieg des Geistes über die rohen Naturkräfte. Auch das Evangelium bietet hier reichen Stoff, ich beziehe mich auf meinen Ahasverus in der Wüste, wo Gegensätze angedeutet sind, die nicht blos im Altertum, sondern auch jetzt heftiger denn je wirken und ihren Ausgleich wohl erst in fernster Zukunft finden, wenn sie ihn überhaupt finden. Dann möchte ich auf das Vorbild verweisen, durch das die Kirche das Alte Testament mit dem Neuen in Beziehung setzte, wie wir auch auf dem Bauerntheater den Tod Abels als Tableau vor der Kreuzigung sehen. Zu erörtern wäre auch noch das Verhältnis des Bildes zu seinem Gegenstande: es kann auf diesem ein Schlaglicht setzen und ihn so hervorheben oder auch ihn symbolisch begleiten. Ich habe hier eine Frage angeregt, von der viele Fäden auslaufen. Im höchsten Sinne ist jede große Poesie symbolisch, vielleicht auch deswegen, weil sie Worte für die Erscheinungen der Welt setzt und hierher mag zum Teil gehören, was die alten Ästhetiker von der Idee sagen.

Nebenbei will ich auch die modernsten französischen Symbolisten wie Verlaine streifen. Das Farbenklavier stellt statt der musikalischen Accorde Farbenaccorde zusammen. Umgekehrt wollen jene statt der Farben Töne setzen. das u soll schwarz und das a blau sein. Das ist fast eine Spielerei, obwohl Dichter immer durch den Klang der Buchstaben sinnliche Wirkung hervorbrachten. Ich erinnere an Byrons berühmtes: Roll on thou deep and dark blue Ocean roll oder Horazens: Si fractus illabatur orbis. Das sind

nur Kleinigkeiten, man muß sie aber heut zu Tage betonen: Unsere Naturalisten sehen die Welt mit den Augen des Tieres, dem Ochsen ist ein Dreieck ein Dreieck, ohne daß er die Ecken zählt, der Mathematiker mißt die Winkel und erbaut den pythagoräischen Lehrsatz. Ich könnte noch lange fortfahren, doch wozu dieser welsche Salat?

*

Spinnt der Seidenwurm deswegen, weil die Menschen Seidenkleider tragen?

*

Der Körper des Mannes ist für sich, in sich, daher absolut schön und harmonisch, der Leib des Weibes dient Zwecken außer ihm, die breiten Hüften tragen das Kind, die Brüste säugen es, daher ist er reizend und lockt den Mann diesem Zwecke zu dienen und dabei seine Kraft zu betätigen. Das Geschlechtsleben ist aber nur beim Weibe die Hauptsache. Bei der mediceischen Venus habe ich nie an diese Dinge gedacht, wohl aber letzthin vor dem nackten Weibe des Lorenzo di Credi in den Uffizien.

*

Die Assunta von Tizian ist eine prachtvolle Symphonie: Die Sehnsucht in den Augen und Gebärden der zurückgelassenen Apostel; der rauschende Jubel der Engel, der die Madonna begleitet, wenn sie wie ein Gebet des Weltalls emporschwebt und in der Glorie, die alles abschließt, Gott Vater, der ihr den Kranz reicht.

*

10. Juni. Mir träumte in der Frühe, ich sei gestorben, meine Leiche wurde in einer Gruft auf dem ersten Treppenansatz eines Klosters begraben, an der Wand befand sich ein Fresko: Dante, wie er zum Himmel schwebt. Meine Seele wandelte gegen Osten in eine schöne Landschaft, von der sich stellenweise die Nebel verzogen, ein Mann trat an meine Seite und fragte: „Fürchtest du nicht das Gericht Gottes?“ Ich antwortete: „Nein!“ — Dabei durchfloß mich ein warmes Wohlgefühl und es schien mir, daß ich mich wie auf Flügeln in den weiten Raum erheben könne.

*

Byron verhielt sich der Antike gegenüber pathetisch, nicht ästhetisch wie Goethe.

*

Ohne die Fähigkeit der Selbsttäuschung ist kein Kunstgenuß möglich.

*

In der Praxis des Lebens stellen sich die meisten Menschen, ganz abgesehen von der Religion „jenseits von gut und böse.“ Die italienischen Banditen bezahlen eine Messe, daß ihnen ein Raubmord gelinge.

*

Wenn das Kausalitätsgesetz nicht zum Zwecke wirkte, hätten wir das Chaos.

*

Auch die Alten waren sentimental. Properz I, 9 könnte von Petrarka oder Klopstock sein.

*

Bei euren Werken kann man nichts hinein- und nichts herauslesen.

*

Wir Modernen lachen über den Teufel, und ringen nicht mehr wie Jakob mit dem Engel, wir stehen vor dem kalten, gleichgiltigen Naturgesetz; da hört vorläufig die Poesie großen Stiles auf, bis sie wieder über der Natur einen höheren Willen findet.

*

Die Poesie ist jetzt das Aschenbrödel unter den Künsten. Dennoch vergeht keine öffentliche Feier, wo sie nicht ein Festgedicht liefern soll. Der Schnittlauch — für mehr hält man sie nicht — soll eben auf jeder Suppe schwimmen.

*

Gegen Ost schiebt sich eine weißlich graue Wand empor, von der sich oben parallele Streifen trennen, vor dieser Wand liegen weiße und blaßgraue Haufenwolken, deren Rand dunkel gefranzt ist. Die Berge sind tiefblau. Links am Hochmundi dichter Regen, der alles einhüllt.

*

Der Neid ist der Bruder der Eitelkeit.

*

Du hast zu lang und tief in die dunklen Augen der Ewigkeit geschaut!

*

Ein Geistlicher wollte einen Mann, der sein treuloses Weib verjagt hatte, begütigen. „Christus hat

sogar der Ehebrecherin verziehen!" Der Mann antwortete: „Jawohl, sie war aber nicht sein Weib."

*

Ein Irrtum schadet oft weniger, als eine mißverstandene Wahrheit.

*

Er war ein Zeitgenosse längst Verstorbener, oder noch Ungeborener, die vielleicht nach Jahrhunderten das Lichte erblicken.

*

Euch fehlt die schaffende Phantasie, sonst hättet ihr nicht die Zeit, die Natur abzuschreiben.

*

„Ein Maler muß malen können!" — Wenn er aber nur malen kann, ist's auch nicht genug.

*

So oft ich einen Band neuer Gedichte sehe, denke ich mir: Wieder ein Sarg!

*

An R. M. Werner.

Am 25. Oktober nachts ½12, verschied mein armer unglücklicher Sohn im 33. Jahre. Verloren war er mir schon längst; reich ausgestattet an Geist und Körper ging er in sich und durch sich zu Grunde und den Absturz beschleunigte noch sein Weib. So war der Tod ein Glück für ihn, eine Erlösung und er hat im Grab den Frieden gefunden, den ihm das Leben versagte.

Sie haben gewiß wieder fleißig gearbeitet, das kann

ich von mir nicht sagen, wenn ich auch viel dachte, manches studierte und manches schuf. Das macht sich aber von selbst und darf sich einer dessen nicht rühmen.

Sehen Sie sich doch auch den modernen Musenalmanach an. Es ist wahr, viele Pfade auf unserem Parnaß sind ausgetreten, die meisten älteren Poeten bewegen sich nur noch auf konventionellen Wegen und in ihren Werken fehlt der frische Hauch des Lebens, ich sehe aber dem Sturm, der jetzt durch die Litteratur fährt, ruhig zu, denn ich bin ja gewachsen fort und fort, und der Born des Lebens, der meine Wurzeln tränkt, ist in mir noch nicht versiegt.

Sudermanns Begabung darf man nicht bestreiten, er schildert die Korruption der Bourgeois in kräftigem Fresko und reißt die heuchlerische Sündenhülle von seinen Eiterbeulen, ob sich aber auf die Korruption eine neue Litteratur propfen lasse, — das scheint mir doch zweifelhaft und gegen alle Analogie geschichtlicher Entwickelung.

Bei uns ist der Winter eingezogen, meine Krummschnäbel schlagen bereits auf den Föhrenzweigen zwischen den Winterfenstern Purzelbäume, ich schaue vom Papier auf die beschneiten Tannen hinaus und schicke Ihnen hier zum Schluß ein Bildchen aus dem Spätherbst. „Blätter hängen 2c.“

*

Wie klappern die Mühlen eures Egoismus, aber hoch über euren Häuptern geht still und ruhig wie die Sterne die Weltgeschichte ihren Gang, bis wieder eine Stunde schlägt und euch an die Ewigkeit mahnt.

*

Gibt es nicht auch, wie eine Stimme des Gewissens, einen Instinkt der Wahrheit?

*

Die Stoa und das Christentum! Man bringt Seneca mit dem Apostel Paulus in Zusammenhang, aber manchen Satz von Epiktet könnte auch Thomas von Kempis verfaßt haben.

*

Ihr Lückenbüßer in der Menschheit. Billionen von euch, mit euch, nach euch.

*

Welch ein großartiges Schauspiel. Eine Milbe stemmt sich gegen die Umdrehung der Erde.

*

Man muß aufzuhören wissen, wenn man eigentlich nie hätte anfangen sollen.

1894.

1. Januar. Vixi et quem dederat cursum fortuna peregi!

6. März. Wirf die Flinte nicht ins Korn, aber hänge sie an den Nagel, wenn es nichts zu schießen gibt als Mäuse.

8. März. Willst du einen Menschen kennen lernen, so gib acht, welche Stellen er in einem Buche unterstreicht.

18. März. Kein Glück künftiger Geschlechter wiegt das Elend der vergangenen auf, das ihrem Glücke

als Dünger dienen soll. Und ist denn dieses Glück so groß? Ich glaube nicht daran, ganz abgesehen davon, daß jede Zeit ihren Separatkonto hat, den sie für sich begleichen muß. Und dann! Könnte man nicht auch sagen: das Unglück der Zukunft ist notwendige Folge des Glückes der Vergangenheit, damit hat sich die Zukunft zu trösten.

19. März. Mir scheint die Unendlichkeit oder Zahllosigkeit der Welten weit logischer als ihre beschränkte Zahl, für die sich eigentlich kein Grund angeben läßt.

26. März. Ein geiziger Pfarrer ging über die Straße, als gerade die Rinderherde, den bösen Stier voran — ausgetrieben wurde. Dieser ging mit gesenkten Hörnern allsogleich los, so daß der Hochwürdige in die Kirche flüchten mußte. Als er wieder heraustrat, sagte ein Bauer spottend zu ihm: „Das ist wohl das erstemal, daß Sie unbezahlt in die Kirche gingen!" —

3. Mai. Auf einem steilen Felsen am linken Innufer bei Mötz erhebt sich ein Kreuzweg mit einem Kirchlein. Zu dieser Wallfahrt steigen an Sonn- und Feiertagen die Mädchen in Scharen empor und gerade die alten Jungfrauen finden sich zahlreich ein. Da kehrte spät abends die Mutter Gottes in den Himmel zurück, müde und erschöpft von ihrem huldvollen Amte. Als ihr Petrus das Tor öffnete, sagte er mitleidig: „Liebe Marie heut hast wohl einen strengen Tag gehabt?" — „Ja wohl," erwiderte sie seufzend, „wenn sie nur nicht immer das gleiche Lied leierten:

„Heilige Jungfrau schenk mir einen Mann,
Das Beste, was ein Mädchen wünschen kann!"

Ja, wo soll ich denn genug Hosen hernehmen? — Die Mädeln im Himmel wollen auch nicht in Ewigkeit ledig bleiben und komme ich herauf, so rennen sie alle daher, flüstern mir ins Ohr oder zupfen mich beim Rock: Hast du mir heut keinen mitgebracht? Ich danke für die Arbeit.“ Diese Geschichte ist wohl beglaubigt. Als der heilige Petrus an einem Samstag abends zum Schlosser von Silz kam, um den rostigen Himmelsschlüssel einölen zu lassen, erzählte er sie.

4. Mai. Trauben trägt der Weinstock; Hörner der Ziegenbock! Merk dir's lieber und suche auf dem Weinstock keine Hörner und beim Bock keine Trauben.

5. Mai. Manche empfinden das Schöne in Kunst und Litteratur, es fehlt ihnen aber das richtige Augenmaß für groß und klein.

10. Mai. Wenn ich jetzt beim Frühgeläut erwache, sag' ich nicht mehr zum jungen Tage: „Bring' mir eine Freude, ein Glück! sondern ich wünsche nur, daß er ruhig dahinfließe und ich abends ohne Schmerz und Reue auf ihn zurückblicken könne.

30. Juni. Über das sinkende Altertum fließt ein Hauch tiefer Wehmut und Ergebung, fast wie über das Antlitz der Niobe, die so viele und herrliche Kinder hinsterben sah. Ergreifend drückt das Mark Aurel aus, der überall an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge erinnert. Drum können ihm auch nur Greise ganz nachfühlen, deren Vergangenheit abgeschlossen ist, für die es keine Zukunft mehr gibt.

Juli. Ein Freund sagte zu mir: „Dieses Preußen gleicht einer sparsamen armen Beamtenfrau, die sich redlich ohne Schulden durchbringt; Österreich ist eine

Edeldame, um einen Kreuzer mehr handelt sie nicht, denn sie hat es!" — Ich erwiderte: „Ganz richtig, unter der Seidenrobe von neuestem Pariser Schnitt trägt es jedoch ein schmutziges Hemd und auf die zierlichen Lackstiefelchen hängen die Fetzen des Unterrockes."

15. Juli. Um noch Verse zu genießen, dazu gehört eine Unbefangenheit, welche die meisten längst verloren, oder eine Bildung, die von den wenigsten erreicht wird.

26. Juli. Auch das feinste Haar hat seinen Schatten.

27. Juli. Die Auffassung des Tragischen war bisher nur dogmatisch, am konsequentesten und großartigsten bei Friedrich Hebbel. Die Modernsten haben den Bann gebrochen, bis jetzt aber noch keinen genügenden Ersatz geleistet.

28. Juli. Wer vermag es, die Tragödie des Weltelendes nachzudichten?

30. Juli. Viel gelebt, viel überlebt!

1. August. Verjage die Eitelkeit aus allen Winkeln des Hauses, plötzlich sitzt sie auf dem Dachfirst und schneidet dir eine Fratze.

2. August. Unsere modernen Frauen tun, als sei die Ehe nur eine Fortsetzung des Balles, wo sie den Gemahl kennen lernten.

3. August. Der Zerfall des kirchlichen Protestantismus kommt weniger dem Katholizismus als der religiösen Gleichgültigkeit, der Freidenkerei und dem Atheismus zu statten.

28. August. Früh ein leichter Schlaganfall. Ein wirrer konfuser Morgentraum! Ich wohnte bei einer

Frau, mein Sohn bei mir. Wir verabschiedeten uns von ihr, ich versprach, nach meiner Rückkehr zu bezahlen. Vor der Haustür stand ein schwarzes Gefährt, wie bei einem Leichenkondukt. Da sagte mein Sohn, er wolle voraus und ließ sich daran nicht hindern, so daß ich ihn plötzlich nicht mehr sah. Nun fuhr der Wagen in ein Tor und ich kehrte in die Wohnung zurück.

4. September. Bist du nur aus Sentimentalität human?

8. September. Eine arme Frau von etwa vierzig Jahren verrichtete in dem Hause eines Bürgers, der als Bock bekannt war, allerlei kleine Lohndienste. Da überraschte er sie einmal abends allein und überwältigte sie. Zur rechten Zeit gebar sie einen Sohn, den ihr Mann, obwohl ihm jener viel Geld bot, nicht anerkannte. Zwingen konnte man ihn nicht, da er zufällig früher von einem Arzte als zeugungsunfähig erklärt worden war. So mußte der Bürger das Kind mit der Schande übernehmen. Der erste Sohn der Frau war gegen zwanzig Jahre alt, als er die Sache erfuhr. Er machte sich nun an die Tochter jenes Herrn, verführte sie und ließ sie dann sitzen. Auch diesen Stoff trete ich unseren Naturalisten ab.

9. September. Ein Bauer hatte geheiratet. Ein Mädel nach dem andern kam zu seinem Verdruß. Da begann er sein Weib zu prügeln und setzte das so lange fort, bis sie einen Knaben brachte. Von nun an war er wieder der liebste beste Kerl. Als jedoch sein nach Amerika ausgewanderter Schwager zurückkehrte und die Sache erfragte, zahlte er ihm für die Schwester

heim; er kaufte eine Ochsenfisel und haute ihn windelweich, daß er wohl verpflastert vierzehn Tage zu Bett liegen mußte. Dann war die Freundschaft zwischen allen wieder hergestellt.

10. September. Unglücklicher Dichter! Du bist wie Irion an das Rad geschmiedet und mußt dich drehen, magst du wollen oder nicht. Da hat es der X und Z besser, er sitzt mit dem Bratenwender am Feuer und wartet ruhig, bis das Fleisch gar ist, um es dann wohlgemut zu verzehren.

11. September. Mark Aurel, beziehungsweise die Stoiker sind durch einen Abgrund von der Antike geschieden und gehen mit dem Christentum parallel. An die Stelle hellenischer Lebensfreudigkeit tritt die stille Heiterkeit des Entsagens und wenn der Römer kräftig mit Adlers Krallen nach der Herrschaft griff, wendete sich das neue Geschlecht nach innen — *ἐς ἑαυτόν*!

Darum berühren sich auch das Christentum und die Stoa, man betrachte zum Beispiel den Brief des Seneca an den Lucilius, wo er die Sklavenfrage behandelt. Wenn man sie auch nicht aufeinander zurückführen darf, entspringen sie doch der gleichen Quelle und sind mit der gleichen Wendung der Weltgeschichte in Zusammenhang.

16. November. Manche Sprichwörter unserer Väter gelten heutzutage nicht mehr z. B.: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden," oder: „Ehrlich währt am längsten," oder: „Wo die Arbeit zieht in das Haus, zieht die Armut bald hinaus."

21. September. Du kannst Gott nicht suchen, wenn er dich nicht findet.

22. September. Wenn dich Gott gefunden hat, verlierst du ihn nicht mehr.

23. September. Die Tugend ist ein Anker, der in die Ewigkeit reicht und dich, wenn ringsum alles schwankt und bricht, an einen unerschütterlichen Boden bindet.

24. September. Was wohl das höchste wäre? — Sterben mit einer großen edlen Tat und dabei das stille Bewußtsein haben, daß sie niemand kennt, niemand ahnt.

25. September. Du bist ein Geisterseher, dem vor seinem eigenen Gesichten graut.

30. September. Aus einem Briefe an Moriz Necker. Die Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft, zu deren Gründern, beiläufig gesagt, auch ich gehöre, haben Sie wohl gelesen. Der Darwinismus ist nun wohl fertig. Ich stand ihm immer skeptisch und skoptisch gegenüber, wie ich es auch seit Jahren in meinen Vorlesungen andeutete. Alle diese Fülle von Erscheinungen rein äußerlich vom Kampfe um das Dasein abzuleiten, ist eine Plattheit, deren sich kaum die Encyklopädisten schuldig gemacht hätten.

Nimmt man aber wie Darwin später ein treibendes Prinzip an, so steht man ja wieder auf dem Boden der Mystik, der verhöhnten Metaphysik. Bekennt doch lieber schlicht und einfach eure Unwissenheit, ihr braucht euch deswegen nicht den Theologen an den Hals zu werfen. So habe ich, um einen Ausdruck von Kant zu gebrauchen, a priori weggenommen, was jetzt die wissenschaftlichen Forschung durch Tatsachen bestätigt und meine Gedankenarbeit war wenigstens für mich

nicht vergeblich. Wie oft müssen wir uns mit einem so kargen Resultate begnügen!

> Was nützt das ganze Alphabet,
> Wenn Dir das a fehlt und das z!

Allmählich bin ich in den Herbst gekommen, hier zwischen den Nadelwäldern, die das Gebirg abschließt. Darum hat die Landschaft kaum ihr Aussehen verändert. Hochstämmige Lärchen auf fahlen Mähdern, wo sich unter den spärlichen Halmen die zierliche weiße Renntierflechte verästelt, oder dichter Föhrenbestand, auf dem Boden der zarte Heiderich und weiche Moospolster, über die ich mit der Flinte in der Hand hinschleiche. Kaum streift mein Fuß eine verspätete Glockenblume, einen Farren mit rostigem Wedel. Ab und zu ein gelber oder brauner Pilz, nach dem ich mich bücke. Trete ich an den Saum des Waldes, so liegen schwarze Brachfelder vor mir oder Wiesen, grün wie im Frühling, nur blüht jetzt die fahle Herbstzeitlose und in den Büschen, die der Herbst rot und gelb gefärbt hat, schreit ein Nußhäher. Ich krieche hinter eine Wachholderstaude, ihm eine volle Ladung zu senden.

Es beginnt zu dämmern, zu dunkeln, ein kalter Wind zieht, so ist wieder ein Tag, einer der wenigen, die mir vergönnt sind, dahin, dahin!

2. Oktober. Wenn du den Menschen nackt siehst bis auf das Gerippe, so setze dich auf einen Grabstein und verhülle das Haupt.

4. Oktober. An und für sich ist alles absolut, in Bezug auf fühlende und denkende Wesen relativ wahr. Die Fläche ist auf die Kante gesehen eine Linie.

12. Oktober. Nachmittag auf der Tenne bei Weiherburg. Ein klarer Tag, der Schnee reicht kaum zur Holzgrenze, während die milde Sonne des Herbstes auf dem Tale ruht, durch welches der Inn abgeklärt und beryllblau nach Osten fließt. Die Bäume prangen in den herrlichsten Farben, die goldenen Ahorne begleiten die Landstraßen, die in die Ferne führen. Es sind mehr als 50 Jahre dahin, seit ich von dieser Höhe zum erstenmale hinabschaute; ein Knabe stand ich, staunend, alles war mir fremd und neu. Wie hat sich seitdem alles verändert, jetzt kenne ich die ganze Gegend nach allen Richtungen, an manchen Platz knüpft sich eine heitere oder traurige Erinnerung, mancher Platz ist eine heilige Stätte für mich. Hier ruht mein armer Vater vom Elend des Lebens aus, dort schläft mein unglücklicher Sohn und die Bande, die seinen Geist in Fesseln schlugen, sind zersprungen. Meine Seele ist wie ein stiller See, der Himmel und Erde spiegelt, einzelne Schatten der Vergangenheit schweben darüber hin ohne ihn zu trüben.

13. Oktober. Unsere besten Gedanken denken sich selbst, wir haben kein Verdienst dabei.

14. Oktober. Die Wahrheit geht auf nackten Füßen und bedarf nicht der Stelzen eines Systems.

15. Oktober. Mystik ist die Ahnung des Unendlichen hinter und im Endlichen, das Gefühl ihres geheimnisvollen Zusammenhanges.

16. Oktober. Mancher Philosoph kommt mir vor wie jener Ultnerbauer, der nach Meran ging um die Sonne zu holen, weil es dort so schön und warm war. Er brachte ein Schlagkästlein mit, in dem man

Rotkehlchen und Meisen fängt. Dieses stellte er auf. und ließ die Sonne hineinscheinen. Dann klappte er zu und trug es in seine rauhe Heimat. Dort schlug er den Deckel zurück, um die Sonne auszulassen, sie war aber nicht darin.

20. Oktober. Einzusehen, daß man auf dieser Welt gar nichts ist, macht uns still, gelassen und ruhig.

21. Oktober. Ein alter Mann verkehrte freundlich mit einem vieljährigen Gegner, der ihn oft beleidigt hatte. Als man dies bemerkte, erwiderte er: „Ich nehme keine Feindschaften ins Grab."

22. Oktober. Der Gedanke kann den Reim suchen, leider sucht nur zu oft der Reim den Gedanken.

23. Oktober. Ein armes Weib sagte: „Ich habe im Leben so viel Unglück gehabt, daß ich auf eine Stunde weit stinke." Das erinnert an Walter von der Vogelweide.

24. Oktober. Der Beichtvater fragte ein Mädchen: „Hast du einen Liebhaber?" — „Noch nit, aber wenn i d'n muien Kittel hab', so kann der Tuifel angehen."

6. November. Nur was langsam wächst, dauert.

9. November. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist die Wahrhaftigkeit oft nur lächerlich und töricht, darum schweige lieber, weil du nicht lügen darfst.

10. November. Besser gar nicht gekannt, als verkannt.

11. November. Wenn du ein Schwein rasieren willst, mußt du es mit Pech einseifen.

16. N o v e m b e r. Am Waldsaum ober Freundsheim. Die Herbstsonne ruhte mild auf dem Tale, durch das ein bläulicher Duft zog, die Bäume prangten in allen Farben vom fahlen Gelb bis zum tiefen Braun, einzelne silberne Marienfäden schwebten von den Ästen in die Luft, unter meinem Schritt flatterten Motten auf, ein verspätetes Bienchen naschte vom roten Klee, ja schon der künftige Frühling meldete sich und hatte zwischen die blühenden Maßliebchen eine Schlüsselblume versteckt und am Waldsaum blühenden Heidrich aufgepflanzt.

„Holder Lenz, beflügle deine Schritte."

*

Das Christentum ist eine heroische Religion, sie legt dem Menschen als schwerste Pflicht die Selbstbeherrschung auf und stellt eben die menschliche Gesellschaft und jeden Menschen auf den selbstlosen Boden der Liebe.

*

17. N o v e m b e r. Freundsheim. Ich trat nachts an das Fenster. Im Zenith stand der rote Mars, ober dem Gebirg von Seefeld schwebte der Jupiter hell und prächtig im dunkeln Blau und im Osten stieg der Orion: ein Bild ruhiger Erhabenheit. Das Licht vom Tische fiel auf das Bett meines Enkelchens, das schlief und ruhig atmete. Dort die Unendlichkeit, hier unschuldige Befriedigung im engsten Raum.

20. N o v e m b e r. In den Morgenstunden, wenn ich aufwache: Philosophie. Das setzt sich in mein Greisenalter fort, alles im Zusammenhang wie die

Fäden, die der Weber vom Strähne auf den Stuhl zieht, ich lege aber nur auf einzelne Punkte den Finger und so wird mir ein Axiom, wo ein anderer ein System baut. Ich tue das für mich und verlange nicht, daß mir jemand folge.

21. November. Der Kaplan Ruf erzählte mir einst folgende Gechichte: Ich fuhr nach Imst; im Stellwagen saß ein Pärchen, Schauspieler, die sich ohne Rücksicht auf mich küßten. Ich las in einem Brevier, ohne mich um sie zu kümmern. Als Geistlicher nahm ich vor dem Kurzifix am Wege den Hut ab. Dann kamen wir auch am Galgen vorüber. Das Herrlein wollte sich über mich lustig machen: „Warum nehmen Sie nur vor dem Kreuze und nicht auch vor dem Galgen den Hut ab? Es ist ja doch das gleiche Holz.“ Ich erwiderte: „Warum küssen Sie ihre Geliebte auf den Mund, nicht auf den H . . . . . .? Es ist ja doch das gleiche Fleisch.“ Da mußte der Schauspieler verstummen.

23. November. Die Juden sind unsere Mitmenschen und das Gesetz der Menschenliebe gilt auch ihnen gegenüber ohne Einschränkung. Als unsere Mitbürger können wir sie aber nicht behandeln, wenn sie auch Rekruten stellen und Steuern zahlen, so lange sie eine im Guten und Schlechten unter sich solidarische Gesellschaft bilden. Darauf haben wir im Interesse unseres Volkes zu achten, sie selbst mit Gewalt zu hindern, dieses zu schädigen, und sie ohne Haß als Fremde zu betrachten, die wir berechtigt sind, im Notfalle zur Auswanderung zu zwingen.

31. November. Abends. Möge die Ruhe und

der Frieden, mit denen dieses Jahr abschließt, mich auch in das folgende geleiten.

1895.

6. März. Das ist traurig, wenn du in deinem Gewissen Zeugnis geben mußt gegen dein eigenes Volk.

*

Wenn es eine Hölle gibt, kann nur die strengste Wahrhaftigkeit uns davor retten.

*

Deine innerste Seele sei nackt vor deinem Geiste.

*

8. März. Die Idee der sittlichen Weltordnung ist in diesem Leben nur eine Umschreibung der poetischen Gerechtigkeit.

*

9. März. Im Traume sagte einer zu mir: „Verhalte dich zu Kunst und Religion andächtig!“

*

17. März Hebbel ist das widerspenstige Genie, Heyse das gefällige Talent.

*

18. März. Verträgt das Fresko den Naturalismus?

*

20. Mai. Der absolute Wert des Kunstwerkes besteht ein für allemal, der relative hängt von dem Urteil des jeweiligen Publikums in einer bestimmten Zeit

ab. Da wäre es eine interessante Frage: „Wie würde dieses oder jenes Buch heute aufgenommen?“ Goethes Iphigenie fände schwerlich Platz neben Sodoms Ende und Wilhelm Meister müßte wohl Jolanthe weichen.

*

31. Mai. Gibt es etwas seligeres, als die stille Ruhe des Gewissens?

*

12. Juni. Nichts ist komischer, als ein Pedant, der zum Enthusiasmus emporgerissen wird.

*

21. Juni. Der Bankerott der Wissenschaft! Das sagt nun auch Brunetière. Helfen uns aber die blauen Wunder des Glaubens zu denen manche in ihrer Trostlosigkeit flüchten, nur einen Schritt weiter? — So bleibt wohl nichts anderes übrig, als es mit der Wissenschaft aufs neue zu versuchen und dabei von der Erfahrung, die man gemacht, auszugehen, wenn man sich nicht auf den Standpunkt des non connaissable bescheiden und beschränken will.

*

23. Juni. Ein altes Fräulein, das viel Leid zu ertragen hatte, sagte mir jüngst: „Das dümmste was der Mensch tun kann, ist, auf die Welt zu kommen!“ Das hat ungefähr schon Sophokles gesagt, von dem sie nichts wußte. So erzeugen die gleichen Erfahrungen die gleichen Gedanken.

24. Juni. Wenn dir die Menschen nichts mehr geben können, dann fliehe sie, denn sie können dir nur noch nehmen.

25. Juni. „Man hat die Schlechtigkeit der Menschen nie ausgelernt“ rief einer. Ja ist es denn der Mühe wert, das zu lernen?

26. Juni. Auf Beleidigungen könnte man nur mit einem Dolchstoße antworten, wenn es der Mühe wert wäre, die Folgen zu übernehmen.

27. Juni. Der Prälat von Fiecht sagte gelegentlich: „Die Prügelstrafe hätte man nicht abschaffen sollen!“ Richtig! Man prügelt die Hunde und es gibt doch viele Leute, die schlechter sind als sie.

*

28. Juni. Verachtung mit Ekel gespickt! — Das paßt.

*

29 Juni. Der Stoff, die Kraft, das Leben! Das ist eine Dreiheit: keines ohne das andere und doch keines das andere. Jedes an sich unzerstörbar; so treten sie von Fall zu Fall in die Erscheinung. Das Alleben individualisiert sich, wird Bewußtsein und nimmt das Individuum in das Alleben zurück. Anklänge in Vergil VI. Auch an die Monaden von Leibniz und die Seelenwanderung mag man denken.

*

20. Juli. In meiner Poesie sind Realismus und Idealismus künstlerisch ausgeglichen und darin liegt ihre Bedeutung, wenn es auch vorläufig nicht oder vielleicht gar nie erkannt wird. Darum ist sie weder akademisch, noch konventionell oder manieriert, sie lebt ihr eigenes Leben.

*

24. November. Aus einem Briefe an M. Necker.

Lassen Sie sich von Ihrer Frau lettre 13—14 der Nouvelle Héloise übersetzen. Clarens, Meillerie! Noch atmet in der milden Herbstluft der heiße Kuß Julias, noch mischt sich am Gestade des Leman das Rauschen der Wellen mit den Seufzern von S. Preur. Das ist wunderbar schön und nur einer wußte noch so die Liebe zu dichten: Shakespeare! Mit Rousseau beginnt eben eine neue Epoche der Weltlitteratur, der Engländer Richardson präludiert. Kein Geist hat so tief, so nachhaltig gewirkt, wie jener unglückliche Genfer, wir leben noch in dieser Epoche, wenn sich auch manche Verhältnisse änderten. Im Palast der Weltlitteratur haben jetzt die Deutschen freilich ein Hinterstübchen bezogen: Rechts die schmutzige Senkgrube Berlin, links das schwarz-gelb lackierte Kehrichtfaß Wien, das freilich auch als Kehrichtfaß nicht mehr viel zu bedeuten hat. Die Deutschen haben übrigens wieder das Bedürfnis, sich zu blamieren, wie so oft! Jetzt laufen sie hinter der gartenlaubigen Ambrosius her, ach es ist gar so rührend, wenn die Frau mit dem Dreschflegel wirtschaftet und die Kühe zur Tränke treibt! —

Ich habe aus Italien eine Reihe Photographieen bezogen: Bauten, Bilder, Statuen und weil ich schwerlich mehr hinein komme, genieße ich so meine Erinnerungen nach.

1896.

Am 19. Mai 1896 starb der Erzherzog Karl Ludwig. Selbstverständlich donnerten die offiziellen

Ehrensalven über sein Grab, so daß der Rauch alles verfinsterte. Deswegen will ich einige Züge zu seinem Bilde liefern.

Als Statthalter besuchte er einmal das Gymnasium zu Innsbruck. In der vierten Klasse prüfte Kripp aus der Geschichte. Ein Schüler, Stolz, der nachmalige Professor der Mathematik sagte: „Friedrich der Große." Der Erzherzog unterbrach ihn: „Sind Sie ein Österreicher?" — Ja! — „Dann sagen Sie nicht so, sondern Friedrich von Preußen.

Bei einem Besuche des Klosters Neustift sah er im Zimmer des Prälaten in der damals häufigen Lithographie ein Bild des Kaisers Franz Josef mit der Unterschrift: „Konstitutioneller Kaiser von Österreich." Er ließ sich das Bild aus dem Rahmen geben und zerriß es zum Schrecken des Prälaten. Sein Bruder Ludwig Viktor zerriß auf der hohen Salve das Bild des deutschen Kaisers. Die Sache kam in die Zeitungen und er mußte sich in Berlin entschuldigen. Als 1859 die akademische Kompagnie aus dem Felde zurückgekehrt war, erließ der Erzherzog-Statthalter an jeden der adeligen Schützen ein Dankschreiben, das Blut und der Schweiß der bürgerlichen war nicht so gut. Als die Nachricht von Solferino eingetroffen war, fuhr er nach Absam und verfügte sich dort in die Wallfahrtskirche um zu beten.

Er war reich, aber nicht im gleichen Maße freigebig. Nagiller, der damals sehr arm war, ließ seine Oper Friedrich mit der leeren Tasche im Innsbrucker Theater aufführen, der Erzherzog erschien in der Hofloge, spendete aber nicht einmal das Eintrittsgeld.

Von Werken der bildenden Künste kaufte er nur Skizzen, die er um billiges bekam, und brachte davon eine ansehnliche Reihe zusammen. Bücher kaufte er keine, als einmal eine Deputation aus Welschtirol angesagt wurde, ließ er sich vorher den Dante aus der Universitätsbibliothek kommen. Seine Bibliothek, wenn man es so nennen will, bestand aus etwa hundert Büchern, meist von den Verfassern überreichten Werken, Schematismen und dergleichen. Er vermachte sie dem Museum. Ebenso 28 Statuen aus Holz, die jedoch nicht nach den Originalen der Hofkirche, sondern nach den schlechten alten Kupferstichen verfertigt waren. Einmal war er ein paar Tage als Gast beim Statthalter Widmann. Beim Abschied gab er keinem der Dienstboten ein Trinkgeld. Taaffe erzählte das gelegentlich dem Kaiser. Dieser lachte und sagte: „Ja, ich kenne meinen Herrn Bruder!“ Am geistigen Leben seiner Zeit nahm er kaum Anteil. Er war fromm, ja bigott, gab Almosen; im Verkehr freundlich, war er nicht unbeliebt.

*

Unter mir wohnt eine Frau, die trefflich Klavier spielt. Abends spannt sie sich vom Tagewerk aus, da setze ich mich in einen Lehnstuhl ober ihr und lasse mich von den Fluten der Musik tragen. Dann zünden mir gegenüber die Bauern in der Höttingerschlucht vor der Mutter Gottes die Lampe an, die wie aus einer anderen Welt durch den Nebel schimmert. Wenn es eine Unsterblichkeit gibt, so sind meine Träume ein Erwachen in das Jenseits.

25. Oktober. „Wenn ein Stein vom Himmel

fällt, trifft er eine arme Witwe" sagte jüngst eine unglückliche alte Frau.

*

20. November. Die Religion entspringt aus dem Organismus des menschlichen Geistes, darum vermöget ihr nicht, sie auszurotten.

*

Werden — sterben; Sterben — werden! Schluß!

1897.

15. September. Die Emancipation der Frauen? Wollt ihr sie gründlich durchführen, so hebt die Ehe auf und löst das Verhältnis, den Zusammenhang und Gegensatz der Geschlechter, wie ihn die Natur aufgestellt hat. Die Frage läßt sich manchesmal auf Überbildung der Frauen zurückführen, schwer wiegt dabei der Umstand, daß der harte Kampf um das Dasein den Mann zwingt für seine Einzelexistenz zu ringen und er sich daher immer seltener einen häuslichen Herd gründen und einer Frau eine angemessene Stellung gewähren kann.

1898.

7. Mai. Es wäre also nicht erlaubt, einem Gedanken, einem Bilde, dem Ergebnis der Erfahrung, einer Anschauung metrisch edle Form zu verleihen, es dadurch über das gewöhnliche zu erheben und so der Zukunft zu überliefern?

An K. M. Werner.

Sie sitzen wohl bereits wie Ovid in Ihrem Pontus. Mir ist es, seit wir uns verabschiedeten, nicht sehr gut gegangen; ein neuer Gichtanfall warf mich auf das Bett und es muß der Frühling ein Wunder wirken, wenn ich bald genesen soll.

Jetzt sitze ich auf dem Söller und genieße den Anblick der herrlichen Frühlingslandschaft. Noch vor wenigen Jahren waren mir die schweren Bergschuhe wie die Flügelsohlen des Hermes, die mich leicht emportrugen. Es bleibt mir nur der Nachgenuß meiner Erinnerungen; die Jugend selbst ist Poesie, wenn sich ihr goldenes Licht über das Leben ergießt. Ich denke gern an die Lieder von Uhland. Wie oft sang ich sie in den lauen Sommernächten unter den Kastanien eines Wirtsgartens mit Kameraden. Das ist unmodern; von dem glänzenden Zauber der Romantik blieb nur noch das Gerümpel einer Theaterdekoration.

Vor 50 Jahren ungefähr zur gleichen Stunde bestand ich das Gefecht von ponte tedesco, jetzt bin ich schwach und alt, der Leib will dem Geiste nicht mehr gehorchen, eine Feder nach der anderen fällt aus. Es bleibt mir nur noch der letzte Wunsch der Greise: eine friedliche Todesstunde. Darum räume ich auch auf: Nächstens erscheinen die letzten Alpenrosen, Erzählungen, darunter vielleicht meine beste: „Aug' um Auge," dann die Tragödie Tarquin, die zweite Auflage meiner Marksteine und meine Epigramme.

Eheu satis iam satis inquit Apollo.

Damit schließe ich aber auch ab für immer. Ungefähr 6 Bände bleiben im Kasten liegen, ob sie je

auferstehen, bleibe den Göttern der Unterwelt überlassen!

Jetzt lese ich manches und mancherlei, besonders aus der Elisabethinischen Zeit; es ist merkwürdig, eine wie späte Nachblüte die prätensiöse Form bei den Engländern erlebt, während sich bei uns seit den Schlesiern niemand mehr darum kümmert. Taines geistreiche Litteraturgeschichte verträgt ein zweites Lesen doch nicht recht. Damit mein Schifflein nicht zu leicht wird, lese ich M. Aurel.

*

16. Juli. Ein Stoß ins Herz — gut! Bedauere den, der sein Blut tropfenweise vergießen muß.

31. Juli. Eine Parallele: Thomas a Kempis und Mark Aurel; oder ein Gegensatz?

*

4. Oktober. Gewiß! Keine Sprache hat ein Wort, um den Meuchelmord von Genf zu bezeichnen. Er verlieh aber der Kaiserin Elisabeth einen Nimbus, den sie im Leben nie besaß. Warum hat man den Welschen nicht gleich gelyncht?

*

Ich habe auf ältere englische Dichter zurückgegriffen. Die Lyrik der Elisabethinischen Zeit entspricht völlig dem Stil in den bildenden Künsten; Rokkoko! Manches erinnert an Nippfiguren aus Porzellan.

*

Auch die Größten haben ihre kleinen Schicksale: wäre doch der meiste Tratsch über Goethe ungedruckt

geblieben! Rein ist nur, wem nicht einmal die Versuchung zu nahen wagt.

*

Die Pfaffen mit ihren verschiedenen Trachten und Kutten, die Bischöfe und Äbte mit ihren Spitzkappen, goldenen Rauchmänteln und Krummstäben kommen mir vor, als ragten sie von einer ausgestorbenen Tierwelt in die Gegenwart, auf die sie kein Recht mehr haben sollten.

28. Dezember. Mit dem Worte „Evolution“ sind wir wieder bei der Metaphysik angelangt.

Brief an Necker 10. Januar 1898.

Nun habe ich auch Storm gelesen. Ein Herz von Gold, wo er für sein Land redet und klagt. Ich vermisse aber das Feuer eines Bertram, den Sturm Oswalds, den verzehrenden Grimm Byrons, den Zorn Rückerts. Leidenschaft, Farbenpracht, Phantasie sind bei ihm nicht so mächtig, wie etwa bei Gilm, den er in einem Brief an Kuh herabzieht. Edel und innig sind die Verse an der Gruft seiner Frau; die „Stadt“ gemahnt mich an einen kleinen Kupferstich von Rembrandt. So manches andere. Es ist aber noch mehr Mattes, ja Plattes, zumeist unter den Sprüchen. Ancisirus zeigt einen gänzlichen Mangel an geschichtlichem Sinn, die Körner von Flußgold liegen in viel Schwemmland.

Von seinen Novellen kenne ich das vielgedruckte Immensee. Das Motiv ist von ihm nicht endeckt, beim Auftreten des Harfenmädchens erwartet man, daß er tiefer gehe, er setzt ein, führt aber das Thema nicht

fort. Die viel berufene Vorrede zur Anthologie mag von Fall zu Fall gelten, aber nicht allgemein, entsetzlich ist der Stil. Der Satz: „Es ist dies nicht immer" u. s. w. gehört in die Akten der alten deutschen Reichskanzlei. Wahr ist, was er von den Anempfindern und Nachempfindern sagt. Ich will aber nicht nörgeln. Ich danke Storm für das Schöne, das er bietet; es sind reine Perlen darunter.

*

Nachträglich über Storm. Auch der Gedanke kann sinnlich wirken, wenn es einem echten Dichter gelingt ihn zu verleiblichen, ihm Leben und Bewegung zu verleihen. Schillers Distichen. Zugleich hat ein echtes Kunstwerk immer einen incommensurablen Gehalt, dadurch unterscheiden sich die Werke des Genies von denen des Talentes. Beide trennt, wie Hebbel sagt, ein Haar, das Talent kann nicht darüber wegspringen, tue es, was es wolle. Der wahre Kritiker sieht dieses Haar und urteilt danach.

Storm steht wohl hinter Keller zurück. Dieser war ein sehr gescheiter Mensch, aber eine rohe, plebejische Natur; Saufen, Raufen! Lesen Sie doch die arme Baronin. Wie roh! Von der innern Vornehmheit eines Goethe und Schiller ist bei ihm nichts zu bemerken. Als Lyriker reicht er nicht weit, da überragt ihn Storm.

1899.

Im Vorwinter 1898 begann für mich ein dichterischer Nachfrühling reich nach Inhalt und Form.

Ich erwähne den Festgruß nach Köln, „Das zweite Gesicht", Winter, die Legende, dann die historischen Landschaften Segesta, Taormina, Kolosseum, die Jungfrau. Hier glaube ich den hohen Stil erreicht zu haben. Dazwischen fiel allerlei in Distichen, wie die „Städtebilder". Anfangs Dezember 1899 sind die Quellen versiegt.

*

Der Altmeister unserer österreichischen Dichter Kaspar Speckbacher starb am 24. September an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn am Freitag auf das Bett geworfen hatte. Er gehört in die Verwandtschaft unseres Tiroler Helden und wurde am 3. Juni 1819 zu Ober-Miemingen als der Sohn des Postmeisters geboren. Wenn ihn auch der sonst scharfäugige C. Wurzbach übersah, verdient er doch einen kurzen Nachruf. Sein wohlhabender Vater ließ ihn studieren; er vollendete zu Innsbruck das Gymnasium, die Philosophie und drei Jahre Rechte mit glänzendem Erfolge. Dann ging er, wie damals viele Tiroler, nach Padua. Hier lernte er den nachmals berühmten italienischen Dichter Giovanni Prati kennen, der von ihm ein Liedchen übersetzte. Die Praktikantenjahre arbeitete er in den Kanzleien zu Silz und Klausen, wo sich ein kleiner Liebesroman ergebnislos abspielte. Auf der Stufenleiter der Beamten-Hierarchie stieg er zum Bezirksrichter von Imst empor. Er war zur Zeit des Todes König Friedrich August II. von Sachsen, der bei Brennbühel vom Wagen stürzte, amtlich tätig. Eine kleine Unterbrechung brachte seine Tätigkeit als Defensions-Kommissär 1859 und im Tiroler Land-

tage. Das Jahr 1883 versetzte ihn mit dem Titel „kaiserlicher Rat, in den Ruhestand, worauf sich in seinem Geburtshause ansiedelte und auch dort starb. Er war in den letzten Jahren sehr bresthaft und kam endlich von der Bank vor dem Wirtshause nicht mehr fort. Dort saß ich manchmal bei ihm, und wir schwätzten als Greise von den alten Zeiten.

Auf seinem langen Lebenspfade begleitete ihn die Muse; Bleistift und Papier trug er immer bei sich, um die Einfälle des Augenblickes aufzuzeichnen. Nach Sinn und Richtung gehörte er ganz der alten Schule und schrieb manches gefühlvolle Lied, wenn auch nicht immer in korrekter Form und in Gedankenkreisen, die unsere Modernen kaum noch betreten. Bekannt machte ihn zuerst sein Gedicht „Die Träne", etwa 1844; dann lieferte er einen Beitrag zu den Frühliedern aus Tirol", die ich 1846 herausgab; das erste Lebenszeichen eines neuen Geschlechtes, zu dem Hermann von Gilm, Vincenz von Ehrhart, Alois Meßmer, Sigmund Schlumpf und der leider früh verstorbene Adolph Purtscher gehörten. Darum hat das Büchlein noch geschichtlichen Wert, wenn es auch die Neuzeit überholte. Bei Wagner erschien von ihm 1859 eine kleine Sammlung Gedichte, die ich oben charakterisierte. 1887 veröffentlichte er in Salzburg zu Gunsten des Kirchenbaues von Unter-Miemingen seine „Epitaphien, Inschriften auf Grabsteine," dann legte er in ernsten Sprüchen die Erfahrungen, die Weisheit seines stillen Alters nieder.

Eine große Freude bereitete ich ihm, daß ich Verschiedenes in Almanachen, unter anderen auch in dem

von Cotta, unterbrachte. Er sollte in seiner Heimat nicht vergessen werden, eine kleine, sorgfältige Auswahl könnte seinen Namen für die Litteraturgeschichte retten.

*

Wie man in den öffentlichen Blättern lesen kann, wurden mir zu meinem 80. Geburtstage viele Ehren erwiesen. Ich habe sie nicht veranlaßt, sie rauschten an mir vorüber wie Wasser. Zum Schluß überreichte mir Professor von Scala am 24. Dezember als Weihnachtsgabe des deutschen Sprachvereins meine Bronzestatuette von Professor Fuß.

Besonders erfreut hat mich die Übersicht meiner geologischen Arbeiten von den Professoren Blaas und Dallatorre in den Innsbrucker Nachrichten und im Tir. Boten, dann das Ehrendiplom der geologischen Reichsanstalt. Meine Aufgabe als Naturforscher war beendet, als ich meinen Nachfolgern die Schlüssel der den Räumen, wo ich so lang gewirkt hatte, Abschied Sammlungen überreichte und mit tiefer Wehmut von nahm.

Als Dichter gehöre ich meinem Volke und schaffte für die Menschen, meine Schriften sind allen gewidmet, die sich daran erfreuen und erheben wollen.

Jetzt habe ich meine Aufgabe erfüllt und lege ruhig die Feder nieder.

Am Weihnachtstage 1899.

Adolf Pichler.

Inhaltsverzeichnis

Personenverzeichnis

Adolf Pichler über seine Werke.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

